This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06818562 2

(Neander)
ZDDC

Denkwürdigkeiten

aus der

Geschichte des Christenthums

und

des christlichen Lebens.

Herausgegeben

von

Dr. A. Neander.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK
NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin,
bei Ferdinand Dümmler.
1825.

Vorrede zur ersten Auflage.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist überzeugt, wie gewiß Viele diese Ueberzeugung mit ihm theilen, daß die Kirchengeschichte, wenn sie gründlich untersucht und unbefangen, nicht durch die Brille irgend einer dogmatischen oder philosophischen Schule betrachtet wird, am meisten dazu dient, das Eigenthümliche und Göttliche in dem Wesen des Christenthums und den Wirkungen desselben an's Licht zu setzen, und dadurch das Herz zu erwärmen und zu erbauen, die Uebereinstimmung des Christenthums mit den Forderungen und Bedürfnissen der menschlichen Natur in allen Zeiten, auf allen Bildungsstufen und unter allen Verhältnissen darzuthun und dadurch

der Apologetik eine feste Grundlage zu geben, den Geist des Christen über engherzige Verkätzerungssucht, beschränkendes Formelwesen und einseitigen Methodismus, der den Wirkungen des Geistes Gottes Maaß und Ziel setzen will, zu erheben, indem sie das Mannigfaltige wie das Eine in der Entwickelung des christlichen Lebens unter den so verschiedenen Eigenthümlichkeiten und eigenthümlichen Richtungen der Menschheit, welche alle in dem für die ganze menschliche Natur bestimmten Christenthum ihren Platz finden, und durch dasselbe ein göttliches Leben in sich aufnehmend verklärt und verklärt werden sollen, indem sie so das Eine in dem Mannigfaltigen erkennen läßt, indem sie zu betrachten giebt die unerschöpflich reiche Fülle in der Ausgießung des Geistes, der sie verleiht allerlei Gaben und sein Werk auf so mannigfaltige Weise in den verschiedenen Menschennaturen treibt, daß die Kirchengeschichte endlich am besten in der Vergangenheit die Gegenwart anschauen, die Erfahrungen vergangner Zeiten für die Gegenwart benutzen, die Gefahren, welche durch die

ſich immer wiederholenden Urſachen dem ächten Chriſtenthum und den Entwickelungen des Reiches Gottes im Einzelnen und im Ganzen nachgehen, erkennen und abwehren läßt. Das Verlangen, zu Erreichung dieſer großen Zwecke des Studiums der Kirchengeſchichte etwas mitzuwirken, dazu, daß die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchungen in dieſem Fache für ein größeres chriſtliches Publikum immer mehr praktiſch nutzbar gemacht werden, etwas beizutragen, dieſes Verlangen beſeelte den Herausgeber, indem er den Plan zur Herausgabe dieſer fortlaufenden Reihe chriſtlich-hiſtoriſcher Darſtellungen entwarf. Es wird ſich dieſe Zeitſchrift, die ſich an kein beſtimmtes Zeitmaaß binden wird, von der aber doch wo möglich halbjährig ein Band erſcheinen ſoll, mit allen Zeiten der Kirchengeſchichte, von dem apoſtoliſchen Zeitalter an, beſchäftigen. Sie wird umfaſſende und allgemeine Schilderungen des chriſtlichen Lebens verſchiedner Zeitalter und Kirchen, Biographien, Darſtellungen einzelner praktiſch-wichtiger Begebenheiten, Entwickelungen der Geſchichte einzelner Lehren, in-

schöne solche zur praktischfruchtbaren Bemerkungen Anlaß giebt, enthalten. Kurz, es wird das Streben seyn, ohne sich an eine bestimmte Form zu binden, Alles anzuwenden, was jene großen Zwecke der Beschäftigung mit der Kirchengeschichte fördern kann.

Der erste hier erscheinende Band beginnt mit einer Darstellung des christlichen Lebens der drei ersten Jahrhunderte, welche in folgenden Bänden nach gewissen Zeitabschnitten bis zu dem Zeitalter der Reformation, dieses mit eingeschlossen fortgeführt werden soll. Als Einleitung zu den hier zuerst folgenden Schilderungen dient die den sittlichen Character des Heidenthums darstellende Abhandlung unsers werthen Herrn Collegen Tholuck, welcher der Ausführung dieses ihm zuerst bekannt gewordenen Plans sich mit Liebe angeschlossen hat.

In den nächsten Bänden wird eine Darstellung des christlichen Lebens der drei folgenden Jahrhunderte erscheinen. Es wird bei den Fort-

setzungen wie bei dem Anfange dieser Unternehmung dies Streben seyn, populaire Form in die Darstellung mit wissenschaftlicher Rechtfertigung und Erläuterung des Gegebenen, besonders in den hinzugefügten Anmerkungen, möglichst zu verbinden.

Noch hat der Herausgeber eines ihm wichtigen äußerlichen Zweckes bei diesem Unternehmen zu erwähnen, damit diejenigen, welche gleichfalls dieser Zweck interessiren sollte, zur Beförderung des Fortganges dieser Unternehmung beizutragen bewogen werden mögten. Das von dem hochgeschätzten Herrn Verleger erhaltene und für die folgenden Bände zu erhaltende Honorar ist zur Unterstützung dürftiger und würdiger Theologie studirender Jünglinge der hiesigen Universität bestimmt. Sollte Einer oder der Andre Leser geneigt seyn, noch außerdem dem Herausgeber durch Hinzufügung einer besondern kleinen Gabe zu diesem Zwecke sich anzuschließen, so wird dieselbe dankbar angenommen und getreu verwandt werden.

Es bleibt dem Herausgeber nichts übrig, als zu schließen, mit dem herzlichen Wunsche zu dem, von dem alle gute Gabe kommt, daß Er die geringen Kräfte, von denen dies Unternehmen ausging, durch Seine Kraft leite und stärke, und dieses in Schwachheit angefangene Unternehmen, mit seinem Segen begleiten möge!

Berlin, den 24. October 1822.

August Neander.

Inhaltsverzeichniß.

I. Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums besonders unter den Griechen und Römern, von dem Standpunkte des Christenthums aus betrachtet; von Dr. A. Tholuck.

Seite

Vorwort. 1
1. Ueber die Entstehung des Heidenthums. 7
2. Beurtheilung der heidnischen Religion von den Heiden selbst . . 24
3. Character der Vielgötterei und Natur-Vergötterung im Allgemeinen, wie der Griechischen und Römischen Religion insbesondere. . . . 64
4. Ueber den Einfluß des Heidenthums aufs Leben, insbesondere bei den Griechen und Römern. 88
1. Ueber Aberglauben und Unglauben, besonders um die Zeit der Erscheinung Christi. 88
2. Ueber die Sinnlichkeit bei den Heiden. 129
3. Unvermögen der heidnischen Religionen, eine tiefe und gründliche Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts, der einzelnen Menschenklassen und der Geistesvermögen jedes Einzelnen zu bewirken, nebst daraus hervorgehenden Folgen für die Sittlichkeit. 162
5. Ueber das Studium der classischen Litteratur. 205
Anmerkung über den Urzustand des Menschen. 211
Nachweisung der Citate des Textes. 217

II. Das christliche Leben der drei ersten Jahrhunderte, von Dr. A. Neander.

1. Die verschiedenen Wege der Bekehrung zum Christenthum. . 234
2. Wirkungen des Christenthums auf das allgemeine Gottesbewußtseyn in dem Menschen. 274

Seite

3. Verhältniß der christlichen Kirche zur heidnischen Welt, in welche sie eintrat. 281
4. Wie die Christen ihren Beruf betrachteten. 290
5. Lieblingssinnbilder der Christen. 303
6. Die Seele des inneren Christenthums. 305
7. Allgemeine Schilderung des christlichen Lebens. 312
8. Das Gebet 318
9. Das Fasten mit dem Gebet verbunden. 328
10. Das Leben der Asketen 330
11. Opposition des ächt christlichen Geistes gegen eine falsche asketische Richtung. 332
12. Thätige Bruderliebe der Christen unter einander. 337
13. Allgemeine Menschenliebe. 341
14. Der Christ unter den Verfolgungen. 343
15. Theilnahme aller Christen an den Leiden der Bekenner. . . 371
16. Erlaubte und verbotene Gewerbe unter den Christen . . . 374
17. Häusliches Leben 384
18. Der Christ bei allgemeinen Landplagen, ansteckenden Krankheiten und Sterbefällen. 388

Anmerkungen.

1. Ueber die Wundergabe der ersten Christen und die Geistesgaben im Allgemeinen (χαρισματα). 399
2. Ueber das Innere und Aeußere bei der h. Taufe. 405
3. Wirkung des Evangeliums unter den Heiden durch christliche Dienstboten und christliche Handwerker. 407
4. Unterschied der Stoischen Apathie und der christlichen Gelassenheit. 407
5. Der Platonismus für tiefere Menschen ein Uebergangspunkt zum Christenthum. 409
6. Freie Prüfung aller Secten führt den nirgends Ruhe Findenden zu Christo. 410
7. Verschiedene Arten, das Evangelium zu verkündigen. 411
8. Ueber die vom Christenthum erzeugten Gährungen und das Verhältniß der Staatsgewalt dazu 412
9. Ueber das Theilnehmen an Opfermahlzeiten. 415
10. Christliche Strenge auch in Kleinigkeiten. 416
11. Freisinn, den das Christenthum erzeugt. 418
12. Tadel der weltlich Gesinnten bei Zurückziehung der Christen von weltlichen Vergnügungen. 418
13. Die Pflicht des Christen, zu kämpfen, wie ein Krieger. . . . 419
14. Ueber das allgemeine Priesterthum aller Christen. 421
15. Ueber die legio fulminea 430

Das Wesen und die sittlichen Einflüsse des Heidenthums besonders unter Griechen und Römern, von dem Standpunkte des Christenthums aus betrachtet.

Vorwort.

Es geht der Reihe von Aufsätzen, deren Aufgabe es ist zu zeigen, daß die unsichtbare Gemeinde des Herrn, das Herz der Menschheit genannt werden muß, und daß auch unter der erkältendsten Temperatur das Herz doch immer noch einiger kräftiger Schläge fähig war, deren frische Lebenskraft weithin gefühlt wurden, eine Abhandlung voran, die zeigen soll, daß das Heidenthum auf keine Weise im Stande gewesen den Menschen zu heilen, daß vielmehr während desselben das Gebrechen und Leiden der Menschheit immer größer wurde. Wer oben auf dem Berge stehe, blicke nicht blos auf das Gold, was die Morgensonne auf die Gräser und die Blumen zu seinen Füßen schüttet, auch hinter sich blicke er zuweilen, hinab in den Grund wo noch die Schatten liegen, damit er dann desto klarer wisse, daß

die Sonne eine Sonne ist! So ist's auch den Jüngern Christi heilsam aus dem Reiche des Lichts jezuweilen einen Blick hinüberzuwerfen auf die finstre Schaubühne, wo die Menschen in einsamem Dunkel ihre Rolle spielen ohne einen Erlöser, ohne einen Gott. Darum steht denn auch gerade hier eine Abhandlung wie die folgende am rechten Orte. —

Zu segnen ist folglich diese Abhandlung nicht gekommen, das heißt: sie kann nicht aufs Loben ausgehn. Es liegt nicht in ihrem Zwecke — was gleichfalls billig ist — zu zeigen wo auch innerhalb des Heidenthums Gott offenbar wird; ihr Zweck ist darzuthun, daß das Heidenthum als solches das Bild Gottes im Menschen nicht herstellte, sondern schändete. Niemand wollt also den Verfasser der Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn er nicht jedes göttliche Sumenkorn, deren auch ihm so Manche im Heidenthume aufstießen, hier vor Augen legt. Er wird da, wo die Erwähnung des Guten des Heidenthums genau mit der des Bösen zusammenhängt, nicht jenes verschweigen. Denn der Spiegel des Christenthums braucht nicht erst andere Spiegel mit dem Gifthauch der Verläumdung anzuhauchen, damit er selbst für klar gehalten werde.

Allein noch ein anderer Vorwurf, der gleich hier an der Spitze berücksichtigt werden muß, könnte gegen eine Betrachtung wie die vorliegende erhoben werden, daß nämlich ein schon oberflächlicher Blick in die Geschichte der Chri-

stenheit eine nicht geringere Verderbniß sehen läßt, als die hier geschilderte des Heidenthums, zu geschweigen was dann laut werden würde, wenn die Wände aller christlichen Pallästе und alte Klostermauern reden dürften. Man wird behaupten wollen, wenn man Byzanzs Chronisten und Frankreichs Moniteur der neunziger Jahre, wenn man der Ludwige chronique scandaleuse und der Alexander VI. und Cäsar Borgias annales ecclesiastici plündern wollte, ein noch weit grelleres Gemälde menschlicher Verworfenheit zeichnen zu können. Und zwar läugnen wir dies nicht. Hat der Herr gesagt, daß es Tyrus und Sidon erträglicher gehen werde, denn Chorazin und Bethsaida, so sagen auch wir es. Hier frägt es sich aber nicht, was der mit Wasser getaufte Christ besser sei denn der Heide, sondern der mit Geist und Feuer getaufte, ja es frägt sich nicht einmal, was der oder jener mit Geist und Feuer getaufte Christ vor dem oder jenem Heiden voraus habe, sondern was das Feuer und der Geist, welcher durch Christum die tauft, welche sich ihm ohne Vorbehalt hingeben wollen, bewürken könne und seiner Natur nach bewürke, und auf der andern Seite was der Geist des Heidenthums seiner Natur nach erzeuge. Kommen wir aber ins geschichtliche Gebiet, so werden wir, wo wir die Früchte des Heidenthums schildern, auch nachweisen daß sie würklich aus dem Keime der Volks-Religion hervorgehen konnten, was jedoch keinesweges dem widerspricht,

daß auch einige [illegible] daraus hätten hervorgehen können, [illegible] nur die vorliegenden argen Früchte auf die arge Wurzel zurückführt, ohne [illegible] auf die [illegible] schönen Früchte (etwa in Pythagoras, Pindar, Sokrates, Plato, Plutarch) Rücksicht zu nehmen. Vergeblich würde dagegen das Geschäft dessen sein, der beweisen wollte, daß das meiste Unkraut, das von Anbeginn an innerhalb dem christlichen Kirchengehege gewuchert hat, aus der Wurzel des Geistes Christi entsprungen sei. Bitteres und Süßes quillen nicht aus derselben Quelle. Nennen sich auch Stroh und Weizen zusammen! spricht der Herr. Die Finsterniß [illegible] und wollte das Licht, das in sie hineinschien, nicht begreifen, daher kam das Unkraut. Theophilus von Antiochien verglich die christlichen Kirchlein in dem weiten Gebiete des Heidenthums grünenden Inseln auf dem brandenden großen Ocean. Also hat sich auch innerhalb des Christenthums die Gemeinde der Wiedergebornen allezeit verhalten zu den Kindern der Welt. Denn in allen Jahrhunderten sind nur Wenige gewesen, welche, erwacht durch ein [illegible] Wecken und Rufen des Geistes Gottes, aufstanden und, ihre Lenden umgürtend und Oel gießend in ihre Lampen, als die Aufgabe des Lebens erkannten und ergriffen die Vernichtigung des Menschen der Sünde bis in die tiefsten Gründe des verderbten Herzens, die tägliche Kreuzigung der Fleisches- und Sinnenlust, das tägliche Ersterben und das täg-

liche Auferstehen mit dem Erlöser ihrer Seelen. Wo denn aber würklich solche von Gott gelehrte Menschen, solche priesterliche Seelen, denen Er täglich von der verborgenen Weisheit prediget, in der Finsterniß standen, da floß auch ein milder Schimmer auf die nächsten Nachtwolken. Denn das Reich Gottes auf Erden blickt wie die Sonne durch die Wolke, man sieht wohl das Licht, aber nicht die Sonne, wenn aber die Wolke hinweg, sieht man Licht und Sonne. Daher ist denn auch allerdings selbst die Christenheit, die den Geist Christi nicht hat, doch noch nicht völlig dem Heidenthum vergleichbar. Sie empfängt mehr oder weniger unspürbare Einflüsse von den unter ihnen wandelnden Kindern Gottes. Selbst ins öffentliche Leben, in Staatsverhältnisse und Wissenschaft dringt mehr oder weniger von jenem geheimwaltenden Geiste ein. Undankbar wahrlich ist daher auch sehr der äußerliche Christ, welcher die ernsteren Christen schmäht, da ja diese, durch ihre Gebete himmlische Kraft und Geist Gottes herabrufend, Kanäle werden, um unmerklich auch auf die Feinde des Reichs Gottes Segnungen zu verbreiten. Durch das Gesagte ist nun eben auch der Standpunkt angegeben, wie das angesehen werden muß, was in dieser Abhandlung von dem Segen des Christenthums gesagt wird, der sich im öffentlichen Leben der Christenheit im Ganzen offenbart.

Wollte man nun endlich noch einwenden, daß denn doch die Zahl der geistlich in Christum

eingepflanzten Christen so gar gering gewesen sei, daß doch durch die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, daß „durch die zweite Bewegung der Erde" wenig nur gefördert worden sei, so dient erstens zur Antwort: Alle die Tausende, die statt der vollen Sonne nur Strahlen erhalten haben, sind nicht für nichts zu rechnen. Freilich wärs ihr großer Schaden, daß sie die Sonne nicht ganz aufnahmen, mit andern Worten nicht völlig Christen wurden; doch ist Ein Strahl dieser Sonne noch wärmender als das reichste Kerzenlicht. Ferner ist zu wissen, daß wie des Christen göttlichste Früchte so auch des Christenthums im Verborgenen blühen. Wie die Natur nur laut ist wenn sie zerreißt, aber schweigt wenn sie gebiert, so wird von der Geschichte mehr der Mißbrauch göttlicher Kraft gemeldet, aber ihr segenreiches Walten weiß nur der Leidende der erquickt wird und der Engel der die getrockneten Thränen zählt. Und wer ist, der je bei dem Schauspiel als neugieriger Zuschauer gesessen hätte, was doch unter allen im Reich Gottes das größeste ist, wenn das Herz gegen sich selbst in Empörung geräth, und die flackernde Lust oder der dampfende Groll unter unendlichen Blutlosen Kämpfen still erstickt wird von dem Thränenschauer tief in Gott untergehender Demuth! Da erst, ja da wo nicht einmal das Auge des christlichen Bruders hinblickt, ist die Herrlichkeit des aus dem Geist Geborenen, da dampfet ein Weihrauch der dem Herrn köstlicher ist denn alle Aloe

der weit hinduftendsten Werkthätigkeit, sintemal es vor Gott nichts größeres giebt als ein sich selbst erniedrigendes und vor Seinem Feuerauge auch der verborgensten Eigenheit entkleidendes stolzes Menschenherz. —

Ueber die Entstehung des Heidenthums.

Hören wir zuerst was über die Entstehung des Heidenthums der Apostel Paulus sagt, um darauf, als auf einen sicher gelegten Grundstein, was unsere Ansicht ist, zu bauen. Er sagt (nach richtiger Uebersetzung jener Stelle): „Der göttliche Zorn wird sich vom Himmel her offenbaren über alle Gottlosigkeit und Unheiligkeit der Menschen, welche die Wahrheit durch Unheiligkeit unterdrücken. Denn so viel von Gott erkannt werden kann, ist ihnen ja offenbar, Gott selbst hat es ihnen offenbart. Was nämlich eigentlich unsichtbar an ihm ist, seine ewige Kraft und Göttlichkeit, das wird ja gleichsam sichtbar geschaut an den Geschöpfen seit der Schöpfung der Welt, sobald wir mit unserem inneren Bewußtseyn an diese Beschauung uns begeben, so daß sie (die Heiden) keine Entschuldigung haben*). Sie kannten ja Gott, ehrten ihn aber nicht als den höchsten Gott, und waren ihm nicht als solchem dankbar, sondern sie wurden in ihren Speculationen zu Thoren und ihr unverständiger Sinn

ward verblendet. Zu Thoren wurden sie, da sie vorgaben, die Weisen zu seyn, und setzten an die Stelle der Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes das Ebenbild der Gestalt vergänglicher Menschen, der Vögel, vierfüßigen Thiere, und des Gewürmes. Darum hat Gott auch seinerseits sie überlassen durch die Begierden ihres Sinnes der Unreinigkeit, so daß sie ihre eignen Körper selbst verunehrten, sie welche die wahre Beschaffenheit Gottes mit einer Lügenhaften vertauschr und das Geschöpf mehr als den Schöpfer geehrt und angebetet hatten, welcher ewiglich gepriesen werde! Amen. Darum, sage ich, hat Gott sie auch den entehrenden Lüsten überlassen, indem die Weiber unter ihnen die natürliche Vermählung in die unnatürliche verwandelt haben und gleicherweise auch die Männer mit Vorbeigehung des naturgemäßen Gebrauchs der Weiber, in Wollust gegen einander entbrannt sind, als Männer mit Männern Schande treibend, worin sie den Lohn für ihren Abfall, der ihnen gebührte, sich selbst bereiteten. So wie sie nämlich es nicht werth hielten, zu dem Bewußtseyn Gottes zu gelangen, also hat Gott auch sie einem unedlen Sinne überlassen, Ungebührendes zu thun, indem sie voll sind von Unheiligkeit, Hurerei, Bosheit, Habsucht, Niederträchtigkeit, voll von Neid, Mord, Zank, Tücke, Hinterlist, Ohrenbläserey, Verläumder, Gott-Verächter, Uebermüthige, Hoffärtige, Ruhmredige, Unheil-Aussinnende, Ungehorsame gegen die Aeltern, Bundbrüchige, Lieblose, Unversöhnliche, Un-

barmherzige, welche, obwohl sie das Sittengesetz Gottes recht gut kannten, wie nämlich die, welche solches thun, des Todes schuldig sind, dennoch nicht bloß solches thun, sondern auch denen, die es thun, ihren Beifall geben."

Was der Apostel hiermit sagen will, wollen wir durch eine Umschreibung uns deutlicher zu entwickeln suchen. Paulus will dies sagen: „Ich bin ein Prediger der frohen Botschaft vom Erlöser, an alle Menschen, denn alle Menschen bedürfen eines solchen Erlösers. Zuvörderst will ich euch Heiden dies zeigen. Gottes Zorn wird vom Himmel her einst sich offenbaren über alle die, welche durch Unheiligkeit die Wahrheit unterdrückt haben. Und dies seid ihr, die Heiden. Diese Wahrheit nämlich besteht in der rechten Gotteserkenntniß. Diese aber, so weit sie überhaupt für Menschen zu erlangen ist, ist euch offenbar gemacht worden. Was Gott in sich ist, kann kein Mensch wissen, allein seine Attribute können wir erkennen, und durch diese sein Wesen. Diese Beschaffenheiten Gottes sind theils physisch, theils sittlich, theils Kraft δυναμις, theils Göttlichkeit θειοτης. Obwohl an sich unsichtbar, werden diese doch gewissermaßen sichtbar in der Schöpfung Gottes, die vor uns liegt. Freilich können wir diese Idee des metaphysisch und sittlich völlig unbedingten Wesens nicht aus der Natur herausnehmen, ohne sie vorher schon in uns zu haben. Allein wir müssen die Offenbarung, welche in uns ist, nur erwecken lassen durch die äußere Offen-

bewusst (νοούμενα καθορᾶται). Und dieses geht so zu. Der unbefangene Mensch wird beim Anblick der Schöpfung sich durch sein Inneres hingetrieben fühlen zur Annahme einer unendlichen, alles bedingenden und selbst unbedingten Kraft[2]). So entsteht ihm das Bewußtseyn von einem physisch Unbedingten, Absoluten. Allein da er dies als die Bedingung und den Urheber auch seiner eigenen sittlichen Natur ansehen muß, so kann er nicht anders, so muß er auch die Sittlichkeit in der höchsten Potenz jenem unbedingten Urwesen beilegen und so kann sich in dem Menschen, wenn keine ungöttlichen Triebe sein natürliches Bewußtseyn trüben, zwar nicht aus der Weltanschauung, aber doch an der Weltanschauung das Bewußtseyn von einem einigen, alles bedingenden und sittlichen Gotte entwickeln. Diese reine Erkenntniß entwickelte sich aber nicht bei den Heiden, wiewohl sie, dem Keim nach, in ihnen lag, sondern (die ἀδικία) die selbstsüchtigen Triebe unterdrückten dieselbe im Keime. Der Mensch wollte sündigen, er wollte sich nicht mit seinem Gemüthe über die ganze sichtbare Welt erheben; daher wurden die Griechen in den Speculationen ihrer verblendeten Vernunft zu Thoren, und suchten das Ewige innerhalb der Vergänglichkeit. Dieses Herabsinken in der Erkenntniß Gottes, veranlaßt durch die selbstsüchtigen ungöttlichen Willenstriebe, hatte zur Folge, daß der wahre Maaßstab für alles Höhere schwand, daß der Mensch seine eigene höhere Natur verkannte

und auch sich entehrte. Gott ließ dies als ein gerechtes Gericht zu, indem es in der sittlichen Weltordnung liegt, daß das Böse eben so sich selbst bestraft, wie das Gute sich selbst belohnt. So wie nun der Mensch das Wesen Gottes herabgezogen hatte in die Sinnenwelt, so erniedrigte der nun nicht mehr von dem Licht einer höheren Erkenntniß, sondern von seinen sündlichen Willenstrieben, beherrschte Mensch sich selbst unter das Thier. Dies geschah so lange, bis auch in der Erkenntniß je mehr und mehr das göttliche Licht schwand, so daß (V. 32.) am Ende der ganz gesunkene Mensch sogar die Sünde an und für sich mit kalter Ueberlegung billigen konnte. Bisher war immer nur im Augenblick der Sünde die bessere Einsicht verdunkelt worden, nun aber war, da dies geschah, der tiefste Grad von Versunkenheit erreicht.“

Neu und tief ist diese Ansicht des göttlichen Apostels über die Entstehung der heidnischen Gottheiten; doch ehe wir sie nun näher betrachten, fügen wir diesem Ausspruche ähnliche Worte einiger Männer der alten Kirche bei, welche des Apostels Lehre noch mehr ins Licht setzen, nämlich die Ausprüche des Bischof Theophilus von Antiochia (um das Jahr 170), des Bischof Athanasius von Alexandria (350) und des Bischof Philastrius von Brixia (350). Der erstere sagt [4]) auf die Frage des Heiden, wo denn sein (des Christen) Gott sei? Folgendes: „Zeige du zuvörderst, ob die Augen deiner Seele

ſehen und die Ohren deines Herzens hören. Denn ſo wie diejenigen, welche mit körperlichen Augen ſehen, die Dinge des gewöhnlichen Lebens bemerken und alles von einander Verſchiedene unterſcheiden können, Licht und Schatten, Weiß und Schwarz, wohlgeſtaltet und ungeſtaltet, ſchön gefügt oder übel gefügt, ebenmäßig und unmäßig oder übermäßig oder verſtümmelt, und wie daſſelbe vom Gehör gilt, wo wir ſcharftönend, ſchwertönend, wohltönend unterſcheiden, ſo verhält es ſich auch mit den Ohren des Herzens und den Augen der Seele. Gott wird nur geſehen von denen, welche ihn ſehen können, welche nämlich die Augen ihrer Seele geöffnet haben. Alle haben zwar Augen, aber Einige haben umnebelte, welche das Sonnenlicht nicht ſehen. Darum nun, weil Blinde die Sonne nicht ſehen, hört ſie nicht auf Sonne zu ſeyn, ſondern ſich ſelbſt mögen die Blinden die Schuld beimeſſen und ihren Augen. Alſo, o Menſch, ſind auch deine Seelenaugen von deinen Sünden und böſen Werken verdüſtert, denn ſo rein wie einen leuchtenden Spiegel muß der Menſch ſeine Seele bewahren. So wie nämlich, wenn Roſt im Spiegel iſt, das Antlitz des Menſchen im Spiegel nicht erblickt wird, ſo kann auch der Menſch Gott nicht erblicken, in welchem die Sünde herrſcht.“ — Athanaſius beſchreibt den Urſprung des Götzendienſtes auf gleiche Weiſe in ſeiner Apologie [4]): „Indem nämlich die Seele durch die Hingabe an die leiblichen Begierden den Spiegel,

den sie gleichsam in sich hat, und durch welchen allein sie das Bild des Vaters schauen konnte, überdeckte, sieht sie nun nicht mehr, was die Seele sehen soll. Sie zerstreut sich nach allen Seiten hin und sieht blos das, was im Sinnlichen sie berührt. Auf diese Weise nun, erfüllt von fleischlichen Lüsten und bewegt von dergleichen Gedanken, bleibt nichts anderes übrig, als daß sie den Gott, den sie in ihrem Innern vergaß, in körperlichen und irdischen Dingen sich aufsucht, den sichtbaren Dingen den Namen Gottes beilegend und nur dasjenige über ihn sich vorstellend, was ihr angenehm ist. So leitet also zum Götzendienst als Urheberin die sittliche Verderbniß." — p. 9. sagt Athanasius ferner: „So wie die Menschen die Sünde, die nicht würklich ist, erdichteten, so auch die Götter, die nicht würklich sind. Sie gleichen solchen, die in einen tiefen Brunnen gestürzt sind, und wegen des Druckes des Wassers nicht aufstehen können, sie blicken zu Boden und meinen bald, daß oben im Lichte nichts mehr sey, indem sie das an dem Grunde des Bodens für das Wichtigste halten. So vergißt der in der Welt des Geschaffenen sich Verlierende den Schöpfer!" — Eben so äußert sich Philastrius *): Es giebt noch eine Ketzerei, welche sagt, das Heidenthum sei von Gott eingerichtet worden, nicht durch die Bosheit der Menschen, noch auch durch die Eingebung des Feindes ausgedacht, um Laster und Sünde üben zu können. Wenn es aber von

Gott eingesetzt ist, warum wird es von Gott verdammt? Denn daß vom Anfange der Welt Gottes des allmächtigen Vaters, seines Sohnes und des heiligen Geistes Kenntniß verkündet wurde, leidet keinen Zweifel, da wir in dem ersten Buch Mosis beständig finden: Und Gott sagte; und Gott that; — der Herr ließ regnen vom Herrn 1. Mose 19, 24; — der Geist schwebte über den Wassern; — da Pharao sagt: Wer soll uns dies auslegen, der nicht den Geist Gottes hat? — da David sagt: Durch das Wort des Herrn sind die Himmel gegründet und durch den Geist seines Mundes all ihr Heer. — Allein da nachher der verkehrte Wille der Menschen von einer so hohen Erkenntniß der Frömmigkeit abwich, da er sich bestrebte, lügenhaften Götzen und Nichtigkeiten zu dienen, und sich lieber dem schändlichsten Leben hingeben wollte, wurde er dem Verdammungsurtheil unterworfen, so daß vor Alters die Propheten sagten: Wer den Göttern opfert, wird ausgerottet werden. Und wiederum: Die Götter, die den Himmel nicht gemacht, werden ausgerottet werden. Weswegen der Herr seine abermalige Erscheinung so kund that: Der ich durch die Propheten redete, siehe! ich bin selbst hier. So befiehlt denn Gott also nirgend Engel anzubeten, noch die Elemente der Welt, noch ein Geschöpf, noch die Götzen, welche der schändliche Wille der Menschen lieber erfinden wollte, um ihre Schandthaten und Gräuel ausüben zu

können, damit sie bei diesem Gottesdienst jene ungemessene Zügellosigkeit zu sündigen genießen dürften." —

Die in den angeführten christlichen Aussprüchen niedergelegten Ansichten über die Entstehung des Heidenthums, gehen zunächst von der Annahme aus, daß der wahre Gottesdienst früher vorhanden war als der falsche, daß also auch das Heidenthum nicht die Schlange ist, die schon in der Wiege des Menschengeschlechts lag und ihm schmeichelte. Diese Annahme dürften wir uns auch nicht erst durch die Auctorität des göttlichen Ausspruches gewiß machen lassen. Gesunde Philosophie und Geschichte, welche disiecta membra poetae zu erkennen vermag, zeugen laut genug dafür. Was die Geschichte betrifft, so vergl. was Beilage I. darüber gesagt ist. Was die gesunde Philosophie betrifft, so ist dieselbe allezeit der Meinung gewesen, daß die Dialectik früher war, denn die Sophistik, die Wahrheit früher als die Lüge. Wenn nun aber der Apostel den Heiden sagt, daß sie gegen ihr besseres Wissen aus Lust zur Unheiligkeit ihren Gott verläugneten, so ist diese Ansicht der Sache freilich neu. Dies darf uns aber nicht Wunder nehmen, da das Christenthum überhaupt reich an neuen Ansichten ist, indem es geistliche Dinge immer mit dem Blicke von oben herab ansieht, und dann auch bis auf die Tiefe blickt. Unendlich wichtig und groß ist die Wahrheit, die das Christenthum dem Menschen lehrt, daß die Sünde

die Mutter aller Lüge und alles Irrthums ist. Und wohl sagen die Rabbinen wahr: Der ist nicht weise, der erst weise wird und dann seine Sünde erkennt; der ist weise, der erst seine Sünde erkennt und dann weise wird. Tagtäglich erfährt ein Jeder in seinem Busen, wie die Sünde ein und dasselbe Kunststück immer am Menschen wiederholt, und es ihr seit Jahrtausenden bei dem klügsten Weltweisen nicht weniger als bei der bethörten Menge mit jedem Tagesanbruch aufs neue gelingt. Die Lust, dieser in das Herz des gefallenen Menschen geschmiedete Tantalus, lockt und hascht, die Erkenntniß widerspricht, da lockt die kühne heftiger und die Erkenntniß wird verblendet und sucht einen Vorwand, und nun empfängt die buhlerische Lust und gebiert die Sünde. Und je öfter die Erkenntniß, die göttliche, sich verblenden ließ von der lockenden Lust, desto schwächer widerstrebt sie, desto mehr wird sie selbst ein Irrliche und erzeugt dann selbst wieder die Sünde, wie der Apostel auch den Heiden dies zeigt. Ist nun die Lehre von dem wahren Einen Gotte die ursprüngliche im Menschengeschlechte gewesen, so können wir uns gerade aus jener Täuschung der Sünde am genügendsten erklären, wie allmälig die Verehrung mehrerer Götter und zwar Naturgötter entstanden sei. So lange nämlich der Mensch im lebendigen sittlichen Zusammenhange mit Gott, seinem Lebensquell, stand, richtete er seinen Blick noch weniger auf das in der Natur allwaltende Leben. Er wandelte auf Erden, aber

sein

ſein Gemüth bewegte ſich in der höheren Geiſterwelt, in der es ſeinem Innerſten nach wurzelt. Je mehr indeß der lebendige Umgang der Seele mit Gott erkaltete, je mehr der Sinn des Menſchen das Bewußtſeyn verlor des über der Sinnenwelt ſtehenden ſelbſtſtändigen Gottes und des Reiches der himmliſchen Heiligkeit und Seligkeit, deſto mehr richtete ſich die ganze Aufmerkſamkeit auf das in der Erſcheinungswelt ſich offenbarende Natur-Leben, welches freilich kein ſittliches iſt. War nun ſo der Menſch, vermöge der Neigungen ſeines verderbten Herzens, dem Umgange mit Gott und allmälig auch dem Gedanken an den heiligen Gott und die heilige Geiſterwelt immer mehr entfremdet worden, hatte er ſich immermehr von dem Schöpfer hinweg in die Schöpfung hervabziehen laſſen, ſo lag der Irrthum nahe, daß der Scharfſichtige, die Erkenntniß eines heiligen, ſelbſtſtändigen Gottes über der Welt verläugnend, den Inbegriff jenes in der Erſcheinungswelt ſich offenbarenden Lebens für Gott hielt und dem Pantheismus den Urſprung gab; der Schwachſichtigere dagegen, welcher nicht vermochte, von dem vor Augen Liegenden abſehend, zu einem großen Ganzen ſeinen Blick zu erheben, in jeder einzelnen Erſcheinung den einzelnen Gott zu ſehen meinte, und auf dieſe Weiſe den Polytheismus veranlaßte. Jener Uebergang vom Monotheismus zum Pantheismus beſtätigt ſich uns auch auf eine merkwürdige Weiſe durch die Erwägung des Charakters mehrerer Sagen der

alten Sagenwelt. Wir bemerken nämlich wie viele Sagen, welche in der ältesten Welt einen sittlichen Charakter haben, in der spätern Zeit denselben gegen die physische Bedeutung vertauschen. So z. B. hat die Lehre der Seelenwanderung bei den alten Indiern und wahrscheinlich auch bei den Pythagoräern einen rein sittlichen Gehalt zum Zeichen ihrer Identität mit der Sündenfalls-Lehre. Monu, der Gesetzgeber, lehrt bei den Indiern [6]): „Von vielfaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, Zieles bewußt, sind diese all mit Freud- und Leidgefühl begabt. Diesem Ziele zu nun wandeln sie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab, in des Seyns schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt." — Weit anders dagegen finden wir diese Lehre bei den spätern Indiern und in der Buddha-Religion, wo die Seelenwanderung nur die Auseinanderlegung und sich selbst Begreifung des göttlichen Wesens ist. Und wenn bei Plato man Zweifel erhoben hat, ob er würklich der Seelenwanderung sittliche Bedeutung beilege, so ist es wenigstens unstreitig, daß bei den Neu-Platonikern neben der sittlichen Ansicht derselben auch die physicalische oder richtiger fatalistische statt fand. Desgleichen finden wir in den griechischen Mythen vom Zwiespalt noch ein sittliches Moment; bei den Philosophen hingegen, wie bei Empedokles, Pythagoras, in ihren Lehren von der Liebe und dem Zank, von dem Geraden und Ungeraden, verschwindet dies). Was aber die

Entstehung des Polytheismus aus dem pantheistischen Hylozoismus (Annahme einer Belebtheit der Materie) betrifft, so giebt dieselbe als eine sehr natürliche schon der Pythagoräer Pericyon an, indem er [8]) sagt: „Wer im Stande ist, alle Gattungen aufzulösen in eine und dieselbige Grundkraft (ἀρχή) und aus dieser wieder zusammenzusetzen und zusammenzuzählen, dieser scheint der Weiseste zu seyn und der Wahrhafteste, auch scheint er einen schönen Wartthurm aufgefunden zu haben, auf dem man Gott sehen kann, und alles was ihm zugehört in passender Verbindung und Ordnung, an seinen gehörigen Ort gestellt, erblicken." Ebenso ward die Bedeutung des Polytheismus bezeichnet von der stoischen Schule. Diese materialistischen Pantheisten sahen Gott an als das geistige Feuer, welchem die Erscheinungswelt als Substrat der Thätigkeit in innigster Vereinigung verknüpft sei. Vermöge dieses Hylozoismus konnten sie denn auch sehr wohl sich an den im Volke verbreiteten Polytheismus anschließen, und erklärten sodann die einzelnen Götter für die Grundkräfte des Weltalls. Zeno spricht so [9]): „Gott ist der Urheber und gleichsam Vater des Alls, sowohl im Allgemeinen, als in Rücksicht auf den Theil von ihm, der Alles durchdringt, und mit vielen Namen benannt wird, je nach den Kräften. Dis heißt er, weil alles durch ihn ist; Zeus, weil alles durch ihn lebt (ζῆν); Athene, weil seine regierende Kraft in dem Aether ausgedehnt ist

(τεινειν); Here, weil sie in der Luft ist u. s. w. Eben so Pseudo-Plutarch von den Stoikern [10]): „Der Geist geht durch die ganze Welt zufolge ihrer Lehre, Benennungen nimmt er aber verschiedene von der Gesammtheit der Materie, je nach ihren verschiedenen von ihm belebten Theilen [11])." Wie es nun überhaupt gar keinen Irrthum giebt, dem nicht eine entstellte Wahrheit zu Grunde läge, so lag freilich auch in diesem Irrthum das Wahre, daß der Mensch überall in der sinnlichen und geistigen Welt nur die Erscheinungen sieht, ohne das Wesen je zu erfassen. Clemens Alexandrinus war derjenige unter den christlichen Kirchenvätern, welcher am meisten darauf bedacht war, aus jedem Irrthum die verstellte Wahrheit herauszufinden. So giebt er denn auch hier uns einen schönen Wink, indem er sagt [12]): Gott sei überhaupt durch gar keinen Namen zu bezeichnen, jeder Name gebe immer nur einen Theil seiner Vollkommenheiten an, nur wenn man alle möglichen Namen Gottes zusammenfasse, vermöge man Gott zu nennen.

In dem Angegebenen haben wir die Hauptquelle der heidnischen Götterlehre kennen gelernt, und insbesondere der Naturgötter. Es ist jedoch noch eine andre Quelle nicht völlig unberücksichtigt zu lassen, die Vergötterung ausgezeichneter Menschen und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Hieraus vornämlich leitet den Ursprung des Götzendienstes der Verfasser des Buchs der Weisheit C. 14. V. 17, 18, 19. „Desselbigen

gleichen, welche die Leute nicht konnten unter Augen ehren, darum, daß sie ferne wohnten, ließen sich aus fernen Ländern das Angesicht abmahlen, und machten ein löbliches Bild des herrlichen Königs, auf daß sie mit Fleiß heucheln möchten dem Abwesenden als dem Gegenwärtigen. So trieb auch der Künstler Ehrgeiz die Unverständigen, zu stärken solchen Gottesdienst. Denn welcher dem Fürsten wollte wohl dienen, der machte das Bild mit aller Kunst aufs feinste." Diese Ansicht war schon früh von Griechen selbst vorgetragen worden, worunter die berühmtesten: Ephorus, der Schüler des Isokrates, dessen Prinzipe wir in der Bibliothek des Diodorus von Sicilien finden, und Euhemerus in seinem berühmten Werke Ἱερὰ ἀναγραφή. Auch die christlichen Glaubens-Vertheidiger folgten am meisten dieser Ansicht von der Mythologie, weswegen auch auf eine treffende Weise Clemens Alex. die Tempel der Götter Grabstätten der Götter nannte, wie die Mausoleen Grabstätten der Sterblichen [13]). Es ist diese Ableitung der Götter nicht gänzlich zu verwerfen, wie von den Neu-Platonikern und Eklektikern geschehen, welche besonders den Euhemerus heftig bestreiten [14]). Denn die Götterlehre der Alten ist Korinthisches Erz aus den mannichfachsten Bestandtheilen zusammengesetzt, und gewiß finden sich auch unter den Göttern der Heiden vergötterte Menschen, doch ist diese flachere Ansicht zu oft bei Betrach-

tung der Mythologie vorherrschend gewesen, weil sie die leichteste ist.

Betrachten wir nun noch den Ursprung der Bildsäulen und Gemälde der Götter. Eine alte fabelhafte Sage setzt denselben in das Zeitalter des Serug [15]). Dieser habe aus Ehrfurcht sich Bilder seiner Vorfahren gemacht, seine Nachkommen aber haben denselben göttliche Ehre erwiesen. Es wird diese Sage von vielen abendländischen Geschichtschreibern (z. B. Kedrenus), und auch von morgenländischen, wie Mirchond, wiederholt. Auch der Verfasser des Buchs der Weisheit leitet die Entstehung der Bildsäulen von Abbildungen von Menschen her, C. 14 V. 15. [16]). Allein, wenn auch vielleicht in einzelnen Fällen dem so war, so läßt sich doch nicht läugnen, daß diesem ganzen Gebrauche ein weit größeres und tieferes Gefühl zu Grunde lag. Welches dasselbe gewesen sei, wird vortrefflich ausgesprochen von dem heidnischen Rhetor Dio Chrysostomus [17]): „Wegen der Unvollkommenheit aller unserer Abbildungen Gottes wolle nur Keiner sagen, es wäre besser, gar keine Bilder zu haben und lieber bloß zum Himmel aufzublicken. Der Verständige bete die seligen Götter an, als fern von uns seiend, allein allen Menschen wohnte eine gewaltige Sehnsucht bei, die Götter nahe zu verehren und anzubeten. Denn gleichwie Kinder, vom Vater und von der Mutter fortgerissen, eine gewaltige liebevolle Sehnsucht empfinden, oft nach den Abwe-

senden die Hände ausstrecken und oft von ihnen träumen, so wünscht auch der Mensch, welcher die Götter wegen ihrer Gütigkeit gegen uns und ihrer Verwandschaft mit uns, herzlich liebt, stets um sie zu seyn und mit ihnen umzugehn; so daß viele Barbaren, unkundig der Kunst, selbst Berge und Bäume Götter nannten, um diese sich näher zu wissen." — Dieses hier ausgesprochene Verlangen war für suchende Seelen schon in Erfüllung gegangen als Dio jene Worte schrieb. Der Sohn Gottes war schon in der Welt erschienen, der Abglanz des Vaters und seine Herrlichkeit schon von den Sterblichen erblickt worden, einem Jeden, der noch jetzt von ihm hört, drückt sich das flammende Bild seiner Majestät in die geheiligte Seele. — Weniger der Empfindung der niedrigen Menschenclassen gemäß, aber ebenfalls sinnreich sagt Porphyrius von der Erfindung und Bedeutung der Bildsäulen [18]): Gott werde in der Sinnenwelt durch dasjenige abgebildet, was mit seinem geistigen Wesen am übereinstimmendsten sei, und in dem Bruchstücke einer verlornen Schrift [19]) bedient er sich des Vergleichs: die Bildsäule verhalte sich zu dem Gotte, wie das geschriebene Buch zu dem darin ausgedrückten Gedanken; der Thor sehe das Buch bloß für Rinde und Pergament an, aber der Weise erkenne seinen Sinn. Athanasius [20]), welcher denselben von den Heiden gebrauchten Vergleich anführt, setzt hinzu: So sollten sie doch aber nicht den Namens-

zug des großen Königs höher schätzen als ihn selbst! Betrachten wir nämlich das Wesen der menschlichen Natur, so sehen wir, daß es immer sehr gefährlich ist, den Menschen außen suchen zu lassen, was er nur im Innern seiner eignen Brust suchen sollte, daß er aber bei den von der Kunst gebildeten Göttergestalten nur zu leicht dahin kommt, sein Gemüth beim Aeußern stehn bleiben zu lassen, ohne die Offenbarung Gottes in einer geheiligten Menschenseele recht zu beachten. Uebrigens rechtfertigten in der spätern Zeit auch die Christen ihre Bilder von göttlichen Wesen durch den Grund daß bei dem rohen Volk, das nicht lesen könne, das Bild die Stelle der heiligen Schrift vertrete, und man sonst, wenn man allem Mißbrauch vorbeugen wolle, auch keine Kirchen bauen müßte, damit nicht das Volk auf den Gedanken käme, Gott wohne in Mauern eingeschlossen. [21])

Beurtheilung der heidnischen Religion von den Heiden selbst.

Ehe wir die heidnische Religion von dem höchsten Standpunkte aus betrachten, dem des Evangelii, wollen wir vernehmen, wie sie von ihren Anhängern selbst beurtheilt worden sei, um daraus zu erkennen, wie so Manche es sich selbst bewußt wurden, daß ihre Bedürfnisse dadurch

nicht befriedigt werden könnten. Der Oberflächlichere trug sodann das Urtheil über seine Religion auf alle Religion über, der Tiefere dagegen suchte sich irgend einen Ersatz in einer selbstgeschaffenen höheren Erkenntniß. Lehrreich wäre es nun zunächst, wenn wir das religiöse Bedürfniß des heidnischen Volkes genauer kennten, allein wie sich das innere religiöse Leben der Heiden unter dem Volke gestaltet hatte, davon wissen wir wenig oder nichts; wir sind daher auch nicht im Stande anzugeben, inwiefern unter den ungebildeten Ständen sich die Sehnsucht nach etwas Besserem aussprach. Das sogenannte gemeine Volk ist gewöhnlich noch lebendiger für wahrhafte Religiosität empfänglich, weil es seine Bedürfnisse sich nicht hinweggeklügelt hat, weil keine trügliche blendende Weisheit dem Sehnen der gottverwandten Seele, wenn sie einmal aus ihrem Sündenschlummer erwacht, scheinbare Befriedigung giebt [22]). Schon aus diesem Grunde müssen wir glauben, daß auch unter dem heidnischen Volke mancher Einzelne war, der in der Stille trauerte, daß sein Verlangen nach himmlischem Troste nicht gestillt wurde, daß er kein höheres göttliches Ideal hatte, welches er unter den Mühseligkeiten des Lebens als des Lebens eigenstes Ziel verfolgen konnte. Ein kleines Beispiel von der Gestaltung der frommen Empfindungen bei dem Volke unter den Alten giebt uns Tertullian, wenn er berichtet, daß es bei Gemüthsbewegungen sich nie mit seinen

Ausrufen zu den Göttern gewandt habe, sondern sich der Worte bedient: Bei Gott! So wahr Gott lebt! Soll mir Gott helfen! auch habe sich der Blick dabei nicht nach dem Capitol gekehrt, sondern zum Himmel. Hierher gehört auch die interessante Bemerkung des Aulus Gellius [23]), daß die alten Römer bei Erdbeben nicht zu irgend einem der bestimmten Götter zu beten pflegten, sondern nur zu Gott im Allgemeinen, als dem Unbekannten [24]) Schon deswegen aber sind die Nachrichten über die Empfindungen des Volkes so sehr gering, weil der schreibende Theil desselben, sich zu den Gebildeten rechnend, die Gemüthsentwickelung der niederen Classen als eine von der seinigen ganz verschiedene und niedere betrachtete. Da wo aber die Gebildeteren die Empfindungen der Ungebildeten noch einigermaßen beachteten und aussprachen, zeigen sich uns auch würklich manche äußerst gehaltvolle Aeußerungen über die Götter, die Mangelhaftigkeit des Heidenthums und den wahren Charakter der Frömmigkeit, nämlich in den Lustspieldichtern der Griechen, von denen wir leider nur Bruchstücke haben [25]). Wie anders finden wir es dagegen beim Beginn der Reformation, deren Geschichtschreiber uns unzählige äußerst rührende Züge aus dem geistigen Leben des nach jener religiösen Umwälzung sich sehnenden Volkes liefern, weil sie eben ein und denselbigen Geist Gottes im Niedrigsten des Volkes thätig erkann-

ten, welcher sie selbst zu einem heiligen Leben erweckt hatte [26]).

Wenn nun unter den gebildeten Griechen und Römern das lebendige Gefühl des Herzens weniger dazu beitrug die Nichtigkeit jenes Gottesdienstes einzusehen, wie sie denn selbst an die Stelle desselben nur abstracte Systeme zu setzen suchten, so war dafür ihre Erkenntniß um so viel geläuterter und sah theoretisch das Verderbliche einer solchen Glaubenslehre leicht ein. Unter den Aeltesten von diesen Zeugen der Wahrheit verdient erwähnt zu werden der Eleate Xenophanes. Dieser tief blickende Mann schloß seine Schrift über die Natur mit den trefflichen Worten: Niemand hat Gewisses erkannt, noch wird ers erkennen über die Götter und was ich vom Weltall sage. Denn, wenn er auch selbst das Vollendetste sagte, weiß er es dennoch nicht, sondern Wahn ist über alles verhängt. — Ganz wahr, wenn allein die Leiter syllogistischer Beweisführung den Menschen zum höchsten Wesen hinaufleiten soll. In dieser Rücksicht verdient auch Xenophanes das Lob mit Recht, was ihm Timon, der Menschenhasser, gab, der ihn den Denker ohne Dünkel nannte; nur war auch in dieser Behauptung der scharfsinnige Weltweise nur der Nehmende, der aber dem Menschen nichts statt des Genommenen zu geben vermochte. Xenophanes unterschied sich indeß auch dadurch von den andern Philosophen, daß, was seine etwelche

Ueberzeugung von den Göttern war, er frei aussprach, sollte er auch mit den Volksmeinungen in greſſen Widerſpruch treten, es war ihm würklich darum zu thun, das Volk zu bilden. Er lehrte[27]: „Ein Gott iſt nur unter den Menſchen und Göttern der größte; weder an äußerer Geſtalt, noch am Geiſte dem Menſchen vergleichbar.“ — „Aber die Sterblichen meinen, die Götter werden gezeuget, ſeien an Sinn ihnen gleich, an Stimme und Körper.“ — „Hätten aber die Stiere Hände oder die Löwen, mit den Händen zu zeichnen, oder Geſchäfte der Menſchen zu verrichten, ſo würden die Pferde den Pferden, die Stiere den Stieren ähnlich die Gottheit darſtellen, und ſolche Körper ihnen leihen, wie ſie ſelbſt ſie beſitzen[28].“ Den Verfolg dieſer Verſe giebt im Auszuge Theodoretus[29]; Xenophanes ſagt nämlich, noch deutlicher als ſelbſt die Täuſchungen der Schauſpieler, zeige ſich darin die Täuſchung mit den Götterbildern, daß die Aethioper ihre Götter ſchwarz mit ſtumpfer Naſe bildeten, wie ſie ſelbſt, die Thraker röthlich u. ſ. w. Doch können wir auch aus dieſem Irrthum die zu Grunde liegende Wahrheit herausfinden. Es iſt freilich wahr, was Epicharmus in einem Bruchſtücke[30]) ſagt, daß jedes Geſchlecht der Weſen ſein eignes Urbild für das ſchönſte hält; allein dies hängt damit zuſammen, daß kein Weſen vermag über die ihm vom Schöpfer geſetzte Gränze hinauszuſchweifen. Ein jedes ſieht Gott in dem Urbilde ſeiner eignen Gattung und er-

kennt nur durch die seinem eignen Daseyn zu Grunde liegende Idee den Begründer alles Daseyns, indeß erkennt es darum denselben nicht minder wahr. Es ist das Eine große Antlitz, das sich in den Spiegeln aller Urbilder der Gattungen und aller einzelnen Individualitäten spiegelt; von den kleineren Spiegeln beschränkter, von den größeren vollkommener, von allen aber wahrhaft zurückgestrahlt wird, wie dieses schön die Emanationslehre des kabbalistischen Buches Sohar durch dasselbe Bild ausmahlt. Eben hierin liegt ja auch der tiefe Gehalt der keineswegs zu verwerfenden, sondern nur mit Weisheit zu gebrauchenden, Anthropomorphismen und Anthropopathismen. — Xenophanes griff aber auch die Vorstellungen der Götter an, die in den Dichtern der Griechen sich finden, welche nicht allein unpassend, sondern auch schmählich und unwürdig. Er sagt: Alles legten Homer und Hesiod den Göttern bei, was bei Menschen schmachwürdig und schlecht, stehlen, ehebrechen und wechselseitig betrügen [21]). Daher nannte ihn auch Timon: des Homerbetruges Verhöhner Ὁμηραπατης ἐπικοπτης. — Fast noch härter als Xenophanes äußerte sich gegen die Dichter Heraklitus von Ephesus [22]). Dieser sagte: Homer müsse aus den Wettstreiten ausgestoßen werden und Backenstreiche empfangen, und Archilochus gleichfalls.

Nächst Xenophanes verdient sogleich derjenige angeführt zu werden, welcher wie unter den

Heiden der größte, so dem Christenthum der nächste ist, Sokrates. Verwerfend den tief im Charakter seines Volkes gegründeten Hang zu luftiger und fruchtloser Speculation, abhold allem Demjenigen, was nicht unmittelbar auf das sittliche Leben des Menschen einwürkt, brachte er durch seine Winke und einzelnen Lehren einen neuen Samen unter das griechische Volk, der, wenn auch hernachmals noch so sehr wieder der griechischen Form unterworfen, dennoch sechs Jahrhunderte hindurch das Kleinod aller ernst für das Heilige und Göttliche fühlenden Griechen und Römer war. Sokrates Unwissenheit war nicht Lehre, sondern Empfindung, zwischen welchen, wie Hamann sagt, ein größerer Unterschied ist, als zwischen dem lebenden Thier und dem anatomischen Gerippe desselben. Diese empfundene und tief im Innern gefühlte Unwissenheit brachte ihn dahin, mit Selbstverleugnung Lehrer des Volkes zu werden, dahin ihn Gott gestellt hatte. Er folgte dem Dämonion, so weit es ihm nicht abrieth. Es rieth ihm aber ab, geradezu diejenige Götterwelt dem Volke zu nehmen, an der alle Sittlichkeit desselben hing, die noch vorhanden war; es rieth ihm ab zu unternehmen, was über seine Kräfte ging, denn daß nicht Furcht ihn darüber schweigen ließ, würde wenigstens der Ausspruch zeigen, den er bei Plato thut (im Criton): „Daran müssen wir uns also gar nicht kehren, was das Volk sagt, sondern was der Kenner des Rechten und Unrechten, der

Eine und die Wahrheit selbst.“ Er verfuhr daher nach jenem Weisheits-Princip, das er dem Delphischen Apoll abgelernt, οὐ λεγει οὐδὲ κρυπτει ἀλλα σημαινει, er sagt es nicht, er verbirgt es nicht, aber er deutet es an. Seine Lehre von der Gottheit war die: Der überaus zweckmäßige und kunstvolle Bau des Menschen, der kleinen Welt, wie die zweckmäßige und wunderbare Einrichtung des ganzen Alls sind ein Zeugniß für den Unsichtbaren, der, ob er auch selbst nicht erscheint, doch aus seinen Würkungen erkannt wird, gleichwie die Seele aus ihren Thätigkeiten. „Dies,“ sagt Sokrates in der merkwürdigen Stelle Memor. l. IV. c. 3. zu Euthydemus, „dies — nämlich, daß die Götter den Menschen übernatürliche Offenbarungen ertheilten, in Bezug auf welche Euthydemus vorher gemeint hatte, Sokrates schiene ganz besonders derer gewürdigt zu seyn — wirst auch du, o Euthydemus, erkennen lernen, wenn du nicht warteſt, bis du die Gestalten der Götter siehst, sondern, wenn es dir genügt, ihre Werke sehend, die Götter anzubeten und zu verehren [38]). — Sokrates vermied jede genauere Erklärung über das Wesen Gottes, als welches dem Menschen unfaßlich sei. „Bedenke“ — sagt er dem Euthydemus a. a. O. — „daß die Sonne, die allen sichtbar ist, dennoch Niemandem erlaubt, sie genau anzusehen, sondern wenn jemand auf ungebührende Art sie zu schauen ver-

ſucht, raubt ſie ihm das Geſicht. Selbſt die Diener der Götter [34]), Donner und Wind, ſind den Menſchen ihren Würkungen nach bemerkbar, an ſich aber unſichtbar [35]).“ — Zu dieſer weiſen Unwiſſenheit über das Weſen Gottes fügte Sokrates die Erklärung hinzu über den allein richtigen Weg zur Seligkeit des Menſchen, und begründete hierdurch die wahre Erkenntniß des Weſens Gottes, die er auf dialektiſchem Wege aufgegeben hatte. Sokrates lehrte, daß der einzige Weg zur wahren Seligkeit des Menſchen Gottähnlichkeit ſei, er verwünſchte diejenigen, welche zuerſt das Gute und das Heilbringende für zwei verſchiedene Dinge erklärt hatten [36]), und ſetzte Heiligkeit und Seligkeit als gleichbedeutend. Gerade dieſe Anſicht von der Heiligkeit iſt aber durchaus erforderlich, wo ſie eine wahrhafte ſeyn ſoll. — Durch dieſe praktiſche Lehre von Gott und den göttlichen Dingen wurde Samen ausgeſtreut, welcher, obgleich Sokrates ſelbſt das Heidenthum nicht angriff, dennoch, angenommen von vielen warmen Gemüthern, auf die ſpäteſten Zeiten hinaus würkte und auf mancherlei Weiſe Gegenwürkung gegen die Götterlehre veranlaßte. Unter den unmittelbaren Nachfolgern Sokrates iſt zuerſt auszuzeichnen Xenophon. In einem Briefe an Aeschines [37]) ſagt er: „Denn daß die göttlichen Dinge jenſeit unſerer Erkenntniß liegen, iſt jedem klar; es genügt alſo, Gottes über Alles erhabene Macht zu verehren, indem er ſelbſt weder leicht zu finden iſt, noch es recht iſt, über

ihn

ihn zu gräbeln. Brauchen doch auch die Knechte nicht die Natur ihrer Herren zu wiſſen, da ihnen vielmehr nichts zukommt als zu dienen.“ In dieſen treflichen Worten des Heiden liegt der Grund warum das Chriſtenthum keine Offenbarung metaphyſiſcher, ſondern praktiſcher Wahrheiten den Menſchen gab. Es kam nicht darauf an, das Weſen Gottes und die Relationen der drei Perſonen der Gottheit kennen zu lernen, ſondern den Willen Gottes zu erfahren, zugleich mit den ſegensreichen Wirkungen, welche von dem Schöpfer und Erhalter, dem Erlöſer und dem Heiliger in die menſchlichen Herzen ausgehen. — Jene Sokratiſche Geſinnung über das Verhältniß Gottes zu den Menſchen finden wir auch noch in einigen andern Stimmen Griechenlands, bei dem Tragiker, welcher ausſprach[21]: „Verbergen es die Götter ſelbſt, ſo kannſt das Weſen Gottes du nicht kennen lernen, auch wenn du alles betrachtend umhergehſt[22],“ und bei dem Komiker Philemon[23]: „Glaube an einen Gott und verehre ihn, ſpeculire aber nicht über ihn. Du vermagſt doch nicht mehr, als eben zu ſpeculiren. Ob er iſt, ob er nicht iſt, wolle nicht lernen. Verehr' ihn ſtets als ſeiend und dir nahe ſeiend. Was aber Gott iſt, das will er ſelbſt nicht, daß du lerneſt.“ — Nächſt Xenophon iſt Plato zu erwähnen. In Plato ſehen wir den praktiſchen Sinn des Sokrates, der ſich kaum einigermaßen über den

Grundcharakter des griechischen Volkes als solchen erhoben, wieder mehr mit der griechischen Form überkleidet werden, und auch nicht selten darin untergehn. Wir sehen in Plato die intuitive Erkenntnißweise mit der discursiven vereinigt, den Tiefsinn mit dem Scharfsinn, das Morgenland mit dem Abendlande, doch stets mit Ueberwiegung des letzteren. Dieser Kampf der zwei verschiedenen Elemente zeigt sich auch bei ihm auf dem religiösen Gebiete. Er schwankt zwischen dem Mythischen und rein Speculativen, statt wie Sokrates in der einfachen Form der Lebenssprache seine Ueberzeugungen zu geben. Was Plato im Politikus sagt, es sei schwer, beim Darstellen von etwas Höherem sich nicht der Bildnisse (παραδειγματα) zu bedienen, ist in sich ganz wahr, und so hat es denn auch Plato auf das Religiöse angewandt, indem er von der einen Seite gar nicht die Religionsmythen seines Volkes verschmäht, gewöhnlich aber denselben einen feinen und wahrhaft erhabenen Sinn entlockt, wie z. B. in der Mythe von Kronos, der im goldenen Alter der Welt der Hirt der Heerde der Menschen; oder in dem trefflichen Mythus im Symposion von der Armuth, welche mit dem Reichthum als Kind die Liebe zeugt u. s. w.

Auf der anderen Seite sind die speculativen, wiewohl ebenfalls paraboliſch dargestellten Schilderungen Gottes bei Plato das Höchste, was der menschliche Geist erstreben kann. Gott ist nach ihm als der Begründer alles Seyns über alles

erſcheinende Seyn erhaben und nicht dieſes Seyn ſelbſt; ſo wie die Sonne in der ſichtbaren Welt weder das Organ des Geſichts iſt, noch auch das Geſehene, ſo verhält ſich Gott zu allem Gedachten, er iſt das Vermittelnde zwiſchen dem Denkenden und Gedachten[41]). Wie konnte es bei dieſen erhabenen Vorſtellungen, die jener große Geiſt vom göttlichen Weſen hatte, anders ſeyn, als daß er auch die Einheit deſſelben erkannte. Er ſpricht ſie zwar nicht geradezu aus, allein ſie liegt ſchon in ſeiner Bezeichnung τὸ αὐτὸ ἀγαθὸν das ſchlechthin Gute. Bei dieſer richtigen Erkenntniß von göttlichen Dingen ſah er auch das Traurige ein, daß der Volksglaube ſo wenig dem nachkäme, und ſprach ſeinen Unwillen über die von den Dichtern auf die Götter gedichteten entehrenden Mythen aus, welche am allerwenigſten den Kindern in die Hände gegeben werden dürften. Er ſagt (im 2ten B. der Republik): „Vornämlich ſind die größeren Lügen des Homer und Heſiodus zu tadeln, denn das iſt doch am ſchlimmſten gelogen, wenn jemand in ſeiner Rede auf eine ſchlechte Weiſe die Natur der Götter und Heroen darſtellt, welches dem Unternehmen des Malers zu vergleichen iſt, der einen Gegenſtand ähnlich malen wollte und nichts ähnliches malt. — Zuerſt nämlich hat doch die wichtigſte Lüge in den wichtigſten Dingen gelogen, wer da ſagt, daß Uranos das gethan, was Heſiodus ihn thun läßt, und dann auch wie Kro-

nos ihn bestraft habe. Kronos Thaten aber und vom Sohne erlittene Schmach dürften, auch wenn sie wahr wären, wie mir däucht, gar nicht so leichtsinnig an Unverständige und junge Leute erzählt, sondern weit lieber verschwiegen werden; wäre aber eine Nothwendigkeit vorhanden, sie zu sagen, so müßten sie insgeheim so Wenige als möglich hören, die nicht bloß ein Schwein, sondern irgend ein großes und seltenes Opfer geopfert hätten, so daß nur den Wenigsten möglich wäre, es zu vernehmen. Dergleichen Sagen dürfen in unserem Staate gar nicht ausgesprochen werden, am wenigsten vor einem jungen Menschen, welcher, wenn er auch den Vater auf alle Art wieder züchtigte, von dem er beleidigt worden, nichts Ungewöhnliches zu thun meinen würde, sondern nur das auszuüben, was auch die größten und besten der Götter thun. Auch ist es keineswegs weder schicklich, wenn es heißt, daß Götter mit Göttern kriegen, sich nachstellen und kämpfen, noch wahr — wenn wir nämlich an denen, welche den Staat bewahren sollen, wechselseitige Feindschaften für das abscheulichste halten müssen, noch weniger wird man die Fabeln von den Gigantenkriegen und vielen und mannigfaltigen andern Feindschaften der Götter und Heroen gegen ihre Verwandten und Befreundeten ihnen erzählen und vorsingen dürfen. Vielmehr wenn wir im Stande sind, sie zu überreden, daß nie ein Bürger dem andern feind war, wie denn dies auch

gar nicht recht sei, so müßten Greise, Matronen und Erwachsene dies vorzüglich schon gleich den Kindern sagen, die Dichter aber muß man nöthigen auf gleiche Weise zu dichten. Wie dagegen Here von ihrem Sohn gefesselt worden, wie Hephaistos, da er seiner Mutter zu Hülfe kommen wollte, von seinem Vater herabgestürzt wurde, und alle jene von Homer erzählten Götterkämpfe dürfen wir in unserem Staat nicht aufnehmen, mögen sie einen geheimen Sinn haben oder nicht. Denn der Jüngling ist ja nicht im Stande, zu beurtheilen, was einen geheimen Sinn hat und was nicht, sondern was er einmal in diesen Jahren von Meinungen angenommen, pflegt unaustilgbar und unausrottbar zu seyn. Deshalb müssen wir alles anwenden, damit das, was sie zuerst hören, solche Fabeln seien, welche sie zur Tugend leiten können. — Aber wenn uns nun auch Jemand dies fragte, wie beschaffen und von welcher Art dergleichen Fabeln seyn sollen, was werden wir darauf antworten? — Es werden solche Beschreibungen stets von Gott gegeben werden müssen, wie Gott würklich ist, mag man ihn in epischen, lyrischen oder tragischen Gesängen darstellen. Eine Wahrheit wird also für alle Redner, wie für alle Dichter zur Leiterin dienen: „Nicht aller Dinge, sondern nur des Guten ist Gott Urheber.“ — Dieselben Gesinnungen legt Plato in einer anderen Stelle an den Tag[42]), und im Timäus[43]), wo er spottend die Götterfabeln der Dichter auf

folgende Weise namhaft macht: „Was aber die Entstehung der übrigen Götter betrifft, so ist dies ein zu schwieriger Gegenstand für mich; wir müssen indeß Glauben zollen denen, die früher geredet, die, wie sie selbst aussagten, Kinder der Götter sind, und also wohl genau ihre Vorfahren kennen. Es ist folglich nicht wohl möglich, den Kindern der Götter nicht zu glauben, wenn sie auch ohne wahrscheinliche und überzeugende Beweise sprechen; wir die wir dem Gesetz folgen, müssen ihnen doch Glauben schenken, als solchen, die, wie sie sagen, von Familien-Angelegenheiten reden. Ihre Götter-Geschlechtstafeln sind nun folgende:" —

Aus eben diesem Zeitalter haben wir noch ein merkwürdiges Zeugniß gegen die bestehende Götterlehre von dem Redner Isokrates **), wo er gegen den Sophist Polykrates sagt: „Du hast dir die Wahrheit nicht lassen angelegen seyn, sondern bist den Lästerungen der Dichter gefolgt, welche abscheulichere Thaten und Züchtigungen von den Kindern der Unsterblichen aussagen, wie man kaum bei den verworfensten Menschen erwartet. Solche Dinge sagen sie sogar von den Göttern, welche Niemand von seinem Feinde zu sagen wagen würde. Denn sie beschimpfen sie nicht bloß durch Beilegung von Diebstahl, Ehebruch und Tagelöhnerei bei den Menschen, sondern auch durch Beilegung vom Fressen der Kinder, Verschneiden der Väter, Beschlafen der Mütter und anderer Laster." — Wir knüpfen an

dieſe Worte des Iſokrates das gehaltvolle Urtheil, welches Dionyſius von Halicarnaſſus, der um die Zeit von Chriſti Geburt lebte, über die Römiſche Religionslehre im Vergleich mit der Griechiſchen fällt [45]): „Das bewundere ich an Romulus, daß er für den Grund des Bürgerrechts hielt etwas, von welchem alle Staatsmänner reden, was wenige aber zu bewürken ſuchen, zuerſt das Wohlwollen der Götter, welches, wo es vorhanden, alles dem Menſchen zum Beſten lenkt. — Tempel, Kapellen, Altäre, Bildſäulen der Götter, wie auch deren Geſtalten, Symbole und Kräfte, die Wohlthaten die ſie den Menſchen erwieſen, die Feſte, die jedem Gott oder Dämon gefeiert werden müſſen, die Opfer, die ſie von den Menſchen wünſchen, die Feiertage und Verſammlungen, die Gottesfrieden, alles dies richtete er gerade ſo ein, wie die beſten Einrichtungen der Art unter den Griechen. Die Sagen aber, welche in Bezug darauf überliefert werden, worin Läſterungen und Beſchuldigungen ſich finden, hielt er für entehrend, unnütz und unverſchämt und verwarf ſie insgeſammt als ſolche, welche nicht nur nicht der Götter, ſondern auch nicht einmal guter Menſchen würdig wären, und lehrte dagegen die Menſchen von den Göttern das Beſte zu ſagen und zu denken, keine der Götter unwürdige Begierde ihnen beilegend. Denn es erzählen die Römer weder, daß Uranos von ſeinen Kindern verſchnitten worden, noch daß Kronos ſeine Kinder verſchlungen, weil er

ihre Nachstellung gefürchtet, noch daß Zeus den Kronos vom Throne gestürzt und im Kerker des Tartarus seinen Vater verschlossen. Auch hört man bei ihnen nicht von Kriegen, Wunden, Fesseln, Schaarwerk der Götter bei den Menschen. Eben so wenig findet man bei ihnen ein trauriges und klagendes Fest, wo Weiber heulten und klagten über verschwundne Götter, wie die Griechen es wegen des Raubes der Persephone und des Todes des Dionysos feiern. Ja man wird auch, wiewohl die Sitten jetzt schon verderbt sind, nie bei ihnen jene Schautragungen Gottes, jene Korybantisch-Wahnsinnigen, jene Bacchanalien und geheime Weihen, jene Nachtwachen der Männer und Weiber zusammen in den Tempeln der Götter erblicken, noch ähnliche solche Gaukeleien; vielmehr zeigen alle auf die Gottheit Bezug habenden Handlungen und Reden eine Frömmigkeit, wie sie weder bei den Hellenen, noch Barbaren sich findet. Und was ich besonders bewundert habe, wiewohl eine unzählige Menge Völker in die Stadt gekommen sind, welche sich genöthigt sehen die vaterländischen Götter mit den hergebrachten Förmlichkeiten zu ehren, so hat doch die Stadt öffentlich keine jener fremden Religionen angenommen, wie dies bei so vielen andern geschehen ist; sondern wenn auch auf Grund eines Orakelspruchs fremde Heiligthümer aufgenommen wurden, so hat sie dieselben doch ihren eignen Einrichtungen angepaßt, alles fabelhafte Lügenwerk davon entfer-

nend. Dies zeigt sich z. B. bei der Verehrung der Götter-Mutter. Opfer und Festspiele stellen ihr die Prätoren nach den Römischen Gesetzen alljährlich an, Priester und Priesterin dabei ist aber ein Phrygier und eine Phrygierin. Diese ziehen durch die Stadt, fordern, nach ihrer Sitte, alle Monate ihren Almosen, Bildchen vor der Brust tragend und die Trommel schlagend, während die nachfolgende Menge die Gesänge der Götter-Mutter hersingt. Allein von den eingeborenen Römern bettelt keiner den monatlichen Almosen, noch läßt er hinter sich her singen, noch trägt er den bunten Mantel, noch feiert er die Göttin mit Phrygischem Ritus, was weder das Volk noch der Senat verlangt. So vorsichtig benimmt sich dieser Staat in Bezug auf die fremden Gebräuche und verschmäht jeden Mythus, der nicht anständig ist." —

Auch Seneca, bei Gelegenheit einer Rechtfertigung des Erwerbs und Besitzes seines großen Reichthums, äußert sich sehr frei über die unwürdigen Vorstellungen von den Göttern, welche besonders durch die Dichter in Umlauf gekommen. Er sagt[46]): „Mir schadet ihr eben so wenig damit, wie die, welche die Altäre der Götter umstürzen, aber es zeigt sich dabei die böse Gesinnung und die böse Absicht, auch wo sie nicht würklich schaden kann. Ich trage eure Versündigungen eben so wie der große Jupiter die Thorheiten der Dichter, von denen der Eine ihm Flügel beilegt, ein Andrer Hörner, wieder ein Andrer

Ehebruch und Nachtschwärmerei, Einer ihn mild gegen die Menschen, Einer als Räuber wohlgebildeter Knaben, ja als Verführer der eignen Anverwandten, noch Einen endlich als Vatermörder und Eroberer eines fremden, seinem Vater zugehörigen Reichs schildert; wodurch insgesammt nichts anderes bewürkt werden konnte, als daß den Menschen die Schaam vor der Sünde genommen worden wäre, wenn sie solche Götter geglaubt hätten." — Endlich ist noch Plutarch anzuführen, welcher in vielen Stellen nicht nur seiner moralischen Schriften, sondern auch seiner Lebensbeschreibungen [47]) die Mängel der poetischen Götterlehre tadelt und oft mit Schärfe rügt. Er hilft sich durch die ethische und physische Erklärung der anstößigen Sagen, indem er geradezu gesteht [48]): „Wären dieselben buchstäblich zu verstehen, so müßte man vor dem Munde, der solches sagte, ausspeien und ihn verfluchen." — Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht sein wahrhaft goldnes Büchlein: Vom Studium der Dichter. Er geht davon aus, daß die Poesie Aegyptenland gleiche, von welchem Homer singt: ἐχει φαρμακα πολλα μεν ἐσθλα πολλα δε λυγρα: Es sind viele heilsame aber auch viele schädliche Arzeneien darin. Wegen dieser Gefahr dürfe indeß der Jüngling doch nicht gänzlich davon zurückgehalten werden, sondern man müsse vielmehr den wüthenden Gott durch den nüchternen (ein Ausdruck Platos, d. h. den Wein durchs Wasser)

bändigen, so daß das Schädliche entfernt würde, ohne doch das Nützliche zugleich aufzuheben. Man müsse also mit der Voraussetzung zu den Gedichten hinzutreten, daß Vieles darin unwahr sei, Vieles hätten die Dichter mit Absicht erdichtet zum Schmuck oder als Vehikel (ὀχήμα) der Wahrheit, Vieles hätten auch sie selbst aus irriger Einsicht falsch dargestellt. So wenn Homer singt:

Jetzo streckte der Vater hervor die goldene Wage,
Legt in die Schalen hinein zwei finstere Todeslooſe,
Dieſes dem Peleionen und das dem reiſigen Hektor —

so sei es klar, daß der Dichter wohl gewußt habe, die Sache habe sich nicht also verhalten, sondern er habe zum Schmuck der Rede es so gedichtet. Dagegen wenn Homer singt:

Zeus, welcher den Menschen Anordner der Kriege ist —

oder, wenn Aeschylus singt:

Gott giebt den Menschen Anlaß,
Wenn er ein Geschlecht gänzlich vernichten will —

so sei dies aus irriger Ueberzeugung der Dichter geschrieben. In diesen Fällen müsse man entweder andere Aussprüche der Dichter aufsuchen, wodurch sie sich selbst widerlegen; wie z. B. wenn Euripides sagt:

Durch vielfache Gestalten der List
Täuschen uns die Götter, da sie weit klüger sind —

so antworte man mit dem Verse:

Wenn Götter etwas Schlechtes thun, so sinds nicht Götter

oder man müsse gerade zu den Jüngling auf das Falsche aufmerksam machen, und nicht seyn wie die, welche an verehrten Gegenständen alles bewundern, und nachahmen, am Plato auch die Krümme seines Nackens, am Aristoteles das Zischeln der Stimme." —

So sehen wir, daß die besseren und gebildeteren Heiden wohl begriffen, wie nicht blos thöricht, sondern auch verderblich und gefährlich die Religionslehren ihres Volkes waren, wie dieselben mehr dazu dienen konnten, die Sünde hervorzurufen, als zu unterdrücken, in Bezug auf welche Einsicht Augustin nicht mit Unrecht sagt: Plato, welcher die Schlechtigkeit der griechischen Götter erkannt und ernst gerügt habe, verdiene eher Gott zu heißen, als jene Sündendiener [49]). Dennoch aber suchten die Besseren und Weiseren unter diesen Völkern selbst die entstellten und verderbten Religionsformen aufrecht zu erhalten, welche sie einmal hatten. Die Beweggründe dafür waren freilich verschieden. Einige drangen auf die Erhaltung derselben aus einer gewissen vornehmen Trägheit. Es waren dieses Menschen, welche keine feurige Begeisterung für das Heilige kannten, welche in dem Gange der Welt mit fortleben wollten, doch aber eine innere Stimme nicht verläugnen konnten, die sie auf das Bedürfniß eines positiven Zusammenhanges mit

einer höheren Weltordnung kommen. Durch Kampf und rastloses Forschen zur Erkenntniß der Wahrheit hindurch zu dringen, waren sie zu träg, daher fürchteten sie sich vor dem Studium der Philosophie, welche so verschiedene Wege zeigt, allemal aber mit der bestehenden Religion in Streit zu seyn scheint. Sie hielten es daher für das Sicherste, diese letztere zu erhalten, um sich ihrer in Nothfällen zu bedienen. Es ist dieses dieselbe Gesinnung, die sich bei manchen Orthodoxen verschiedener Parteien, besonders der Katholiken, oft gezeigt hat, welche alles forschende Studium nur deswegen verwarfen und zu unterdrücken suchten, um sich des falschen Vorwandes nicht berauben zu lassen, was ihnen in Stunden der innern und äußern Noth die Religion geben sollte, um welche sie sich übrigens nicht bekümmert hatten und deren wahres Wesen sie nicht kannten. **Denn das Christenthum wenigstens ist nicht blos für manche Stunden des Lebens da, weder um dann und wann religiöse Genüsse zu gewähren, noch um bloß in der Sterbestunde, oder bei Verlust der irdischen Güter aufrecht zu erhalten; sondern es ist da für den, welcher es aufnimmt, um einen neuen Menschen aus ihm zu machen, um die Folgen des Sündenfalls in jedem Einzelnen zu tilgen, und in der verfinsterten Seele das ursprüngliche Bild Gottes wieder zum Vorschein zu bringen.** Jene träge Gesinnung der gebildeteren Heiden schildert

Eusebius in den Worten: „Es muß Jeder die väterliche Religion verehren, und das Unbewegliche nicht bewegen wollen“ [50]). Sie spricht sich auch deutlich aus bei dem Heiden Cäcilius, welcher bei Minutius Felix [51]) sich so äußert: „Da nun entweder der Zufall gewiß ist oder die Natur unergründlich, wie viel verehrungswürdiger und besser ist es, zur Entscheiderin der Wahrheit die Lehre der Vorfahren anzunehmen, die überlieferten Religionen zu verehren, die Götter, welche deine Aeltern dich fürchten lehrten, ehe wir tiefer in ihre Erkenntniß eindrangen, anzubeten, und kein Urtheil über sie auszusprechen, sondern den Vorfahren zu trauen, welche in einer noch rohen Zeit beim Anfange der Welt Götter zu Königen oder Freunden zu haben gewürdigt wurden?“ — Und an einer andern Stelle sagt derselbe [52]): „Was zweifelhaft ist, muß man lassen wie es ist, und während so viele und so große Männer hin und her streiten, muß man nicht keck und leichtsinnig nach einer Seite hin ein Urtheil fällen, damit weder altweibischer Aberglaube eingeführt, noch alle Religion umgestürzt werde.“ — Auch mag so mancher gebildete Heide, der sein ganzes Leben hindurch um religiöse Angelegenheiten sich nicht von Herzen bekümmerte, nachher in Stunden der Bedrängniß, oder des herannahenden Alters nicht blos auf jene äußerliche Weise in seiner Religion

Troſt geſucht und den Sagen derſelben Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſondern würklich von Herzen ſich mit denſelben beſchäftigt haben, da, abgeſehen von der Lehre aller Philoſophen, ein Lehrgebäude über göttliche und menſchliche Dinge in der Bruſt eines jeden Menſchen iſt, das auch mehr mit den Ueberlieferungen ſelbſt der verderbteſten Religion, als mit den Sätzen vieler Philoſophen übereinſtimmt. In dieſem Sinne ſagt vielleicht der alte Kephalos im Anfange der Republik des Plato: „Du weißt wohl, wenn man alt oder krank wird, glaubt man feſter an die Sagen der Unterwelt.“ So erzählt uns auch Diogenes von Laerte (l. V. c. 54.) von dem atheiſtiſchen Philoſophen Bion, daß er auf ſeinem Sterbebette ſeine Ueberzeugung geändert und bereuet habe, was er gegen Gott geſündigt. — Ausführlicher ſchildert uns die Bekehrung eines heidniſchen Freigeiſtes Plutarch in der in mehrerer Rückſicht merkwürdigen Erzählung [53]), die wir im Auszuge geben, ohne Erörterung, was daran geſchichtlich ſei, oder nicht: „Thespeſios von Soli, ein Bekannter und Freund jenes Protogenes, der hier bei uns iſt, lebte anfänglich ſehr verſchwenderiſch und ausſchweifend, nachher, als er ſein Vermögen durchgebracht, bewog ihn die Noth zur Schlechtigkeit ſeine Zuflucht zu nehmen. Er enthielt ſich keiner Niederträchtigkeit, die nur Geld einbrachte und bekam ſo wieder ein ſchönes Vermögen zuſammen, gerieth aber dabei auch in den Ruf der abſcheulichſten Ruchloſigkeit. Am meiſten brachte ihn in

übeln Ruf eine Weissagung des Amphilochos. Er hatte nämlich zu dem Gotte sich mit der Frage gewendet: Ob er den Rest seines Lebens besser leben würde? und ihm war zur Antwort geworden: Er würde besser werden, wenn er stürbe. Eben dies geschah aber auch gewissermaßen nicht lange darauf. Er stürzte nämlich von einer Anhöhe herab auf den Nacken, verwundete sich zwar nicht, starb aber doch von dem Falle. Am dritten Tage indeß beim Begräbniß erhält er auf einmal Kräfte, kommt zu sich und nun geschieht in seinem Leben eine wunderbare Umwandelung. Denn die Kiliker kennen Keinen, der in jener Zeit gewissenhafter in Verträgen, heiliger gesinnt gegen die Gottheit, beschwerlicher den Feinden, zuverlässiger den Freunden gewesen sei, so daß auch die, welche mit ihm umgingen, die Ursache dieser Veränderung zu hören wünschten, indem sie mit Recht meinten, eine solche Veränderung des Lebens zu so trefflicher Gesinnung könne nicht von selbst gekommen seyn. Dem war denn auch so, wie er selbst dem Protogenes und andern verständigen Freunden erzählte. Als nämlich seine vernünftige Seele den Körper verlassen, fühlte er sich wie ein Steuermann, der aus seinem Fahrzeuge in die Tiefe des Meeres geschleudert wird. Dann richtete sie sich auf, und plötzlich schien sein ganzes Ich zu athmen und überall her um sich zu blicken, als hätte sich die Seele wie ein einziges

Auge

Auge aufgethan. Von den früheren Gegenständen sahe er nichts, sondern die ungeheuern Gestirne, in ungeheurer Entfernung von einander, begabt mit wunderbarem Glanz und wunderbarem Getöne, und die Seele glitt sanft und leicht wie in einer Windstille von einem Lichtstrom getragen nach allen Richtungen hin. Er überging, was er sonst noch sahe, in seiner Erzählung, und sagte bloß: Er erblickte die Seelen der eben Verschiedenen, die aus dem Erdkreis heraufstiegen, sie bildeten eine flammenartige Blase, wenn diese zerriß, so ging daraus ruhig die Seele hervor, prächtig in menschlicher Gestalt. Es bewegten sich aber die Seelen nicht alle gleich, einige schwangen sich mit wunderbarer Leichtigkeit herauf, und stiegen unaufhaltsam in die über ihm liegende Höhe, andere drehten sich wie Spindeln, bald aufwärtssteigend, bald wieder herabsinkend, und hatten eine gemischte und unruhige Bewegung. Die meisten kannte er nicht. Zwei oder drei aber erkannte er als seine Verwandten. Er wollte hinzutreten und sie anreden, doch sie hörten ihn nicht, denn sie waren nicht bei sich, sondern bewußtlos, und jeden Anblick, jede Berührung vermeidend, drehten sie sich zuerst für sich im Kreise, dann, wie sie auf mehrere trafen, die in demselben Zustande waren, bewegten sie sich mit diesen nach allen Seiten hin, indem sie undeutliche Töne ausstießen, wie Jauchzen mit Wehklagen vermischt. Andere wieder erschienen oben in der Höhe, hell leuchtend und aus Liebe sich einander anschlie-

ßend, jene unruhigen aber fliehend. Eben dort ſahe er auch die Seele eines ſeiner Verwandten, aber nicht deutlich, denn es war derſelbe ſchon als Kind geſtorben. Jene indeß, ihm nahend, ſprach: Willkommen Thespeſios! — Und da er antwortete, er heiße nicht Thespeſios, ſondern Aridaios, erwiederte ſie: früher hatteſt du zwar dieſen Namen, von jetzt an aber heißeſt du Thespeſios. Du biſt indeß noch nicht geſtorben, ſondern nach einem beſonderen Geſchick der Götter deinem verſtändigen Geiſte nach hieher gekommen. Die andere Seele aber haſt du wie einen Anker im Körper zurückgelaſſen. Jetzt und für die Zukunft ſei dir ein Zeichen, dich von den würklich Verſchiedenen zu unterſcheiden, daß die Seelen der Abgeſchiedenen keinen Schatten mehr werfen, und unverwandt ohne zu blinzen ins obere Licht zu ſchauen vermögen. Darauf führte dieſe Seele den Thespeſios durch alle Theile der jenſeitigen Welt, und erklärte ihm die geheimnißvollen Fügungen und Leitungen der göttlichen Gerechtigkeit, warum manche ſchon in dieſem Leben geſtraft werden, andere nicht, und zeigte ihm auch alle Arten von Strafen, welche jenſeits den Gottloſen zu Theil werden. Mit heiliger Scheu ſahe er alles an und nachdem er dies alles als Zuſchauer geſehen, gerieth er zuletzt noch, da er ſich eben entfernen wollte, in gewaltige Angſt. Denn es ergriff ihn, eben als er von dannen eilen wollte, eine Frau, wunderbar an Ausſehn und Größe, und ſprach: Komm her, damit du

alles deſto beſſer behalteſt! und damit langte ſie ein glühendes Stäbchen, wie es die Maler haben, hervor, als eine andere ſie hinderte und ihn erlöſete. Er aber, plötzlich wie von einem gewaltigen Sturmwind fortgeriſſen, ſank auf einmal in ſeinen Körper zurück, und blickte am Grabe wieder auf.“

Eine andere Claſſe von Heiden glaubte ſich durch ihre Bildung und ihren Verſtand in religiöſer Hinſicht weit über das Volk erhaben, indeß waren ſie doch nicht ſo verblendet, daß ſie nicht hätten anerkennen ſollen, das Volk, bei welchem nicht die feineren Laſter des Ehrgeizes und des Tugendſtolzes die gröberen Ausbrüche der Sünde zu unterdrücken vermögen, könne nur durch poſitive Religionslehren in Zügel gehalten werden. Auch ſie waren daher dafür, daß eine Volks-Religion beſtehe, da eine ſolche auch in ihrer verderbteſten Geſtalt doch noch mehr würke, als eine abſtracte kalte Philoſophie. Dieſe Geſinnung ſpricht Strabo aus[54]), welcher überhaupt die Würkungen der Religion ſehr in das Gebiet ſeiner Betrachtungen gezogen hat. Er ſagt: „Fabeln haben nicht blos die Götter erfunden, ſondern auch die Städte noch viel früher, und ſo auch die Geſetzgeber des Nutzens halber, indem er eine natürliche Neigung des vernünftigen Weſens berückſichtigten. Der Menſch iſt nämlich wißbegierig, den Anfang dazu macht die Begierde nach Fabeln, damit beginnt bei den Kindern der allmäh-

lig immer stärker werdende Antheil an Erzählungen. Der Grund davon ist, weil die Fabel etwas Neues, Ungewöhnliches aussagt. Das Neue aber, und was man früher nicht wußte, ist angenehm, eben dies macht auch wißbegierig. Ist aber Wunderbares und Unerhörtes dabei, so vergrößert dies das Vergnügen, welches der Sporn ist zu allem Lernen. Im Anfange nun muß man sich dergleichen Lockmittel bedienen, mit steigendem Alter aber zur Erlernung des Würklichen leiten, wenn der Verstand schon erstarkt ist, und keiner Schmeichler mehr bedarf. So ist denn auch jeder Ungebildete und Unwissende gewissermaßen ein Kind, er hangt auch eben so an Fabeln; um nichts weniger trifft dies ein bei dem etwas Gebildeten, auch dieser ist noch nicht stark am Verstande, auch kommt die Gewohnheit des Kindesalters hinzu. Da aber das Wunderbare nicht blos angenehm, sondern auch furchtbar seyn kann, so muß man sich bei Knaben und noch nicht Erwachsenen beider Gattungen bedienen. Den Knaben geben wir liebliche Fabeln, um anzulocken, furchtbare, um abzuschrecken. So ist die Lamia, Gorgo, der Ephialtes, die Mormolyke eine Fabel. Auf diese Weise werden auch die niedrigen Classen der Städtebewohner durch angenehme Fabeln angetrieben, wenn sie von den Dichtern die mythischen Großthaten erzählen hören, wie die Kämpfe des Herakles oder des Theseus, oder die von den Göttern ertheilten Ehren, oder wenn sie Bilder, Statuen, Kunst-

werke sehen, welche dergleichen fabelhafte Katastrophen darstellen; sie werden dagegen abgeschreckt, wenn sie von den Göttern Züchtigungen, Schreckniſſe und Drohungen durch Worte, oder durch grauſige Erſcheinungen erwarten, oder auch meinen, ſie erfahren zu haben. Denn das iſt dem Philoſophen unmöglich, den Haufen der Weiber und der niedrigen Volkshefe zu Verſtande zu bringen, und ſie zur Frömmigkeit, Gottesfurcht und Gewiſſenhaftigkeit zu führen, das muß durch den Aberglauben[55]) geſchehen, und dieſer kann nicht ſeyn ohne Fabeleien und Wundergeſchichten. Denn der Donnerkeil, die Aegide, der Dreizack, die Lampen, die Drachen, die Thyrſus-Speere der Götter ſind Fabeln, wie die ganze alte Götterlehre. Dies haben die Gründer der Staaten wegen der kindiſch Geſinnten als Popanze angenommen." — Eben ſo vornehm, aber auch eben ſo ſtaatsklug erklärt ſich der umſichtige und ſcharfblickende Polybius[56]): „Sehr zum Beſſeren unterſcheidet ſich der Römiſche Staat von den übrigen durch den Glauben an die Götter. Was bei anderen Menſchen getadelt wird, ſcheint mir gerade die Begründung des Römiſchen Staates auszumachen, nämlich der Aberglaube. Denn was darauf Bezug hat, iſt ſo ausgebildet und in das Privat- und öffentliche Leben ſo tief eingedrungen, als nur irgend möglich iſt. Vielen wird dies auffallend erſcheinen. Mir aber ſcheint es, man habe des gemeinen

Haufens willen dies so veranstaltet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Staat bilden, so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nöthig. Da aber jeder Volkshaufe leichtsinnig und voll ausschweifender Begierden ist, voll unvernünftigen Zornes, heftiger Wuth, so bleibt nichts anderes übrig, als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schaudergeschichten im Zaume zu halten. Daher scheint es mir, daß die Alten die Vorstellungen von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt keinesweges ohne Grund unter dem Volke verbreitet haben, und daß weit leichtsinniger und unvernünftiger verfahren die, welche sie jetzt entfernen. Denn, anderes zu geschweigen, diejenigen, welche bei den Griechen öffentliche Gelder verwalten, können, auch wenn ihnen nur ein einziges Talent anvertraut wird, nicht treu seyn, mögen auch zehn Controlleurs, eben so viel Siegel und doppelte Zeugen zugegen seyn; bei den Römern aber beobachten die, denen in Aemtern oder bei Gesandtschaften auch noch so große Summen anvertraut werden, ihre Pflicht blos um des Eides willen. Bei anderen Völkern ists selten, Jemanden zu finden, der öffentliche Gelder nicht veruntreute, bei den Römern aber ists selten, Einen auf so einer That zu betreffen." — An diese gewiß von allen

Staatsleuten zu beherzigende Stelle schließen wir noch eine aus Polybius verwandten Inhalts [57]): „So viel als bezweckt die Gottesfurcht und Frömmigkeit unter dem Volke zu erhalten, muß man auch einigen Schriftstellern gestatten, welche über dergleichen Dinge sehr viel Sonderbares und Mährchenhaftes erzählen, aber Uebertreibung in diesem Stücke darf man nicht erlauben." — Aus demselben staatsklugen Grunde übten auch selbst die leichtfertigen Athener keine Duldung aus gegen solche, welche das Daseyn der Götter auch nur zweifelhaft darstellten. So wurde Protagoras, der Abderite, wegen dieses Zweifelsinnes aus der Stadt getrieben und seine Bücher in öffentlicher Volksversammlung verbrannt [58]).

Aus edlerem Grunde entsprang aber bei einer dritten Classe die Anhänglichkeit an die väterlichen Religionslehren. Diese Classe von Menschen bildete sich erst bei überhandnehmendem Unglauben. In den letzten Jahrhunderten vor und den ersten Jahrhunderten nach Christo gerieth nämlich das Heidenthum in immer größeren Verfall, der Aberglaube und der Unglaube, wie wir dies weiter unten genauer sehen werden, verdrängte immer mehr die einfache Ueberzeugung von den auch aus der verstellten Religion noch hervorschimmernden Wahrheiten. Die Bildung des Geistes war so weit vorgeschritten, daß die Religion in ihrem mythischen Gewande nicht mehr als zuverläßige Wahrheit angenommen wurde; der beigemischte Irrthum machte auch das ächt

Göttliche, das versteckt und verderbt war, ungewiß. Es war also würklich die von der Vorsehung vorbereitete Zeit gekommen, wo das Heidenthum einer neuen Lehre und einem neuen geistigen Leben weichen sollte. Diejenigen nun, welche in der Zeit dieses allgemeinen Verfalls die neue göttliche Heilsanstalt nicht kannten, oder nicht kennen wollten, dennoch aber das Bedürfniß nach einer göttlichen Offenbarung unverläugbar in ihrem Innern fühlten, begaben sich an eine tiefere Erforschung dessen, was ihre Religion ihnen bot. Da ein großer Theil der griechischen Mythen bloß Symbole sind [59]), welche aus dem alles Geistige in veranschaulichenden Bildern darstellenden Orient in das Abendland übergingen, von den leichtfertigeren Griechen aber bald, ohne nach dem tieferen Sinne zu forschen, nur als unterhaltende Erzählungen betrachtet wurden, so mußte solchen forschenden, ernsten Männern der ursprüngliche Sinn sich bald wieder offenbaren, wenn sie zumal durch Plato schon Beispiele und Versuche erhalten hatten, welcher gewichtvolle Sinn oft den einfachsten Mythen zu entlocken sei. Dazu kam, daß die Geheimlehren der Griechen für den weiter Vorgeschrittenen noch die Deutung von so manchen Sinnbildern und Sagen erhalten hatten, wodurch dieselben in erhöhnerem Lichte erschienen. Es geschah also in jener Zeit, daß Männer von jenem religiösen Bedürfniß getrieben, nach Anleitung der Deutungen der Geheimlehren und nach dem Vor-

bilde Platos den ethiſchen und phyſiſchen Sinn der Mythen aller Völker aufſuchten, und da ſie Mehreres wahr und glücklich gelöſt, in einigen Mythen würklich, in andern vermeintlich hohe Weisheit gefunden, die Mythologien der alten Welt für die Schatzkammer aller höheren Erkenntniß hielten und als ſolche prieſen. Da ferner die Sagenwelt aller Nationen des Alterthums eine gemeinſame Wurzel in Hochaſien hat, da die Mythologien der einzelnen Völker nur als Aeſte eines und deſſelbigen Baumes zu betrachten ſind und daher würklich große Aehnlichkeiten mit einander darbieten, ſo war es in der Sache gegründet, daß jene Forſcher zu dem Ergebniß gelangten, ein und dieſelbe göttliche Offenbarung finde ſich bei allen Völkern, nur unter verſchiedenartigen Symbolen und Hüllen, und gerade dadurch werde die Gewißheit der vaterländiſchen Religion erhöht; — gewiß ein anſprechender und begeiſternder Gedanke! — So ſagt Plutarch, welcher der vornehmſte unter dieſen Neu-Platoniſchen Religions-Philoſophen iſt [60]): „Wir glauben nicht, daß verſchiedene Götter bei verſchiedenen Völkern ſind, Griechiſche und ausländiſche, ſüdliche und nördliche; ſondern wie Sonne und Mond und Himmel und Erde und Meer allen Menſchen gemein, von anderen aber anders benamet wird, ſo ſind, während Ein Verſtand alles ordnet und Eine Vorſehung alles leitet, und dienende Mächte über alles geordnet ſind, bei Verſchiedenen verſchiedene Verehrungen und

Benennungen von den Gesetzen festgestellt worden." — Wie sehr diese Männer das Belebende einer positiven, im Glauben verrichteten Gottesverehrung fühlten, zeigt derselbe Plutarch, indem er die Wonne des Gottesdienstes schildert [61]): „Freilich muß man vom Glauben an die Götter den Aberglauben wie vom Auge den Schmutz entfernen. Ist indeß dies nicht möglich, so möge man ja nicht zugleich das Glaubensauge ausstechen oder blenden, wodurch die Meisten an den Göttern hangen. Dieser Glaube ist aber nicht etwas Furchterregendes, Düstres, wie die Epikuräer ihn darstellen, um dadurch die Vorsehung zu verläumden, als schreckte sie uns wie Kinder, oder verfolgte uns wie eine verderbende schauerliche Rachgöttinn. Es giebt wohl wenige unter denen, welche die Gottheit fürchten, denen es besser wäre, wenn sie sie nicht fürchteten. Denn indem sie dieselbe wie einen Fürsten, welcher den Guten gnädig, den Bösen feindlich ist, fürchten, werden sie durch diese Eine Furcht, um welcher willen sie nicht vieler anderen bedürfen, die sie vor dem Bösesthun bewahrten, sondern die Bosheit still an sich halten, bis sie sich allmälig verzehrt, lange nicht so sehr beunruhigt, als die, welche der Bosheit ihren Lauf lassen, ihrer Keckheit Raum geben, nachher aber sogleich in Schrecken gerathen und Reue empfinden. Die Gesinnung indeß, welche die meisten Ungebildeten, aber nicht ganz Verdor-

denen gegen die Gottheit hegen, hat freilich neben der Ehrfurcht und Scheu auch noch eine gewisse Beängstigung und Furcht, welche man auch Aberglaube (Deisidaimonie) zu nennen pflegt; tausendmahl einflußreicher und größer ist aber dabei die Fröhlichkeit und gute Hoffnung, mit der sie den Lohn der Frömmigkeit, als von den Göttern ausgehend, erbitten und aufnehmen. Dies erhellt auch aus den deutlichsten Beweisen. Denn kein Aufenthalt in den Tempeln, keine Festzeit, keine That und kein Anblick erfreut mehr, als was wir selbst sehen oder thun in Bezug auf die Götter, mögen wir nun den bacchantischen Lustbarkeiten, den heiligen Reigen, oder den Opfern, oder Mysterien beiwohnen. Denn das Gemüth ist hierbei nicht trübsinnig, niedergeschlagen und mißmuthig, als ginge es mit Tyrannen und furchtbaren Züchtigern um, wie es alsdann der Fall seyn müßte, sondern wo es überzeugt ist, daß die Götter am meisten gegenwärtig sind, da überläßt es sich, Trübsinn, Furcht und Kummer verbannend, der Freude bis zum Rausch, Scherz und Gelächter; — in den Liebesfesten, wie der Dichter sagt:

Selbst der Greis und die Greisin, wenn der goldnen Aphrodite
Sie gedenken, auch denen wird das liebe Herz von Freude bewegt —

bei den festlichen Aufzügen aber und Opfern wird nicht bloß der Greis und die Greisin, nicht bloß der arme und gemeine Mann, sondern auch

Die dickschenkliche Mahlerin, die an der Mühle sich bewegt,

ja auch der Haussklav und Tagearbeiter von Wohlseyn und Freude belebt werden. Reiche und selbst Könige feiern festliche, gemeinschaftliche Mähler. Bei den Opfern, und wenn sie die Gottheit am nächsten zu berühren glauben, fühlen sie unter der Verehrung eine ganz besondere Wonne und Freude. Davon aber weiß der nichts, welcher die Vorsehung läugnet. Denn es ist weder des Weines Fülle, noch das gebratene Fleisch, was an den Festen erfreut, vielmehr ist es die liebliche Hoffnung und der Glaube, der Gott sei wohlwollend gegenwärtig, und nehme freundlich das Dargebrachte an. Flöte und Kranz fehlen bei jedem anderen Feste; ist aber der Gott nicht gegenwärtig bei dem Opfer, so ist, wie das Opferthier des Mahles, so auch alles Uebrige gottverlassen, unfestlich und unbegeisternd, ja alles ist freudenleer und trübe für den Opfernden. Aus Furcht der Menge heuchelt er Gebete und Anbetungen, ohne daß er ein Bedürfniß hat, und spricht Worte aus, die mit seiner Philosophie in Widerspruch stehen. Wenn er opfert, tritt er neben den schlachtenden Priester, wie neben einen Koch, und hat er geopfert, so geht er weg mit dem Verse des Menander:

„Geopfert hab' ich Göttern, die auf mich nichts achten."

Wohl hat Plutarch hier treffend und ergreifend die Gemüthsleere deſſen geſchildert, der ohne Glauben an poſitive Offenbarung Gottes dennoch in der Reihe ſolcher lebt, welche dieſen Glauben noch beſitzen; wohl hat er Recht, wenn er an einer andern Stelle [62]) ſagt, man müſſe alle Gründe aufſuchen, um den frommen, väterlichen Glauben zu vertheidigen, aber es frägt ſich eben, ob die Mittel, welche dieſe Philoſophen ergriffen, die rechten waren, um allgemein wieder die heidniſche Religionslehre in Anſehn zu bringen. Dunkel ſcheint dem Plutarch ſelbſt der Grund vorgeſchwebt zu haben, warum das Heidenthum, als es einmal ſo weit verſunken war, kaum einer Verbeſſerung fähig ſeyn mochte. Er macht nämlich [63]) bemerklich, daß die Worte wie Münzen gelten. In alter Zeit, ſagt er, ſei weit mehr Begeiſterung unter den Menſchen geweſen; damals ſei Geſchichte und Philoſophie und Religion und das ganze Leben Poeſie geweſen, daher hätten nach den Bedürfniſſen der Menſchen auch die Götter ihre Ausſprüche in hochdichteriſchen Ausdrücken gegeben. Jetzt aber, zu ſeiner Zeit, ſei man weit einfacher und proſaiſcher geworden, daher erforderte auch das Bedürfniß ſeines Zeitalters einfache, ungezierte Götter-Ausſprüche. — Der edle Heide wußte nicht, daß damals ſchon die einfachſte und faßlichſte Offenbarung Gottes an das Menſchengeſchlecht gekom-

men war. Jene Poesie nun in der heidnischen Religion war es würklich, welche einer Umbildung auf jenem von den Platonikern versuchten Wege entgegenstand. Denn wenn nun auch jene Männer in den Mythen einen so schönen sittlichen Sinn nachwiesen oder hineinlegten, so erschien für das Volk deswegen die Lehre doch nicht anders, als wie eine schöne Poesie. Den sittlichen Kern herauszufinden, waren sie zu unverständig oder zu träg. Dies spricht schon recht treffend Dionysius von Halikarnaß aus, Er sagt [64]): „Ich weiß zwar, daß Viele die Griechischen unzüchtigen Fabeln dadurch entschuldigen, daß sie allegorisch sind; aber wiewohl ich dies so gut als irgend Jemand weiß, bin ich dennoch sehr vorsichtig gegen sie, und halte es lieber mit der Römischen Götterlehre, indem ich erwäge, daß das Gute aus den Griechischen Mythen nur gering ist, und auch nicht Vielen etwas helfen kann, sondern blos denen, die erforscht haben, weswegen sie erfunden worden sind; Wenige sind es aber, die dieser Philosophie theilhaftig geworden. Dagegen pflegt der gröbere, unphilosophische Haufe jene Erzählungen eher im schlechtern Sinne zu nehmen und eins von beiden zu erfahren, entweder die Götter zu verachten, als welche sich in der größten Schlechtigkeit herumwälzen, oder sich auch des Abscheulichsten und Verworfensten nicht zu enthalten, wenn sie sehen, daß dasselbe auch

die Götter thun" — So bewies es sich denn auch durch die That, daß die Bemühungen jener Platoniker keinesweges bis zu dem armen, sich selbst überlassenen Volke durchdrangen; dies blieb nach wie vor seinen dumpfen verkehrten Begriffen und elenden äußeren Ceremonien überlassen. Aber wichtig und groß müssen uns diese Bestrebungen nichts desto weniger theils an sich erscheinen, als aus heiligen und für das Göttliche entflammten Gemüthern hervorgehend, theils in Rücksicht aufs Christenthum, welches alle jene von den Platonikern und insbesondere von Plutarch gefühlten Bedürfnisse so überschwenglich befriedigte, indem es nicht nur durch die Lehre von einem heiligen Gotte und einem heiligen Gottesstaate in welchem jeder Erlöste und von der Sünde Gereinigte aufgenommen werden soll, den sittlichen Anlagen des Menschen ein erhabenes Ziel vorsetzte, sondern auch durch den Versöhnungstod und die vom göttlichen Versöhner ausströmenden Lebenskräfte dem gefallenen Menschen das Vermögen verlieh, in jene himmlische Oekonomie eingehn und Theil haben zu können an dem seligen Leben. Auch waren es hier nicht blos die πεπαιδευμενοι, die Gebildeten, die an der verheißenen Herrlichkeit Antheil hatten, sondern jedes Glied des Menschengeschlechtes bekam dasselbe Anrecht auf die königliche Priesterwürde der Erlöseten, dasselbige himmlische Erbtheil. Denn das Mehr oder Minder des Wissens und der Erkenntniß sollte ja nicht ferner

mehr der Maaßstab der Würde für den Menschen seyn, wie dies der gewöhnliche Irrthum auch der besseren Heiden, auch eines Plato, war, auch nicht Kasteiungen sollten diese Würde dem Menschen versichern, zu welchen nicht jeder Körper geeignet ist, sondern das kindliche Aufnehmen im Glauben des Wortes vom Kreuze, die Nachfolge des verachteten Jesu unter Hohn, Schmach und Spott, in Selbstverläugnung, Demuth und Liebe.

III.

Charakter der Vielgötterei und Naturvergötterung im Allgemeinen, wie der Griechischen und Römischen Religion insbesondere.

Der Hauptmangel in einer vielgötterischen Religion ist der Mangel an Einheit des innern Lebens. Der Mensch, bloß gestellt den tausendfachen Angriffen der Feinde in seinem eignen Herzen, wie in der Welt, umringt von Sünde, Irrthum und Jammer, bedarf ein vertrautes, mitfühlendes Herz, dem er allen seinen Schmerz ausschütten, alle seine Noth klagen könne. Er bedarf einer unsichtbaren Hand, stärker als alle sichtbaren, der er vertrauen könne, daß sie ihn halte und hebe in allen Stürmen, in allen Kämpfen des vielfach sich wendenden Lebens. Ein solches vertrautes Freundesherz jenseit der Wolken, eine solche unsichtbare, allmächtige Hand hat-

hatte der arme Heide nicht. Schleuderten ihn die Wogen des treulosen Schicksals auf eine einsame Sandbank, zerschmetterte der Sturm der Drangsale das Fahrzeug seiner Hoffnung, zu welchem der Hunderte unter den Göttern sollte er beten und seine Hände ausstrecken? War der zu welchem er schrie, stark genug, ihn zu vertheidigen? Hatte er nie in seinem Leben durch Unterlassung von Opfern ihn sich zum Feinde gemacht, während ein andrer ihm wohl wollte? War das Elend, aus dem er Rettung wünschte, ein solches, das einen besondern Gott hatte, der besser daraus zu retten verstand? Solche und ähnliche Fragen ängstigten noch mehr das verlassene trostlose Gemüth. Doch nicht nur dies. War ein Heide, welcher ernst nach Heiligung und Vervollkommnung rang und strebte, und in Gebeten sich die Kraft dazu von den Göttern erbitten wollte, wohin sich wenden? Jede Tugend hatte ihren eignen Gott [56]); jetzt seufzte er zur Minerva um Weisheit, jetzt schrie er zum Apoll um Freudigkeit; ein stetiges inneres Leben, ein vertraulicher Umgang mit Gott war hiebei nicht möglich. Mit dieser Einheit mußte auch dem innern Leben die Kraft gebrechen. Da es sich nicht unverwandt auf einen Punkt hinrichtete, da die Kräfte des Geistes bei dieser mannichfachen Richtung zersplittert wurden, so konnte der Mensch, auch wenn er wollte, sich nicht aus einer gewissen geistigen Zerstreuung retten. Es ist dabei nicht unbemerkt zu lassen, daß auf eine

ähnliche Weise auch der Heiligendienst wieder in der christlichen Kirche dem wahren innern Leben nachtheilig geworden ist, indem er in seiner Mißgestalt fast dieselben Erscheinungen und Würkungen veranlassen mußte, wie die Vielgötterei. Die schädlichen Einflüsse waren um so größer, da diese vielen Götter nicht bloß untergeordnete, heilige Wesen waren, wie die Engel, welche alle, einem höchsten Gesetze unterthänig, den Willen des obersten Gottes zur höchsten Richtschnur ihres Handelns machten, so wie ungefähr in den späteren Zeiten die Neu-Platoniker die verschiedenen Gottheiten schildern, nach welcher Beschreibung Augustinus nicht mit Unrecht sie mit den heiligen Engeln vergleicht [66]); sondern es waren Naturgötter, ungleich an Macht, obwohl mit gleichen Ansprüchen auf Herrschaft, die sich also nicht nur gegen den obersten Herrscher Zeus auflehnten, sondern sich auch unter einander selbst anfeindeten, bekriegten, einander entgegenwürkten. Während das Gebet des Monotheisten mit unwandelbarer Gewißheit Erfüllung erwarten darf, wenn anders es heilig und gerecht ist, weil der Gott, zu dem es aufsteigt, ein Gott ist, dem Himmel und Erde gehorcht, mußte bei dem Heiden die Hoffnung, der Glaube, mit dem er sein Gebet zum Himmel schickte, ein schwankender, zweifelnder seyn, weil er nie wußte, welche andere himmlische Gewalt hindernd oder hemmend entgegentreten möchte. Wer da aber zweifelt, ist

gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. — Es waren ferner jene Götter entstanden aus Naturvergötterung. Von welcher Wichtigkeit für das religiöse Leben dieser Punkt sei, ist schon oben angedeutet worden. Die Hauptbestimmung einer Religion ist, daß sie den Menschen wieder anknüpfe an die höhere Region der Geisterwelt, wovon er sich durch seine, dem göttlichen Gesetze entgegenstehenden Willenstriebe losgerissen. Es soll dem Menschen nicht wohl werden an der Brust der ganzen sinnlichen Natur, er soll eine Sehnsucht fühlen, die ihn darüber hinauszieht. Dies aber vermag keine Religion zu bewürken, in welcher die sichtbare Welt selbst Gegenstand der Anbetung ist, vielmehr bannt sie das über die Gränzen der Zeit hinausstrebende Gemüth immer wieder in den engen dunkeln Kreis der Sinnenwelt. Findet nun der tiefer fühlende Mensch, dem als Ruheort seines Geistes diese ganze wandelbare Erscheinung nicht genügt, auch in der Religion keine Heimath für sein sehnendes Herz, so ist er der Verzweiflung Preis gegeben. Dagegen wird der ohnehin schon zum Irdischen gekehrte, und im Irdischen sich befriedigt fühlende Mensch, statt in ein höheres, geistiges Leben hineingezogen zu werden, recht fest sich anklammern an alle die irdischen Genüsse, an alle die irdischen Gewerbe, welche seine Götter ganz besonders hegen, pflegen und beschützen. Jede

wahre Religion strebt ein Leben an, wie es in der gegenwärtigen Welt nicht erscheint, strebt einen himmlischen Staat auf Erden zu gründen, ein Reich Gottes, das ein Abbild sei jener Politeia der seligen, reinen, himmlischen Geister; eine naturvergötternde Religion dagegen spricht das Leben, wie es ist, als das höchste aus, zeigt demselben keine, seine sittliche Natur befriedigenden, Ideale [67]). Aus diesem Grunde geschah es, daß der Morgenländer bei seiner Naturvergötterungslehre, weil seinem tieferen Gemüthe das gewöhnliche Leben mit allen seinen Gebilden doch gar zu flach und nichtswürdig erschien, er aber auch keine Ahnung hatte, wie ein höherer, heiliger Geist sich hineinbilden ließe, sich ganz aus demselben zurückzog und durch eine erzwungene Vernichtung desselben den Anforderungen seines tiefer fühlenden Gemüthes zu genügen suchte. Er wurde nämlich Quietist und Omphalopsychit.

Betrachten wir nun den Charakter der Griechischen und Römischen Religion insbesondere. Die Herrlichkeit und der unerschöpfliche Reichthum Gottes offenbaret sich in der Welt durch die große Mannigfaltigkeit der Grundtypen alles Daseyns, wie durch die eben so große Mannichfaltigkeit der Formen in ein und denselbigen Grundtypen. Der Mensch, wiewohl gleich sehr Mensch unter allen Himmelsstrichen, behauptet dennoch in den verschiedenen Gegenden der Erde sehr verschiedene Charaktere, und je nachdem der

Grund-Charakter der verschiedenen Völkerschaften verschieden, trägt auch alles, was von ihnen ausgeht, Gottesverehrung, Sitte, Wissenschaft, Kunst ein besonderes Gepräge. Dabei und dadurch ist aber nicht die eine vollkommner als die andere, sondern in ihrer Eigenthümlichkeit kann eine jede auf ihre Weise die Herrlichkeit Gottes offenbaren, wenn anders ihr eigenthümliches nationales Gepräge durch das höchste Gesetz Gottes geheiliget ist. Wie sehr unterscheidet sich nicht in dieser Rücksicht der Morgen- und der Abendländer? Wie der Orientale bei der Hitze des Tages unter dem kühlenden Baume auf dem Blumen-Teppich niedersinkt, und zu Geschäften untüchtig dem Zuge der vorüberwandelnden Gedankenbilder nachhängt, so zeigt sich in allem, was von seinem Geiste ausgeht, die Gluth, die Unbehulfenheit, die Unfruchtbarkeit fürs Leben. Auch in den Religionen der Morgenländer bemerken wir diese drei Eigenschaften. Die Gluth der Phantasie, indem jede Ueberlieferung zur Mythe, jedes Dogma zum Symbol wird; die Unbehulfenheit, indem die Bilder kolossal, der Ceremonien und Vorschriften unendlich viele; die Unfruchtbarkeit, indem nicht das Leben mit den Menschen, sondern allein das mit sich selbst ins Auge gefaßt, indem nicht die Gesinnung und sittliche Handlung, sondern die Phantasie und Kasteiung das Hauptmoment ist. Während der Abendländer, ungehindert in der freien Regung und Bewegung seines Körpers, den Boden durch-

ſtreift, den die Vorſehung ihm anwies, während er alles erprobt, erlernt und durchforſcht, was die Schöpfung ihm darbietet, während er daher auch in dem Geſchaffenen beſonders die Spuren des Ewigen aufſucht, geht der ruhende Orientale, der die Welt und die Natur wenig kennen lernt, in die Tiefen ſeines eignen Innern und ſucht Gott auf im innerſten Grunde der menſchlichen Natur. — So wie nun die Religionen des Oſtens und des Weſtens durch einen beſtimmten Grundzug ſich unterſcheiden, ſo zeichnet ſich auch das Griechiſche wie das Römiſche Leben insbeſondere durch eigenthümliche Charaktere aus, die auch in der Gottesverehrung beider Völker ſichtbar werden. Der Grieche ſtellt uns ganz eigentlich in ſeiner Erſcheinung die Idee der Weltlichkeit dar. Früher mag in der Griechiſchen Sage noch ein tieferes Leben gewaltet haben, ſo lange als in dem Abſenker noch die Säfte des Orients friſch waren, aber ſie vertrockneten, und hiemit erſtarb alle höhere Geiſtigkeit. Mit jener früheren geiſtigen Kraft meinen wir nämlich den ſittlichen Gehalt, der damals wenigſtens mehr noch, wenn auch keineswegs allein, in den Sagen vorhanden war, die größere Klarheit, in welcher die Mythen die urſprüngliche, höhere Erkenntniß, welche dem gefallenen Menſchen bei ſeinem Eintritt in jene irdiſche Weltordnung noch beiwohnte, ausſprachen. Daß dem ſo wär, zeigen Creuzers ſchätzbare Forſchungen über die Orphiſchen Lehren. Der Verderb aber

der Griechischen Religionslehre ging insbesondere daraus hervor, daß die Mythen, statt sie ihrem sittlichen Gehalt nach zu würdigen, besonders ihrem künstlerischen Gehalte nach geschätzt wurden, und dadurch die Religion selbst am Ende in der Kunst unterging. Diese Richtung des Griechischen Geistes auf die Kunst hin hatte aber nicht bloß den negativen Schaden zur Folge, daß die Gegenstände der Religion nicht mehr von ihrer sittlichen Seite aus die Gemüther beschäftigten, sondern auch positiv war damit eine höchst verderbliche Versuchung zu sinnlichen Lüsten verbunden. Mit dem Anschauen der Götterbilder verband sich oft die gröbste Wollust. Die Heiden berichten uns selbst, daß es vorkam, daß Menschen mit den nackten Statuen der Göttinnen, von wilder Lust entbrannt, Unzucht trieben, so Einer mit dem Bilde der Venus von Gnidus [68]), andre mit andern Götterbildern [69]). Und wie wenig Reinheit des Herzens selbst bei dem Künstler Praxiteles statt fand, zeigt uns die Nachricht des Plinius, daß derselbe zu seiner Ergötzung kleinere wollüstige und unzüchtige Gemälde entwarf [70]). Wenn wir jedoch auch von diesen gröberen Verirrungen absehen, so müssen wir nichts desto weniger sagen, wie immer ein Irrthum, der mit einiger Wahrheit vermischt ist, gefährlicher ist als der baare Irrthum, weil er den Menschen länger bei sich zurückhält; so gieng es auch hier. Menschen, denen die grobsinnlichen Genüsse nicht mehr zusagten, hielten

ſich an die fein-ſinnlichen Genüſſe der Kunſt und meinten nun hoch über dem niedern Volke zu ſtehen; verſchloſſen ſich aber durch dies ſcheinbar Höhere den Weg zu ernſten, ſittlichen Beſtrebungen. Und in einer ſolchen Richtung ſcheinen auch Viele im gegenwärtigen Zeitalter befangen. Die Noth der vergangenen Jahre und der große Umſchwung des religiöſen Lebens hat Viele berührt, welche bis daher in grobſinnlicher Ruhe hinlebten, es erwachten in ihnen höhere Bedürfniſſe, aber ſtatt an der rechten Quelle dieſe zu befriedigen, ſtatt nach einer ſittlichen Umwandlung ihres Lebens zu ſtreben, ſtatt Kreuztragen und die verachtete Nachfolge Chriſti zu erwählen, ergaben ſie ſich einem fein-ſinnlichen Kunſtgenuſſe und mit der Farbe des Chriſtenthums geſchminkten, äſthetiſchen Beſtrebungen, welche die Wunde mit Purpur verdecken, ſtatt ſie zu heilen, und das Haus fegen und ausſchmücken für den Dämon, welcher, da er in der Wüſte nicht Ruhe gefunden, wiederkommt und ſieben andre unreine Geiſter mitbringt. Solche ſich ſelbſt über ihre wahren Bedürfniſſe täuſchenden Menſchen ſind aber weit unglückſeliger als diejenigen, denen der Zwieſpalt ihres Innern noch nicht klar geworden. Der Stachel des peinigenden Gewiſſens erinnert ſie immer wieder an ihre Nacktheit, und der innere Mund ihrer Seele verkündet laut, daß ihre Werke böſ' ſind, aber ſie wehren der ſchreienden Stimme Gottes, und ſie lecken wider den Sta-

chel, und bei dem entsetzlichen Kampfe verfiegt das Mark ihrer Gebeine.

Doch bei den Griechen war auch nicht dies allein das Nachtheilige, daß der Sinn des Menschen überhaupt von dem Heiligen abgewendet wurde; auch das war das Verderbliche, daß, da auch ungöttlich gesinnte Künstler sich der Religion als Materiale für die Kunst bedienten, und eben diese Religion auch Gegenstände der Sünde darbot, die Sünde selbst durch die Kunst lieblich gemacht und heilig gesprochen wurde. Eben hierauf macht schon Plato aufmerksam [71]). Er sagt nämlich: „Indem das Volk in den öffentlichen Wettkämpfen das Recht hat, den Sieg zu ertheilen, giebt es denselben denjenigen Dichtern, welche nach der nichtswürdigen Gesinnung des großen Haufens dichten; die Gegenwärtigen sollten immer bessere als ihre eignen Sitten beschrieben hören, jetzt aber werden sie auf den Theatern in den schlechteren Sitten bestärkt.“ — Wenn nämlich bei den Gebildeten durch die poetische Behandlung der Religion dieselbe den dem Leben gebietenden und dasselbe umgestaltenden Ernst, wie auch die Scheu abnöthigende Würde verlor, so war bei den Ungebildeten der Nachtheil noch größer durch die als Wahrheit aufgenommenen falschen und sündlichen Begriffe von göttlichen Dingen. Und nicht minder als die Poesie konnte hier die bildende Kunst würken. Wenn Bildhauerei und Malerei bei den Gebildeteren jene oben angegebenen Nachtheile äußerten, die über-

haupt von der Kunst ausgehen können, so waren sie nicht weniger als die Dichtkunst fähig, dem Volke tief sich einprägende schlechte Vorstellungen einzuflößen, wenn sie unanständige Gebilde erzeugten. Denn wenn auch hier der Elische Olympier die Ahnung einer weltgebietenden Majestät in den Herzen erregte, so erzeugte dort der Göttervater mit dem Schwanenhals am Busen der Leda thierische Triebe und Gedanken. Daher sind die Betrachtungen sehr fein und geistvoll, welche Dio Chrysostomus, der heidnische Rhetor, den Pheidias machen heißt über die Wichtigkeit seines Werks den Olympier in einem Bilde darzustellen, was für ganz Griechenland Norm der Vorstellungen vom Göttervater werden würde. Dio redet den Pheidias so an [72]): „Du hast, o Pheidias! eine große Verantwortung auf dich geladen. Denn früher, da wir von Gott nichts wußten, haben wir uns auch kein bestimmtes Bild von ihm entworfen, indem ein Jeder nach seinem Gefallen sich eine Vorstellung ausmalte; und sahen wir Götterbilder, so schenkten wir denselben keinen besondern Glauben. Du aber hast dieses Bild so herrlich gebildet, daß ganz Griechenland und jeder, der es sieht, sich keine andere Vorstellung mehr von Gott machen kann. Hast du nun auch die göttliche Natur würdig genug dargestellt?“ —

Bei den Griechischen Götterbildern war indeß doch das zu loben, daß sie die Götter unter

keiner andern als der Menschengestalt darstellten, wenn sie auch freilich oft diese Menschengestalt so entwürdigt, oder mit solchen Attributen darstellten, daß sie als nicht viel Besseres denn als Bestie erschien. Weit abscheulicher waren dagegen die Götterbilder der Aegypter und sind noch diejenigen der Indier, welche den Göttern die Thiergestalt geben. Hierüber bemerkt schon der Heide Philostratus richtig[73]: es sei besser, statt solcher Bildnisse gar keine hinzustellen, denn der menschliche Geist bilde etwas Vortrefflicheres als jede Kunst; bei solchen Bildern aber verliere sich die Fähigkeit, das Schöne anzuschauen und selbst etwas Besseres unter der äußeren Hülle zu ahnen. Denn wenn die Anbetung verpersönlichter Naturkräfte die Gottheit zu den Schranken der armseligen menschlichen Natur erniedrigt und in dieselben einschließt, so stellt der Thierdienst und die Thierbildnerei Gott noch unter den Menschen. Die Menschengestalt in ihrer aufgerichteten Stellung mit dem sinnvollen, den Geist aussprechenden Antlitz, offenbart würklich etwas Höheres, was der Thiergestalt fehlt. Während bei der letztern die ganze Gattung einen einzigen Typus hat, in welchem die Idee derselben sich ausspricht, zeigt sich im Menschengeschlecht, selbst in den verschiedenen Abtheilungen desselben eine solche Mannigfaltigkeit des Lebens und der individuellen Lebensformen, daß diese auch in der äußern Hülle

ſich kenntlich machen. Darum kann auch, wenn eine Darſtellung des Göttlichen ſtatt finden ſoll, daſſelbe nur durch die menſchliche Geſtalt ausgedrückt werden, welche durch die Erſcheinung des Sohnes Gottes in derſelben dazu auch geweihet worden iſt. — Da nun der Grieche, wie wir geſehen haben, in dieſem Leben nicht dasjenige lieb gewonnen hatte und erſtrebte, was gerade über demſelben ſteht und es beherrſchen ſoll, ſondern das Leben ſelber, ſo iſt es kein Wunder, daß in demſelbigen Grade, in welchem die Liebe zum irdiſchen Leben und die Anhänglichkeit an daſſelbe wuchs, auch die Erinnerung an die elyſäiſchen Felder und die dunkeln Wogen des Styx zurücktrat. Der gebildete Grieche glaubte an nichts Jenſeitiges, wie wir dies z. B. bei Polybius ſahen, eben ſo bei Pauſanias [74]). nicht weniger bei Simonides [75]), welcher ſingt:

Schweigen iſt bei den Todten, Dunkelheit umhüllt das Auge.
Alles kommt einſt in den Einen furchtbaren Strudel.

Alle aber, der Gebildete wie der Ungebildete, wurden gequält von der größten Furcht des Todes, weil ſie in dieſem Leben ihr Ein und Alles hatten und drüber hinaus keinen Himmel, keinen Heiland und keine triumphirende Gemeinde der Vollendeten kannten. So ſingt Anakreon [76]): „Grau ſind mir die Schläfe und weiß das Haupt. Hin iſt die liebliche Jugend. Vom ſüßen Leben iſt nicht viel mehr übrig, darum ſeufze ich häufig, fürchtend den Tartarus, denn er iſt des Ha-

des furchtbare Höle. Grauvoll iſt der Hinabgang, und wer einmal hinabſtieg, kehrt nimmer wieder.“ — Und Lykophron [77]) klagt: „Wenn der Tod noch weit entfernt, dann wünſcht wohl der Mühſelige ſein Leben zu enden; wälzt aber deſſen letzte Welle ſich heran, ſo begehren wir das Leben, denn nimmer können wir uns daran ſättigen.“ Eben ſo ſang ja auch ſchon Homer [78]): Ich möchte lieber beim ärmſten Manne dienen, als über alle Schatten König ſeyn! — Anders lauten freilich dagegen die Aeußerungen der dem Martyrertod zuerſt ſterbenden Chriſten, welche den Heiden bei jener Geſinnung nicht anders denn als Schwärmer vorkommen konnten. Je größer aber bei den Griechen die Angſt vor dem Tode war, deſto feſter klammerten ſie ſich an die Dinge dieſes Lebens an, deſto tiefer wollten ſie die Schale ſeiner Genüſſe ausſchöpfen und bis zur letzten Neige leeren.

Einen andern Charakter als das Griechiſche Heidenthum zeigt uns Römiſche. Das Römiſche nach ſeinen urſprünglichen Beſtandtheilen hat noch mehr vom morgenländiſchen Geiſte behalten als das Griechiſche. Es hat ſich großentheils aus dem Hetruskiſchen herausgebildet. Dieſes aber zeichnet ſich aus durch eine wahre Deiſidaimonia, eine Gottesfurcht, einen düſtern Sinn [79]). Der oberſte Gott der Hetrusker, Tinn, iſt das Fatum. Unter deſſen dunkler Gewalt ſtehet das Menſchengeſchlecht. Sechs tauſend Jahre dauert die Schöpfung der Welt, ſechs tauſend Jahre be-

steht sie, im sechsten Jahrtausend kommt ihr Ende herbei, und das ist das große Jahr [40]). So sind auch allen Völkern ihre Zeiten gesetzt und nach zehn Zeiten endet der Hetruskische Staat. Der Mensch, unter jenem Fatum stehend, wird von allen Seiten durch dasselbe bestimmt. Daher ist es wichtig die geheimen Gründe der Natur und ihrer außerordentlichen Erscheinungen zu erkennen, darum ist eine vollkommene Wissenschaft die Kunst, aus Vögelflug, aus Eingeweiden, aus Donnerschlägen den Willen der Götter oder die Zukunft zu erkennen [41]); denn die Zeichen am Himmel und auf Erden sind Beweise des Zorns der Gottheit, der unblutig und auch blutig, durch Menschenopfer, gesühnt werden muß. Den Menschen begleiten ferner auf seinem Lebenswege zwei Genien, ein schützender, schirmender und ein wüthender, düsterer, welcher ihm zu schaden sucht. Diese sind es, die zunächst sein Schicksal leiten. — Alles dieses spricht einen ernsteren Charakter der Hetruskischen Lehre aus, welcher mehr oder weniger zu den Römern überging und insbesondere in ihren vielen supplicationes, averruncationes, devotiones sich zeigt. — Vielen Einfluß hatte auch bei diesen auf die Bildung des religiös-politischen Lebens Numa Pompilius, welcher von den Pythagoräern seine besseren Erkenntnisse gehabt haben soll, wobei es aber immer noch unentschieden bleibt, welcher Antheil davon den alten, schon vorhandenen Italischen Lehren zuzuschreiben sei. Die Würkun-

gen seiner Institute und Einrichtungen zeigen sich noch in sehr späten Zeiten. Er leitete bekanntlich seine Einrichtungen aus unmittelbarer Eingebung ab, sei es nun, daß er hierbei nach jener rationellen Ansicht, welche mehrere Heiden über dergleichen Aussagen der Gesetzgeber haben [12]), dieselbe nur vorgegeben, um politische Zwecke dadurch zu erreichen und die Leichtgläubigkeit des Volkes zu benutzen, oder daß er würklich glaubte, höherer Einflüsse theilhaftig zu seyn, wie denn Plutarch in Bezug auf diesen Umgang des Numa mit göttlichen Wesen bemerkt, es sei doch gar nichts Ungereimtes, zu glauben, daß so wichtigen Männern, wie Begründern von Staaten, wenn sie dieselbe suchten, eine außerordentliche Belehrung Gottes zu Theil werden könne. Schon durch diese Zurückführung seiner Einrichtungen auf unmittelbare göttliche Offenbarung sicherte er denselben das Bestehen und die Verehrung; wie Plutarch vom Lykurgus bemerkt [13]), was die Spartaner als νομους (Gesetze) nicht so geehrt haben würden, das verehrten sie als χρησμους (Aussprüche Gottes), indem Lykurg öfters nach Delphi reiste und seine Gesetze vom Delphischen Gotte ableitete. Jene gottesdienstlichen Einrichtungen Numas zeichnen sich nun ganz besonders durch einen asketisch-sittlichen Geist aus, sie nähern sich mehr den orientalischen. Er selbst lebte auch gewöhnlich in seiner Burg, mit gottesdienstlichen Gebräuchen beschäftigt, die Priester unterrichtend, oder für sie thätig in dem Ue-

verdenken irgend eines göttlichen Gegenstandes [84]). Besonders wichtig ist Numas Verbot, von Gott sich ein Bild zu machen. Die Stelle des Plutarch, die uns dieses berichtet, lautet also [85]): „Auch Numas Gesetze hinsichtlich der Götterbilder sind ganz gleich den Lehrsätzen des Pythagoras; denn dieser nahm an, daß das Urerste weder fühlbar, noch leidensfähig sei, sondern unsichtbar, ungemischt und geistig. So verbat auch Numa den Römern, Menschen- und Thierähnliche Bilder Gottes sich zu machen. Und früher war auch bei ihnen weder ein Gemälde noch ein Kunstgebilde von Gott, sondern in den ersten hundert und siebenzig Jahren des Staates baute man zwar Tempel und heilige Kapellen, aber stets ohne Bild, weil es für unheilig gehalten wurde, das Höhere durch das Niedere darzustellen und man der Gottheit nicht anders, als durch den Gedanken sich nahen könne [86])." — Es verbot auch Numa, wie uns Plutarch a. d. a. St. sagt, die blutigen Opfer und befahl Mehl und Weinspende und die wohlfeilsten Dinge darzubringen. „Bei den feierlichen Aufzügen — erzählt weiter Plutarch [87]) — gingen Herolde vorauf durch die Stadt, zu feiern gebietend und zu ruhen von der Arbeit. Denn so wie man von den Pythogoräern erzählt, daß sie nicht gestatteten, nur so im Vorbeigehen anzubeten und die Götter zu verehren, sondern geboten, gerade zu diesem End-

zweck sogleich von Hause nach den Tempeln vorbereitet zu gehen, so glaubte auch Numa, daß seine Bürger nichts Göttliches nur so im Vorbeigehen weder hören noch sehen dürften, sondern vielmehr rastend von allen andern Dingen, das Gemüth als auf den wichtigsten Gegenstand bloß auf die Frömmigkeit richtend, indem vom Geräusch, Geklopf und Geächze, und was sonst mit Handwerkerarbeiten verbunden ist, die Straßen frei und rein gehalten wurden für die heiligen Handlungen [88]).“

In allen diesen Verordnungen spricht sich unverkennbar der ernste Sinn des Numa und somit der alten Römer aus. Numa hatte verboten, daß die Bildhauerkunst die Götterwelt in ihr Gebiet ziehe; die alten Römer verboten auch den Dichtern ihre Licenz in der Komödie; die Schauspieler hatten keine bürgerliche Ehre, durften auch nicht in den tribus seyn [89]). Dazu kommt die einfache Lebensweise, welche die alten Bewohner Roms führten. Den Einfluß derselben setzt in Verbindung mit ihrer Frömmigkeit der Fortsetzer des Polybius, der gelehrte Posidonius, wenn er sagt [90]): „Herkömmlich war bei den alten Römern Ausdauer und einfache Lebensweise und ein einfältiger, ungesuchter Genuß ihrer Güter, desgleichen eine bewundernswerthe Verehrung gegen die Gottheit, auch Gerechtigkeit, sehr viel Aufmerksamkeit andere Menschen nicht zu beeinträchtigen, verbunden mit der fleißigen Betreibung des Ackerbaues.“ — Eben so sagt

Valerius Maximus [91]): „Je einfacher anfangs die Götter durch die Spenden von Lebensmitteln von den Römern geehrt wurden, desto würksamer war es.“ — Daher denn auch die Zeugnisse von der großen Mäßigkeit und Sittlichkeit der alten Römer, z. B. bei Sallust [92]). „Im Frieden und Kriege befleißigte man sich guter Sitten; eine große Eintracht, kein Geiz war zu finden. Recht und Pflicht ward weniger um der Gesetze willen, als aus natürlichem Antriebe geachtet. Zwietracht und Verstellung fand nur gegen Feinde statt, Bürger wetteiferten mit Bürgern nur in der Tugend. Bei den Opfern der Götter herrschte Pracht, im Hauswesen Sparsamkeit, gegen Freunde Treue.“ — Ammianus Marcellinus [93]) nennt sogar das alte Rom die Herberge aller Tugenden. Selbst die Juden priesen die Sittlichkeit und besonders die Treue der Römer vor dem Punischen Kriege [94]). — Alles dieses reicht hin, uns die oben angeführten Urtheile eines Dionysius von Halicarnassus und Polybius zu rechtfertigen, welche so entschieden der Römischen Götterlehre vor der Griechischen den Vorrang einräumen. Und so lange jener ernste Gottesglaube im Römischen Staate herrschte, genoß er auch jener größeren Festigkeit und Ruhe; der Verfall der Religion aber zog auch den Verfall der Sitten nach sich, wie dieses Dionysius von Halikarnaß öfters andeutet [95]). Selbst die Tapferkeit der Römer im Kriege hing mit ihrer Gottesfurcht zusammen,

worüber die alte Geschichte voll von Beispielen ist. Wer denkt nicht hierbei an die sich den Göttern weihenden Decier. Von dem Einen derselben sagt Livius [96]), er sei von beiden Heeren erblickt worden, wie ein Wesen übermenschlicher Art, das, wie vom Himmel geschickt, den Zorn aller Götter von den Seinen auf die Feinde wendete. Dergleichen Weihungen, sagt Cicero, wurden bei unseren Vorfahren nur durch die Macht der Religion erzeugt. Ein merkwürdiger Beitrag zur Deisidaimonie dieses Volkes ist auch folgende Erzählung bei Livius [97]): „In der dritten Nachtwache steht Papirius stillschweigend auf, und schickt den Wahrsager aus, der aus dem Fressen oder Nichtfressen der Hühner zu weissagen pflegte. Niemand war im ganzen Lager, der sich nicht nach dem Kampfe sehnte; Obere und Niedere brannten danach, der Feldherr sah der Soldaten, die Soldaten des Feldherrn Kampflust. Diese Kampflust fand sich selbst bei denen, welche bei der Wahrsagung zugegen waren. Denn obgleich die Hühner nicht fraßen, wagte doch der Wahrsager dem Consul fälschlicherweise anzuzeigen, die Hühner hätten gierig gefressen, es sei also das günstigste Zeichen vorhanden. Der Consul über dies glückliche Zeichen erfreut, läßt die Zeichen zur Schlacht geben. Während dessen entsteht unter den Wahrsagern ein Streit über die Beschaffenheit des Zeichens, das die Hühner gegeben hätten. Einige Römische Ritter hören dieses, und glauben daß dies wichtig genug

sei, an den Sohn des Papirius Anzeige davon zu machen. Dieser junge Mann, der nicht in dieser die Götter geringschätzenden Zeit geboren, untersucht die Sache und zeigt sie dem Consul an. Dieser sagt: Wohl deiner Tugend und Aufmerksamkeit! Drauf stellt er den Wahrsager vor die Fahne, und ehe ein Kampf beginnt, wird derselbe von einem unversehens abgeschossenen Pfeile getödtet." — Und noch zu Cäsars Zeiten war die religio von so mächtigem Einfluß auf das Römische Heer, daß, wie uns Plutarch [98]) erzählt, die Kriegsrathschläge des Pompejus kalt von den Soldaten angehört wurden; da aber Cato in seiner Rede die Deos patrios als Schirmer und Verfechter ihrer Sache anführte, wurde das Heer entflammt, und diese Schlacht verlohr Cäsar [99]). — Ein ausgezeichnetes Denkmal des sittlichen und religiösen Ernstes der Römer ist auch die ganze Erzählung der Aufhebung der Bachanalien in Rom durch den Consul Posthumius, die wir in einem kurzen Auszuge aus Livius ausheben wollen [100]): „Unter dem Consul Sp. Posthumius und Marcius Philippus lief die Klage ein über geheime Verbindungen. Diese hatte ein Grieche von geringem Herkommen, ein Wahrsager, zuerst in Hetrurien eingeführt. In geheimen Gesellschaften, die den Schein von rein gottesdienstlichen Verbindungen hatten, wurden hier alle Arten der Unzucht und anderer Laster ausgeübt. Männer und Weiber, Junge und Alte waren hier, in der

Nachtzeit beisammen und überließen sich der Ausschweifung, auch wurden falsche Zeugnisse, Giftmischereien und anderes hier bereitet. Anfangs waren diese Gesellschaften in Rom ganz verborgen, wegen der Ausdehnung und Größe der Stadt, dann aber wurden sie auf folgende Weise entdeckt. P. Aebutius hatte einen Sohn hinterlassen, der von seiner Mutter Duronia und dem Stiefvater T. Sempronius erzogen wurde. Die Mutter war dem Stiefvater sehr zugethan, und da dieser nicht die gehörige Rechenschaft über die Gelder seines Mündels zu geben wußte, beschloß er den Jüngling entweder aus dem Wege zu schaffen, oder sich auf irgend eine Art ihm nahe zu verbinden. Dazu sollte ein Weg seyn die Verführung desselben in den Bachanalien. Die Mutter sagte also dem jungen Menschen, sie habe in einer seiner Krankheiten gelobt, wenn er wieder genese, wolle sie ihn in die Bachanalien einweihen. Zehn Tage müsse er enthaltsam seyn, am zehnten werde sie ihn ins Heiligthum führen. Nahe bei dem jungen Aebutius wohnte eine Buhlerin Fecenia, welche nur durch ihren Stand als Sklavin zu diesem Gewerbe gekommen war und ein besseres verdient hatte. Diese hatte einen nahen Umgang mit dem Jüngling, ohne daß sein Ruf dabei gelitten hätte, denn sie liebte ihn ohne sein Zuthun und, da die Seinigen ihn sehr karg hielten, unterstützte sie ihn auch mit Geld und machte ihn auch zu ihrem Erben. Dieser erzählte er, was seine Mutter mit ihm thun werde, in

aller Unbefangenheit. Als aber das Frauenzimmer dieſes hörte, rief ſie aus: Das wolle Gott verhüten! Lieber mögen wir beide des Todes ſeyn, als daß dies geſchehe! Dabei verwünſchte ſie die, welche ſolches gerathen hätten. Als nun der Jüngling ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater nannte, erwiederte ſie: So will denn alſo dein Stiefvater — denn deine Mutter deſſen zu beſchuldigen wäre Sünde — deine Keuſchheit, Hoffnung, deinen Ruf und dein ganzes Leben verderben? — und da der erſtaunte Jüngling fragte, was ſie damit ſagen wolle, gab ſie ihm eine Beſchreibung von der gräulichen Unzucht und Verworfenheit welche in dieſen ſeyn ſollenden Heiligthümern getrieben würde, und ließ ihn nicht fort, bis er ihr verſprochen, nicht Theil daran nehmen zu wollen. Da er nun nach Hauſe kam und der Mutter und dem Stiefvater die Abneigung erklärte, ſich einweihen zu laſſen, wurden dieſe ſehr erbittert und ſtießen ihn aus dem Hauſe. Er nahm ſeine Zuflucht zu einer Anverwandtin und dieſe rieth ihm die ganze Sache an den Conſul zu berichten. Er that es, und nun verſicherte ſich derſelbe zuerſt der Buhlerin Fecenia als der Angeberin, welche als Sklavin ſelbſt an jenen gräulichen Feſten Theil genommen hatte, und machte ſofort eine Anzeige an den Senat. Dieſer gerieth in den größten Schrecken und nachdem die ernſteſten Maaßregeln von ſeiner Seite getroffen worden, machten die Conſuln die Anzeige an die Volksverſammlung. Es wurde zu-

erſt das gewöhnliche Gebet an die Götter ausgeſprochen, welches jeder Volksverſammlung vorherging, und ſodann begann der Conſul: „Quiriten! bei keiner unſerer Verſammlungen iſt dieſes gewöhnliche Gebet an die Götter nicht bloß ſchicklicher angebracht geweſen, ſondern auch nothwendiger, damit es euch erinnere, das ſeien die wahren Götter, welche eure Vorfahren zu verehren und anzubeten geboten haben, nicht aber jene, die wie mit Stacheln der Wuth die Gemüther der von fremden Religionsgebräuchen Geblendeten zu allem denkbaren Frevel und aller Ruchloſigkeit antreiben u. ſ. w.“ —

Wenn alſo bei Entſtehung des Römiſchen Staats und der Römiſchen Religion dieſe ganz eigentlich einen prieſterlichen und mehr orientaliſchen Charakter hatte, ſo verwandelte ſich indeß derſelbe, beim Wachsthum des Reichs und Ueberhandnehmen der Verderbtheit, in einen politiſchen. Stärker noch als bei den Griechen und kräftiger waltete bei den Römern die Liebe zum Vaterlande, ſchon deswegen, weil der Römiſche Staat eine weit größere Einheit hatte. Auch hiezu lag gerade in der Religion ein beſonders würkſames Element in der Lehre von den Laren und Penaten. Die Heimathsliebe, ja die Liebe zum eignen Beſitzthum war vergöttlicht worden und wurde unter dem Namen der Laren und Penaten angebetet. Indem nun bei der alterthüm-

lich religiösen Ansicht der Fortschritte der Eroberungen, für den sie selbst zu den Göttern regelmäßig beteten, als das Werk der Rom besonders gnädigen Götter betrachtet wurde, wie denn auch die nachherigen Drangsale des Staates dem Ueberhandnehmen des Christenthums und der daraus entstehenden Feindschaft der Götter zugeschrieben wurde, so mußte dadurch die Religion sich immer enger an die Vaterlandsliebe anschließen und mit derselben verbinden, und man kann wohl sagen, wie bei den Griechen die Religion unterging im Kunstsinn so bei den Römern in der Vaterlandsliebe.

Ueber den Einfluß des Heidenthums aufs Leben, insbesondere bei den Griechen und Römern.

1. Ueber Aberglauben und Unglauben, besonders um die Zeit der Erscheinung Christi.

Wir haben so eben zu erkennen gesucht, welches der allgemeine Charakter des Heidenthums und insbesondere der Griechischen und Römischen Religion gewesen sei, betrachten wir nun die Wirkungen desselben im Einzelnen.

Zuerst müssen wir nun hier betrachten jene beiden Auswüchse des religiösen Lebens, welche immer da eintreten, wo die innere Verbindung des religiösen Menschen mit Gott verschwindet,

den Unglauben und den Aberglauben. Man lieſt, was man nicht erwarten ſollte, bei Göthe (1771): „Das eigentlich einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Conflict des Unglaubens und des Aberglaubens.“ Dies Wort iſt eines der wahrſten, wahrer als vielleicht, der es ausſprach, ſelbſt fühlte. Der Mittelpunkt, um den das ganze geiſtige Leben des tieferen Menſchen ſich bewegt, iſt der Glaube. Um ſo gefährlicher alſo und um deſto wichtiger, die beiden Abwege des Aberglaubens und des Unglaubens. Sie müſſen aber nothwendig da entſtehen, wo das Bedürfniß des menſchlichen Herzens durch die vorhandenen Lehren nicht hinlänglich befriedigt wird, wo kein wahres Verbindungsmittel Gottes und ſeines himmliſchen, heiligen Reiches mit der nach einer ſolchen Erhöhung und Beſeligung verlangenden Seele vorhanden iſt. Jenes wahre Verbindungsmittel iſt nun die Erkenntniß des menſchlichen Elends und das daraus hervorgehende Beſtreben, das Bild Gottes in uns wieder herzuſtellen. Iſt dieſe Erkenntniß und dieſes Beſtreben noch nicht beim Menſchen vorhanden, und weiß die Religionslehre auch nicht dasſelbige zu erwecken, ſo wird der weniger von einem warmen Gefühl als von kaltem Verſtande geleitete Menſch gleichgültig werden gegen das ganze Religionsgebäude und es als etwas Unnützes bei Seite ſetzen, oder

es wird der wärmer Fühlende, da eine dunkle Ahnung von der Scheidewand, welche den sündigen Menschen und den heiligen Gott von einander trennt, den meisten Seelen inwohnt, alles aufbieten, um durch äußere Veranstaltungen die Scheidewand zu tilgen und mit der seligen Geisterwelt sich wieder in Verbindung zu setzen, und so sehen wir denn den Entstehungsgrund des Unglaubens und des Aberglaubens. Auf jene innerliche Vereinigung des gefallenen Menschen mit Gott wies nun das Griechische und Römische Heidenthum, wenigstens in seinen öffentlichen Lehren, nicht hin, auch erregte es nicht im Menschen das Bewußtseyn seines sittlichen Elendes, so daß es also, da es kein Herzensbedürfniß anzuregen noch das angeregte zu befriedigen wußte, von dieser Seite den Unglauben beförderte. Von der andern Seite geht aber, wie wir sagten, durch das ganze Heidenthum hin eine dunkle Ahnung von einer Scheidewand, von einem Zwiespalte zwischen dem heiligen Gotte und dem zur Sünde geneigten Menschen, von einem Sündenfalle — nur daß derselbe nach der allmäligen Herabsinkung der Begriffe nicht immer reinsittlich aufgefaßt wurde, und Opfer, Sühnungen, Lustrationen, Kasteiungen sind davon überall Zeugen wie auch die Namen: Zeus Aphesios (der Vergebende), Alexikakos (der Uebelabwendende), Meilichios (der Versöhnliche), Dii averruncii. Und diese Ahnung der Hauptlehre des Christenthums bei allen vorchristlichen Völkern

darf uns auch nicht Wunder nehmen, da wir einerseits wissen, daß aus einer Uroffenbarung Gottes sich Nachrichten unter alle Menschen fortpflanzten, auf der andern Seite aber jeder Mensch prädestinirt ist für gerade so eine das ganze Menschengeschlecht angehende Lehre, da ein jeder Mensch als Mensch das Bedürfniß hat, Christ zu werden. Wenn nun der lebendig fühlende Heide nur gleichsam angeweht wurde von dieser Ahnung, wenn ihm dieses Gefühl der Feindschaft zwischen ihm und der heiligen Gottheit nur dunkel vorschwebte, wenn er aber übrigens durch seine Religion stets weniger ins Gebiet des Sittlichen als des Physischen gezogen wurde, so war es natürlich, daß er, statt die Sünde als die Scheidewand zwischen sich und seinem Gotte anzuerkennen (Jesaj. 59, 2.) und durch Reinigung des Herzens seine Annäherung zu suchen, in der Angst seines Herzens und dem Irrthum seiner Erkenntniß nach äußeren Mitteln griff und auf äußerliche Weise eine Verbindung mit der Geisterwelt zu erzielen suchte. Es ist daher eine sehr richtige Bemerkung Plutarchs, daß weichere Seelen zum Aberglauben, kräftigere zum Unglauben mehr geneigt sind, oder wie er an einer andern Stelle sagt, Unbekanntschaft mit der wahren Erkenntniß erzeugt auf steinigem, hartem Geistesboden den Unglauben, auf zartem feuchtem Boden den Aberglauglauben, wenn freilich auch dieser Satz seine

Ausnahme hat. Ueberhaupt ist Plutarch, der tiefste Kenner des menschlichen Herzens nach allen seinen göttlichen und ungöttlichen Trieben, auch derjenige unter den Alten, welcher mit der tiefsten Weisheit und Menschenkenntniß über Glaube, Aberglaube und Unglaube gesprochen hat. Unschätzbare und mit Begeisterung und glühendem Gefühl für die wahrhafte Erkenntniß der Gottheit geschriebene Bemerkungen über diese Gegenstände enthalten viele seiner sogenannten moralischen Schriften, insbesondere die Schrift: Ueber den Aberglauben (περὶ δεισιδαιμονίας) und: Beweis, daß man nach Epikur nicht glückselig leben könne. In der ersteren erläutert er folgende Ideen: „Der Aberglaube ist weit verderblicher und schmerzlicher für die Seele selbst, welche darin befangen ist (obwohl, da er doch überhaupt einen Antheil und eine Beziehung zur Gottheit voraussetzt, eher ein Zurückführen desselben zur wahren, nüchternen Gottesfurcht möglich ist, als beim Unglauben), als der Unglaube. Denn dieser ist ein Irrthum, eine Täuschung ohne Leidenschaft, der Aberglaube aber ein Irrthum mit Leidenschaft, also gleichsam ein flammender Irrthum. Während der Ungläubige sich in einem gleichgültigen Seelenzustande befindet, giebt es nichts im Himmel und auf Erden, wovor der Abergläubige sich nicht fürchtete. Nicht bloß am Tage dauert diese Angst, selbst im Schlafe schrecken denselben furchtbare Bilder, und wacht er erschrocken auf, so freut es

ihn nicht, daß es nur täuschende Schatten waren, die ihn blendeten, sondern er eilt zu den Gauklern und Geisterbannern. O! da die Götter uns den Schlaf verliehen haben als süße Lethe aller Leiden, was raubst du dir selbst dies Geschenk da es keinen anderen Schlaf giebt zur Vergessung dieser deiner Träume? Heraklitus sagt, die Wachenden haben ein und dieselbe Welt, der Schlafenden hat jeder seine eigene. Der Abergläubige aber hat keine gemeinsame Welt, denn wacht er, so bedient er sich nicht seines Verstandes, und schläft er, so ist er auch nicht von Schrecken frei, sondern seine Vernunft träumt, seine Furcht aber wacht beständig. Polykrates in Samos, Periander in Korinth waren furchtbare Tyrannen, aber Niemand fürchtete sie, wenn er in eine andere Stadt zog. Wer aber der Götter Herrschaft als eine tyrannische, furchtbare ansieht, wo wird ein Land, wo ein Meer ohne Götter seyn, dahin er fliehen könnte? Selbst bedrückte Sklaven können zufolge eines Gesetzes den Verkauf verlangen und einen billigeren Herrn, aller der Abergläubische kann seine Götter, die ihm schreckend sind, nicht vertauschen. Um so viel ist der Ungläubige glücklicher, als der Deisidaimonische, als Tiresias, der weder seine Kinder noch Freunde sehen konnte, glücklicher ist, denn Athamas und Agave, welche sie als Löwen und Elephanten sahen. Wird der Ungläubige krank, so erinnert er sich seiner Unmäßigkeit als Ursach; geräth er in übeln Ruf, so frägt er sich,

was er unterlassen; allein der Abergläubige wird Verlust der Güter, Tod der Kinder, Unglück in öffentlichen Geschäften, alles wird er als Schläge des erzürnten Gottes betrachten, auch wird er seinen Unfällen nicht begegnen, aus Furcht den Göttern zu widerstreben. Der Arzt wird vom Kranken, der tröstende Freund vom Betrübten fortgetrieben. Er ruft: Laß mich, o Mensch, den Verfluchten, den Göttern und Dämonen Verhaßten meine Strafe leiden! Der Mensch, der auch nicht an Gott glaube, kann doch, wenn ihn das Unglück trifft, eine Thräne trocknen, das Haupt scheren, das Kleid ablegen. Wie soll man aber mit dem Deisidaimonischen sprechen? wie ihm helfen? Da sitzt er vor der Thür in den Sack verhüllt, oder die Lenden mit schmutzigen Lumpen belegt, oft wälzt er nackend sich im Kothe, verkündet laut seine etwanigen Sünden und Fehltritte, er habe solches gegessen, sei den und den Weg gegangen, welches das Dämonion nicht haben wollte. Selbst in den erfreulichen Handlungen des Gottesdienstes fühlt sich der Deisidaimonische unglücklicher. Das Liebste sind den Menschen Feste, priesterliche Mahle, Einweihungen, Gebete zu den Göttern. Dabei wirst du den Ungläubigen furchtbar und mit Sardonischer Ironie lachen sehen, auch sagt er wohl seinem Freunde ins Ohr: Wie blind sind doch jene Thoren! aber dies ist auch alles. Der Abergläubige aber will wohl, aber er kann

sich nicht freuen, mit dem Päan ist bei ihm das Geseufz verbunden. Gekränzt erblaßter, ertopfert und bebt, mit schwankender Stimme betet er, streut Weihrauch mit zitternden Händen. Dabei wird nicht wahr der schöne Ausspruch des Pythagoras: Am wohlsten ist uns, wenn wir zu der Götter Wohnungen wallen. Der Abergläubige geht dahin, wie in Drachen-Höhlen. Es versündigt sich auch dieser mehr als der Ungläubige an den Göttern, denn es ist doch besser zu sagen, sie sind nicht, als alles Abscheuliche von ihnen für wahr zu halten. Es ist doch besser, wenn jene Skythen gar keinen Gott haben, als wenn die Karthager ihn haben, aber für blutdürstig halten und ihm Kinder schlachten. Endlich (c. 12.) giebt der Unglaube nie Veranlassung zum Aberglauben, aber wohl dieser zu jenem, denn wenn man verkehrte Begriffe über die göttlichen Dinge lehrt, giebt man Anlaß zum gänzlichen Zweifel. Indeß hüte man sich auch wohl, daß man nicht, um Räuber zu vermeiden, in einen unwegsamen Abgrund stürze, daß man nicht, um der Deisidaimonie zu entfliehen, dem Unglauben in die Hände falle, überspringend, was in der Mitte liegt, die wahre Frömmigkeit." — Trefflich schildert hier Plutarch das Elend derjenigen, welche den Frieden mit Gott durch äußerliche Mittel suchen, und manches der angeführten Worte trifft jenen an-

ßerlichen, asketischen Gottesdienst der katholischen Kirche, wodurch der Mensch, als wenn kein Erlöser wäre, sich selbst die Freundschaft Gottes zu erringen sucht. — Eben so trefflich beschreibt in der anderen genannten Schrift: Daß man nach Epikur nicht glücklich leben könne, derselbe Plutarch das Elend der Ungläubigen. Er hatte hier zuerst das traurige Gefühl der Ungläubigen dargestellt, der an die Götter und ihre Einwürkungen nicht glauben kann und an den gottesdienstlichen Handlungen heuchlerisch aus Angst vor dem Volke Theil nimmt, wie wir dies so eben gelesen haben. Es scheint nun zwar dies dem eben von Plutarch Gesagten zu widerstreiten, wenn er darstellt, wie der Ungläubige bloß mit Sardonischem Lächeln den heilig gehaltnen Gebräuchen beiwohne, allein es läßt sich beides wohl vereinen. Er kann auch dabei jene heuchlerische Besorgniß vor dem Volke empfinden und eine peinigende Unbehaglichkeit, die stets der Weltling an der Seite des dem Ewigen Zugekehrten empfindet. Ueberdies aber müssen wir auch berücksichtigen, daß ja der Glaubenslose elender ist, als er selbst weiß, indem er ja das von ihm entbehrte Glück des wahrhaft Frommen nicht kennt, und wie Plutarch an einem andern Orte sagt, eben wegen dieses Nichtwissens um sein Elend ist er um so unglückseliger, wie auch der Wahnsinnige deswegen für am unglückseligsten gehalten wird, weil er über sich selbst lacht, während Andre über ihn

wei-

weinen. Dagegen schildert Plutarch im 26sten Capitel mit einfachen aber herrlichen Farben die Seligkeit dessen, der in einem vernünftigen Glauben und in herzlicher Liebe zu der Gottheit lebt. Er beschließt diese Beschreibung mit den herrlichen Worten des Hermogenes: „So sehr sind die allwissenden und allmächtigen Götter meine Freunde, daß sie so treu für mich sorgen, daß ich vor ihnen nicht verborgen bin nicht bei Nacht und nicht bei Tage, nicht wohin ich gehe, noch was ich zu thun gedenke. Da sie aber vorherwissen, was der Ausgang jedes Dinges seyn wird, deuten sie mir es an, zu mir sendend Boten, Stimmen, Träume und Vögel." Darauf bekämpft Plutarch mit Begeisterung die Läugner der Unsterblichkeit [10]). Er sagt: „Es giebt drei Klassen von Menschen. Die ganz Verdorbenen, die Gewöhnlichen und die höher Gebildeten. Für die ganz Verdorbenen ist es doch gewiß besser, wenn sie, ehe sie noch ganz verdorben werden, an den Hades glauben und dadurch von bösen Thaten sich abschrecken lassen, als wenn sie erst böse handeln und nachher, wie Epikur will, in der Furcht entdeckt zu werden ihre Bestrafung finden sollen." Für die gewöhnlichen Menschen hat der Hades, bei ihrer Hoffnung zur Fortdauer, nichts Furchtbares; die älteste und größeste aller Liebe ist die Liebe zum Leben, sie ist weit reicher die Wonne und Süßigkeit, um jene kindische

Furcht zu überwältigen. Zufolge dieser Liebe zum Leben wünschen sie, wenn sie Kinder, Weiber und Freunde verlieren, lieber daß dieselben irgendwo in traurigem Zustande seien, als ganz und gar nicht existiren und nicht seien. Auch bedient man sich lieber der Ausdrücke μεθιστασθαι und μεταλλαττειν (wo anders hingehn, den Zustand verändern) vom Sterbenden, und die sonst noch eine bloße Veränderung der Seele anzeigen, nicht eine Vernichtung oder den Tod. Sie hassen aber Dichterworte, wie folgende:

Nun wird er verwesen in der baumbewachsenen Erde,
Getrennt von Mählern und von den Lauten
Und dem alles lindernden Getön der Flöten —

und:

Daß des Menschen Seele wiederkehre ist nicht möglich.
Sie ist nicht zu rauben und zu greifen, wenn sie dem
Zaune der Zähne entflohen.

Ja weil sie das Leben mit der Ewigkeit verglichen für so gut wie nichts halten, verachten sie es, werden stumpf für Tugend und Thatkraft. Und wenn Epikurus uns durch die Auflösung in Atome von den Schrecken des Hades heilen will, so muß er wissen, daß eben unsere Natur das am meisten fürchtet, aufgelöst zu werden. Ich glaube daher, daß alle Menschen, Männer und Weiber, lieber

werden wollen in den Tartarus steigen und vom Kerberos sich beißen lassen, als gänzlich vernichtet werden; wiewohl, wie gesagt, es nicht viele Menschen giebt, welche hieran noch glauben. Und die sich auch davor fürchten, suchen durch Reinigungen sich von der Furcht zu befreien. Wir sehen also, daß jene durch das Läugnen der Unsterblichkeit die süßesten und größten Hoffnungen der gewöhnlichen Menschen vernichten. Warum glauben wir nun aber noch, daß auf die gerechten und heiligen Menschen dort nichts Böses, sondern das Herrlichste warte? Zuerst ist zu bedenken, die Kämpfer erhalten den Kranz nicht, so lange sie kämpfen, sondern nachdem sie ausgekämpft und gesiegt haben [103]). Indem nun auf dieselbige Weise die Menschen glauben, daß nach diesem Leben erst das Siegeszeichen ertheilt wird, bemächtigt sich ihrer ein wunderbares Streben nach der Tugend im Hinblick auf jene Hoffnungen. Wer ferner die Wahrheit liebt und das wahrhafte Seyn, hat sich hier auf dieser Erde noch nicht genug mit dem Anschauen desselben erfüllen können, indem sein Geist trüb und feucht durch den Körper hindurch wie durch einen Nebel oder eine Wolke blicken mußte. Ein solcher Mensch kann seine Seele nur wohlgeordnet und den irdischen Dingen abgewendet machen,

indem er der wahren Weisheit sich als Vorbereitung zum Tode bedient und dabei, wie ein Vogel aufwärts blickt, um aus dem Körper heraus in die große und glänzende Unermeßlichkeit sich zu schwingen. Ja ich halte den Tod für ein so großes und wahrhaft vollkommenes Gut, daß ich glaube, dort erst wird die Seele wahrhaft leben und wach seyn, jetzt aber ist sie einer träumenden zu vergleichen.“ — Den Bösen, denen noch eine schwache Hoffnung der Besserung vorschwebt, rauben diese die Epikuräer, indem sie ihnen Vernichtung verkündigen, den gerechten Menschen nehmen sie ein bleibendes Gut, wodurch sie schon glücklich sind. Und wenn es so ein großes Gut seyn soll, von der Furcht vor unendlichen Peinen befreit zu werden, wie soll es denn nicht auch unerträglich seyn, ewiger Freuden und ihrer Hoffnung sich beraubt zu sehen?“ — Hieher gehört auch die Stelle [104]): „Einige bedienen sich dunkler, Andere klarer, heiliger Symbole, indem sie nicht ohne Gefahr den Geist zu dem Göttlichen leiten, denn Einige, den Sinn ganz und gar verfehlend, verfielen in Aberglauben, Andere, diesen wie einen Sumpf fliehend, stürzten sich zuletzt in den Abgrund des Unglaubens, daher müssen wir aus der Philosophie die zum Heiligen führenden Lehren zur Hülfe nehmen, damit wir nicht die trefflichen Verordnungen der Gesetze über Opfer mißverstehn.“ — So wußte Plu-

tarch die Klippen anzugeben, welche das mythische Heidenthum, das die tiefen Bedürfnisse der menschlichen Natur nicht befriedigte, darbot.

Wie aber, kann Einer sagen, so wurde doch in Plutarch selbst das Bewußtseyn vom sittlichen Zwiespalt seiner Natur erweckt, so wurde er doch durch seine Religion, wie er selbst es ausspricht, zum rechten Vereinigungsmittel mit Gott, zur Heiligung und Reinigung des Herzens geführt?" — Es giebt Seelen, welche die Platoniker Apollonische nennen, Menschen der Sehnsucht [105]), denen von Kindheit an einwohnt ein unaussprechliches Verlangen nach einem bleibenden Gute, denen am Busen der ganzen geschaffenen Welt nicht wohl wird, an deren Herz unter allen Zerstreuungen des Lebens eine große Frage geschieht, die sie nicht beantworten können, die sich allein fühlen im Haufen derer, die Menschen heißen; solche Seelen würden eine Religion schaffen, wenn sie keine vorfänden, und in jede vorgefundene Gotteslehre werden sie die Religion ihres von himmlischer Sehnsucht entbrannten Herzens legen. Ein solcher Mensch war Plutarch. Es belebte ihn, wie es allen ähnlich gestimmten Menschen geht, bei jener himmlischen Offenbarung, die sich in der Sehnsucht seines Herzens kund that, das Verlangen auch außer sich was er in sich schaute bestätigt zu sehen, darum legte er sein ganzes volles Herz in die Religion seiner Väter und nahm es dann daraus wieder. Anklänge zu allem, was er fühlte und ersehnte, waren gewiß

in seiner Religion, aber sein Gemüth allein wußte sie zu verstehen und seine Sehnsucht zu einer vollständigen Harmonie zu bilden. Wie würde er erst beseligt worden seyn, wenn er mit deutlicher Stimme vernommen hätte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Dazu kam auch noch bei ihm die Kenntniß der Platonischen Philosophie. Wiewohl er auch hier herausnahm und hineinlegte, was sein Gemüth ihm sagte, so fand er doch so viele verwandte Ideen, an denen er, was dunkel in seinem Herzen lebte, zur Klarheit entwickeln konnte. Von ihm dürfen wir daher nicht auf andere schließen, wie wir dies leider auch in der Geschichte sehen, wo wir keinen zweiten Plutarch finden. Wer weiß indeß, ob nicht ein zweiter Plutarch in der Seele manches Schneiders, Gerbers oder Schusters unter den Griechen lebte, welcher unbekannt vor seinen Mitmenschen, die Sehnsucht nach dem Lichte mit hinübernahm, dahin, wo er sie stillen konnte. —

Wie alle andern verderblichen Würkungen des Heidenthums, so sehen wir auch den Unglauben und Aberglauben nirgend so stark hervortreten, als in den späteren Zeiten der Religion, wo die immer größer werdende Verfeinerung und damit zusammenhangende Erschlaffung bewürkte, daß, wie die frühere einfachere Zeit das Edlere aus ihrer Religion sich aneignete und entwickelte, nun von dem verderbten Geschlecht alles das Verderbliche daraus entwickelt würde, wozu der Keim in lag.

Wenn wir daher erkennen müssen, wie das Heidenthum auch auf die Erscheinung des Unglaubens und Aberglaubens wirkt, müssen wir es besonders in dieser Zeit bemerken.

Es könnte nun eingewendet werden, daß wir, wenn wir gerade auf diese Zeiten unsern Blick richten, ungerecht gegen das Heidenthum würden. Denn jene Zeit sei doch überhaupt entsetzlich und lebensleer gewesen, so daß auch die Religion nothwendig die Farbe der ganzen Zeit trage, weswegen denn die Entdeckung des frechsten Unglaubens und des dummsten Aberglaubens nicht auf Rechnung der heidnischen Religion geschrieben werden könne, sondern dem Verhängnisse der Zeit müsse zugeschrieben werden. Oder würde nicht — so könnte man ferner fragen — der übelwollende Heide zur Vergeltung auch dem Christenthum aufbürden können, was das funfzehnte Jahrhundert von dem frechsten Unglauben auf der einen und von mönchischem Aberglauben auf der andern Seite aufzuweisen hat? Wir antworten: Allerdings ist es wahr, daß die religiösen Krankheiten, welche der Pesthauch eines Zeitgeistes einer bestimmten Periode mit sich führt, nicht geradezu auf Rechnung der Religion selbst gesetzt werden können, denn wer wird das Licht anklagen, wenn die Finsternisse sich weigern, es aufzunehmen? Es ist aber wohl zu berücksichtigen, daß die Abirrungen jener heidnischen trüben Religionsperiode in Aberglauben und Unglauben, wie sich das nachweisen läßt, sehr natürlich aus

der heidnischen Religion hervorgingen. Und gerade dies, daß die Keime jener spätern gräulichen Verirrungen sich so deutlich in der Lehre selbst, innerhalb deren Gebiet sie entstanden, nachweisen lassen, berechtigt uns jene Thatsachen hier zur Charakteristik der Religion anzuwenden. Wir thun demnach nichts anders, als daß wir geschichtlich den Samen des Verderbens im Heidenthum nachweisen, den wir auch bloß in der Idee hätten darthun und entwickeln können. Wenn dagegen in finstern Zeiten das Christenthum in Unglauben und Aberglauben herabsank, so geschah dies wahrlich nicht, weil der in demselben liegende Keim entwickelt wurde, sondern weil dem Evangelium ein ganz andrer Sinn untergelegt, weil es mißverstanden wurde von der menschlichen Bosheit. Ueberdies zeigt sich auch darin die innere göttliche Lebenskraft des Christenthums, daß es nie, auch in der tiefsten Verderbniß und Verfinsterung nicht, unterging, sondern immer wieder, von innen heraus hervorbrach in erneuerter Lauterkeit und Gewalt des Geistes. Jede andere Religion dagegen, die nicht auf die stets fortdauernde Regierung des verherrlichten Erlösers und die stets fortdauernden Einwürkungen des heiligen Geistes gegründet ist, erfährt nie eine solche Wiedergeburt, sondern geht immer mehr alternd ihrem Untergange entgegen. —

Betrachten wir zuerst die Verirrungen jener Zeitalter bald nach Christi Geburt in Bezug auf [illegible] und Unglauben, wie sie sich in der

damaligen Gestalt der Philosophie aussprechen. In der Philosophie zeigt sich hier eine ganz neue Erscheinung. Die Systeme, welche der menschliche Geist über göttliche Dinge und den Grund der Wesenwelt aufzustellen pflegt, hatten ihren Kreislauf vollendet. Wiewohl die Drangsale dieser Zeit, die Stürme des politischen Lebens, der Druck der tyrannischen Fürsten bei Vielen die Lust schwächen konnte über die höheren Angelegenheiten nachzudenken, und sie ins Treiben und in die Unruhe des alltäglichen Lebens herabziehen mochte, so gab es doch auch Viele, welche gerade bei der Gefährdung und Zertrümmerung aller bürgerlichen Existenz bei der Auflösung des allgemeinen Zustandes der Dinge, bei dem Verlust der Ihrigen, sich getrieben fühlten, in die Einsamkeit sich zurückzuziehn und bei den Wissenschaften und Studien Trost und Beruhigung zu suchen. Viele Andere auch gab es unter den Heiden, welche durch das immer weiter um sich greifende Christenthum zum Forschen über göttliche Dinge sich aufgefordert fühlten, um darüber Klarheit zu erhalten. Bei weitem die Meisten von denjenigen, welche durch diese ersteren Beweggründe zur Philosophie getrieben wurden, fanden in keinem der bestehenden Systeme genügende Befriedigung. Sie sahen in jedem nur einzelne Wahrheiten zerstreut, sie grifen daher diese überallher zusammen, wo sie sie fanden, und auch damit noch nicht zufrieden, eigneten sie sich auch aus den bestehenden Religions-

Ueberlieferungen nicht blos ihres Volkes, sondern aller Nationen, aus den Mysterien und Priesterlehren, alles zu, was irgend ihrer Erkenntniß oder ihrem Herzen ansprechend war. Das Lehrgebäude, was auf diese Weise entstand, ist unter dem Namen des Eklekticismus bekannt. Dieser Eklekticismus nahm aber eine ganz eigenthümliche, abergläubische Richtung an. — Das Christenthum kündigte dem Menschen, welcher immer mehr geneigt ist durch Auctorität und Erfahrung als durch luftige Argumentationen sich überzeugen zu lassen, eine neue Lehre an, als deren Beglaubigung es sich auf die göttliche Auctorität dessen, der sie verkündete, nebst den diese Verkündigung begleitenden außerordentlichen Begebenheiten berief, und zugleich den Menschen auf sein eigenes Herz verwies, wo er die Erfahrung ihrer Göttlichkeit machen könne. Das Christenthum verkündete ferner mit siegendem Nachdruck das Daseyn einer höheren in diese Welt eingreifenden Geisterwelt und eine Versöhnung und Vereinigung, die zwischen dem sündigen Menschengeschlechte und der heiligen Gottheit geschehen sei, woran auch ein Jeder, der das Bedürfniß fühle, Theil haben könne. Diese der Heidenwelt neuen Ideen brachten einen großen Eindruck hervor bei allen, welche sie verkündigen hörten. Es regten sich unter gebildeten und ungebildeten Menschen Bedürfnisse, die vorher geschwiegen hatten. Ein dunkel gefühltes Verlangen nach einer außerordentlichen, göttlichen Be-

lehrung, und nach einer Vereinigung und nähern Verbindung mit der Gottheit und der selbstständigen Geisterwelt bemächtigte sich vieler Gemüther. Diejenigen, welche über die Verderbniß ihrer sittlichen Natur und deren allein wahre Heilung sich nicht täuschten, kamen zur Gemeinde der Christen und empfingen dort mehr als sie erwartet hatten. Viele Andere gab es aber auch, die entweder aus träger Gewohnheit, oder aus versteckter Abneigung vor der wahren demüthigen Buße, jene dunkel gefühlten Bedürfnisse nicht recht sich zum Bewußtseyn brachten, sondern bald dieselben mit dem Heidenthum in Verbindung zu setzen suchten. Sie suchten nämlich im Heidenthum ein Nachbild von den himmlischen Gütern aufzustellen, welche das Christenthum den Menschen darbot, und es zeigt sich hier deutlich, wie entsetzliche Mißgeburten entstehen können, wenn der stärkere, dem göttlichen Willen widerstrebende, hochmüthige und selbstsüchtige Willenstrieb des Menschen ein halbgefühltes Bedürfniß des Göttlichen im Menschen durch dasjenige zu stillen sucht, was eine verblendete Erkenntniß dem Menschen eingiebt, wie verderblich überhaupt alle Nachäffungen der Wahrheit sind. Die von jenem Streben geleiteten Männer stellten, da sie keine wahre alte Religionsurkunden in geistigerem Sinne besaßen, die falschen, untergeschobenen Schriften des Hermes Trismegistos, untergeschobene Schriften des Orpheus und anderer Männer des Alterthums als solche auf.

So schufen auch sie sich eine Auctorität des Alterthums, auf welche sie sich berufen konnten. Es ist auch der Auctoritätsglaube keineswegs völlig zu verwerfen, da ja der Mensch das Bedürfniß fühlt in Gemeinschaft mit Andern eine himmlische Ueberzeugung zu haben, wenn nur dabei die Selbstthätigkeit nicht ausgeschlossen wird. Da ferner, wie wir gesehen haben, schon vorher eine geistigere und tiefere Auslegungsweise der Griechischen Sagen gewöhnlich worden war, so wandten die eklektischen Philosophen dieser Zeit dieselbe auch auf die ohne jenen tieferen Sinn schreibenden Dichter des Alterthums unter ihrer Nation an, sie legten den Worten des Homer, des Hesiodus eine speculative Bedeutung unter, welche, genau genommen, doch nur den von ihnen aufgenommenen und in ihre Werke verwebenen Mythen zukommt, und hatten so ebenfalls alte nationale Schriften voll hoher Weisheit, wie sich deren die Juden und durch die Juden die Christen rühmten. Endlich, da sie mißkannten, daß der Faden, der die Menschen an den Himmel ursprünglich knüpfte, nicht äußerlich sondern im tiefsten Innern des Herzens abgerissen ist, suchten sie denselben wieder äußerlich anzuknüpfen [156]). Was vorher das Volk in dunklem Gefühl der das Menschengeschlecht belastenden Schuld zur Sühnung unternommen, Opfer, Reinigungen, asketische Bußübungen, das brachten die Eklektiker der spätern Zeit in Systeme und suchten es philosophisch zu begründen. Und da auch

das Bedürfniß nach näherer Kenntniß und Anschauung des Göttlichen zu befriedigen war, gaben sie sich entweder, wie die frühern Neu-Platoniker, einer mystischen Anschauung des in ihrem eignen Wesen verborgenen unendlichen hin, wodurch, wie sie meinten, der Endliche zum Ewigen hinaufgehoben würde, oder, wie die spätern Neu-Platoniker, brachten sie die Magie und Theurgie in ein System, lehrten die Kunst, Götter und Dämonen herniedersteigen zu lassen zu den Menschen, oder die verschiedenen Geister zur Wiederkehr zu zwingen, um die Geheimnisse der Geisterwelt zu erkunden. Hören wir einige Züge aus dem Leben eines der besseren Repräsentanten jenes Strebens des Neu-Platonikers Proklus, die uns das Gesagte bestätigen. Sein Lebensbeschreiber Marinus erzählt von ihm Folgendes [17]): „Er studirte besonders die Orphischen und Hermetischen Schriften. Nach der Sitte der asketischen Orientalen aß er nie Fleischspeisen, oder wenn er dazu durch seine Gesundheit genöthigt war, nur sehr wenig. Er verrichtete die Reinigungen an den monatlichen Festtagen der Phrygischen Götter-Mutter, er beobachtete die Aegyptischen geheiligten Tage strenger, als es selbst in Aegypten gewöhnlich war. Auch die Neumonde feierte er prächtig und mit Andacht. Er beobachtete die Feste und religiösen Handlungen fast aller Völker, nahm aber dabei nicht Gelegenheit zur Trägheit und Unmäßigkeit, sondern wie fleißig er im Beten und Verfassen

von Hymnen gewesen sei, zeigen seine Lobgesänge nicht blos auf die Griechischen Götter, sondern auch auf ganz fremde Schutzgötter, den Marnos von Gaza, den Aeskulap von Askalon, den Thyandrites von Arabien. Denn er sagte, es gebühre einem Philosophen, nicht irgend einer Stadt und irgend einer Gegend Priester zu seyn, sondern Hierophant der ganzen Erde. — Schon am frühen Morgen pflegte er sich mit Verfertigung von Hymnen zu beschäftigen, selbst wenn er in der Nacht aufmachte, betete er zu den Göttern. Auch unterließ er nie, zur aufgehenden, auf dem Gipfelpunkt stehenden und untergehenden Sonne zu beten. Er hatte daher auch öfters Götter-Erscheinungen und bedeutsame Träume, es erschien ihm Pallas, Aeskulap und selbst ausländische Götter. Wenn er lehrte, leuchtete er ganz. Als einst Rufinus, ein angesehener Mann, zu ihm kam und ihn lehren hörte, erblickte er während seiner Auslegungen eine Flamme auf seinem Haupte. Als Proklus geendet, eilte er daher auf ihn zu und betete ihn göttlich an. Selbst Regen konnte er durch seine Gebete und Beschwörungen herbeiführen, Erdbeben beschwichtigen u. s. w." Eben so viel Schönes, aber auch eben so viel abgeschmackte Erzählungen kann man in dem von Eunapius beschriebenen Leben des Jamblichus lesen. Jamblichus schwebte beim Gebet 10 Fuß über der Erde; Maximus, der Lehrer des Kaisers Julian, citirte Geister; Hermis-

sus[108]) wurde von denjenigen Göttern umschwebt, mit denen seine Seele eben Umgang gehabt hätte — solche Verkehrtheiten konnten die Mehrzahl der Philosophen der damaligen Zeit für göttliche Wahrheit ausgeben.

Auf der anderen Seite finden wir bei dem Meisten, welche unter den Philosophen jenem Aberglauben nicht anhingen, den allergrößten Unglauben. Schon gegen die Zeit von Christi Geburt hin, hatten besonders die Epikuräer sich im Römischen Reiche auszubreiten angefangen. Cicero klagt, daß von allen Sekten der Weltweisen diese die allerauffallendsten Fortschritte mache, und sich die meisten Anhänger gewinne[109]). Cicero selbst aber schließt nicht nur sein Buch De natura Deorum so, daß vom Daseyn der Götter blos die Wahrscheinlichkeit prädicirt wird, sondern im Buche De Inventione[110]) sagt er geradezu, die Philosophie könne die jenseitige Belohnung und Bestrafung nur unter die Probabilia rechnen.

Neben den Epikuräern erhoben sich damals, was sehr natürlich aus der Beschaffenheit jener Zeit folgt, die Kyniker und verbreiteten sich überall hin. Der Kynismus, besonders in der Gestalt, wie er damals auftrat, mußte den Rest von Gottesfurcht und Sittlichkeit, der noch unter dem Volke war, vollends vernichten. Es ging derselbe nämlich hervor aus dem Uebermuthe und der Selbstsucht in ihrer niedrigsten Gestalt. Der Kyniker jener Zeit erkannte das Eitle aller mensch-

lichen hochgepriesenen Lebensverhältnisse an, er bemerkte, daß der Jammer und das Elend überall hin folgt, und selbst das Familienleben vergällt; aberanstatt mit dem Leben ernstlich zu ringen, statt einen besseren Geist in die bestehenden Verhältnisse zu bringen, statt liebevoll die Mängel des Lebens zu mindern, dem Bedrückten hülfreich beizustehen, zog er sich vornehm aus allem Bestehenden zurück, gab alle menschlichen Beziehungen zu Menschen auf, verschmähte Vaterland, Freundschaft, Gattenfreuden, und suchte seinen Trost in einer selbstgefälligen Bestialität. Halb nackend sahe man diese thierischen Menschen mit einem großen Knüttel und einem Brotsack umherziehen, die thierischen Bedürfnisse der menschlichen Natur vor Aller Augen verrichten [xxx]), mit grober Ungezogenheit sich unter die Volkshaufen drängen, und hier als Weisheitslehrer auftreten, nicht aber in einer gebildeteren Rede, sondern in abgerissenen Worten gemeines Sporttes und Spaßes, worüber der Pöbel laut auflachte und Keiner gebessert wurde. Durch die pöbelhaftesten Schmähreden, mit denen sie sich als eine Art Lustigmacher zu den Großen drängten, erpreßten sie auch oft von diesen Geschenke, und wenn sie sich auf solche Weise reich gemacht, verließen sie dann dieses ihr Leben gänzlich [xxi]). Zu dieser Klasse von Leuten schlugen sich daher auch Handwerker, Gerber, Salbenhändler u. a., um so auf eine leichte Art ihr Glück zu machen, wie Lukian namentlich bemerkt. Und wie überall Aberglaube

und

und Unglaube nahe an einander ſtreift, ſo kann man auch hier bemerken, wie der Kynismus, der alle Magie und alle tiefer gehen wollende Religionserkenntniß verwarf, und recht eigentlich ein Feind des Neu-Platonismus war, dennoch einen Berührungspunkt mit dieſem fand. Die gänzliche Verachtung der beſtehenden Lebensverhältniſſe, die der Kyniker ausübte, ſchien den Platoniſchen Theoſophen etwas ſo Großes, auch glaubten ſie darin eine orientaliſche Askeſe zur Vorbereitung für die Contemplation zu finden, wiewohl die Tendenz des Kynismus eine weit verſchiedene war, daß auch dieſe Parthey der Philoſophen den Kynismus ſehr verehrten und den Diogenes als einen göttergleichen Mann darſtellten [113]). — Neben dieſen Kynikern und Epikuräern von der einen und neben den Neu-Platonikern von der andern Seite erhielt ſich auch immer noch eine kleine Anzahl Stoiker. Viele waren es indeß nicht, theils war dazu das Zeitalter zu ſchlaff, theils wurde auch der Stoicismus wegen der Energie, die er mittheilte, von den weibiſchen Höflingen für ſtaatsgefährlich gehalten. Daher galt der Stoicismus zugleich mit als Anklagepunkt [114]). Die Stoiker konnten allerdings noch eher einiges Intereſſe für die Religion verbreiten, denn vom Werthe ihrer Philoſophie iſt hier nicht die Rede, allein wenn ſie auch eine größere Achtung für die Götter hegten (die ihnen freilich nur Maſchinen des Fatums waren), ſo war doch die Traktloſigkeit ihrer Ueber-

zeugung vom Leben jenseit des Grabes desto abschreckender. Diese Trostlosigkeit gesteht Seneca selbst ein, wenn er [115]) sagt: „Einst schmeichelte auch ich mich mit der Erwartung des Jenseits, indem ich Anderen glaubte. Ich sehnte mich damals nach dem Tode, quum subito experrectus sum et tam bellum somnium perdidi!"

Waren nun, wie wir gesehen haben, die Gebiete der Philosophie durch und durch vom Aberglauben und Unglauben durchdrungen, wie viel mehr mußten diese beiden Feinde der wahren Erkenntniß das Volk und überhaupt die Laien sich unterwerfen [116]). — Schon vor Christi Geburt scheint der Glaube an das jenseitige Leben sich unter den vornehmen Römern verloren zu haben. Cato und Cäsar bekennen im Senat, daß der Glaube an jenseitige Fortdauer fabelhaft sei, jenseit sei weder Freude noch Leid zu erwarten [117]. Cäsar sprach aus: ultra nec curae neque gaudio locum esse. Cato billigte höchlich diese Worte: „Schön und trefflich hat C. Cäsar kurz vorher in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er, wie ich glaube, für falsch erklärte, was von der Unterwelt erzählt wird, daß nämlich die Bösen fern von den Guten schreckliche, unbebaute, graunhafte und scheußliche Orte bewohnten." — Eine vortreffliche und sehr merkwürdige Aeußerung des Livius, welche den Unglauben seiner Zeit treffend bezeichnet,

und noch auf so manche andere Zeiten passen möchte, ist die, welche er bei der Erzählung der durch die Religion beigelegten Streitigkeiten wegen der lex Terentilli thut [118]): „Damals war aber noch nicht jene Geringschätzung gegen die Götter eingebrochen, welche im jetzigen Zeitalter herrscht. Damals legte sich noch nicht nach willkührlicher Interpretation ein Jeder Eid und Gesetze nach seinem Gutdünken aus, sondern seine eigne Sitten richtete er vielmehr nach den Gesetzen." Auch gehört hieher das Zeugniß des Juden Philo (im Jahre 40 nach Christo) welcher über die Menge Atheisten und Pantheisten seiner Zeit klagt und sie bestreitet [119]). — Wie traurig ist das Geständniß eines so großen Mannes wie Plinius d. Ä., welches er in seiner Naturgeschichte über seinen Unglauben ablegt [120]): „Irridendum vero agere curam illud, quidquid est summa. Anne tam tristi et multiplici ministerio pollui credamus dubitemusne? Vix prope est judicare, utrum magis conducat generi humano, quando aliis nullus est Deorum respectus, aliis pudendus. Invenit tamen inter has utrasque sententias medium sibi ipsa mortalitas numen, quo minus etiam plena de Deo conjectatio esset. Toto quippe mundo et locis omnibus omnibusque horis omnium vocibus fortuna invocatur .... Adeoque ut Sors ipsa pro Deo sit, quo Deus probatur incertus .... Quae singula inprovi-

dam mortalitatem involvunt, solum ut inter ista certum sit, nihil esse certi, nec miserius quicquam homine nec superbius. Caeteris quippe animantium sola victus cura est, in qua sponte naturae benignitas sufficit, uno quidem vel praeferendo cunctis bonis, quod de gloria, de pecunia, ambitione, superque de morte non cogitent. Verum in his Deum agere curam rerum humanarum credi, ex usu vitae est: poenasque maleficiis aliquando seras occupato Deo in tanta mole, numquam autem irritas esse, nec ideo proximum illi genitum hominem, ut vilitate juxta belluas esset. Imperfectae vero in homine naturae praecipua solatia, ne Deum quidem omnia posse. Namque nec sibi potest mortem consciscere si velit, quod homini dedit optimum in tantis vitae poenis, nec mortales aeternitate donare ect. per quae declaratur haud dubie naturae potentia, idque esse quod Deum vocamus." — Dieſe ſo zu ſagen grollende Wehmuth des ein edles Sehnen des Herzens nach einem beſſeren Glauben beſitzenden, daſſelbe aber durch Stolz unterdrückenden Mannes hätte einen niedriger Geſtimmten gerade zum Kynismus geführt, um wenigſtens, ſo weit es dem Menſchen geſtattet iſt, in das Geſchlecht der Thiere zurückzutreten.

Den Unglauben ſolcher Männer, wie Strabo Manilius, haben wir ſchon oben Gelegen-

[illegible]

[illegible] so viele Halbgelehrte [illegible] nicht um die barbarische Weisheit des Christenthums bekümmern wollen, [illegible] Weisen vor Alters in allen Ländern [illegible] chen wären, um noch weiser zu werden.' — Dessen Charakter der ungläubigen, flachen, [illegible] schen Halbgelehrsamkeit lernen wir theils aus Lukians Spottgemälden kennen[illegible], theils auch haben wir ein lebhaftes Bild davon im Kaiser Hadrian. Dieser Mann, welcher einerseits eine

große Deisidaimonie besaß, wie unter andern Pausanias belegt[125]), andrerseits die lächerlichste Halbgelehrsamkeit, giebt von seiner ästhetischen Richtung und seinem damit verknüpften Unglauben einen lächerlichen und zugleich traurigen Beweis durch jene letzten Verse, die er bei seinem Tode aussprach[126]).

Es war unmöglich, daß nicht auch das niedrige Volk von dieser Seite des Unglaubens angesteckt werden sollte. Servius in einem Scholion zu Virgils Aeneis[127]) bemerkt ausdrücklich, der Unglaube sei unter Hohen und Niederen auf gleiche Weise verbreitet. Bekannt sind die Verse des Juvenal[128]):

Esse aliquos manes, et subterranea regna,
Et canum, et Stygio ranas in gurgite nigras,
Nec pueri credunt, nisi qui nondum aere lavantur.

Eben so sagt Seneca[129]): Keiner sei mehr so sehr Kind, daß er noch zu beweisen habe, daß es keinen Cerberus oder Tartarus gebe. Bei Lukian[130]) disputirt vor dem Pöbel ein Epikuräer und ein Stoiker über die Vorsehung. Der Volkshaufe hörte dies gern an und neigte sich auf die Seite des Epikuräers. Es darf uns auch gar nicht wundern, wenn mit den Mythen über die Untermelt das Volk auch zugleich allen Glauben an Fortdauer aufgab, denn in dieser Hülle allein vermochte es jenen Glauben festzuhalten. Sehen wir doch auch, daß die heidnischen Philosophen, sobald sie von dem religiösen

Glauben an die Unterwelt abließen, bloß zu einer pantheistischen Fortdauerungs-Lehre kamen. Ueberdies waren zu jener Zeit auch die Wissenschaften schon zum Volke vorgedrungen. Quinctilian der Redner bemerkt in einer Stelle[131]): „Selbst unter unseren Landleuten sind nur Wenige, die nicht etwas von den natürlichen Ursachen der Dinge wüßten, oder zu erfahren suchten." — Wie wäre es also möglich gewesen, auch die Ergebnisse des Unglaubens, welche die Philosophien darboten, dem Volke vorzuenthalten? — Ein anderes Beispiel, daß damals gerade wie in der sogenannten Aufklärungsperiode Deutschlands von den Zweifelnden mit der Menge des Aberglaubens auch aller Glaube weggeworfen wurde, giebt uns eine Aeußerung des Firmicus Maternus, welcher in der Vorrede zu seinen astronomischen Werken[132]) sagt: „Es giebt Einige, welche in unserer Zeit selbst die Mathematik in Zweifel ziehen und ihre Unzuverlässigkeit aus den Geständnissen der Mathematiker zu beweisen suchen. Je heftiger diese kämpfen mögen, desto mehr bestätigen sie die Wahrheit der Astrologie. Denn sie wäre eben nicht wahr, wenn man nicht mit so heftigen Gründen sie bestritte. Doch darf dies bei diesen Leuten nicht Wunder nehmen, da wir wissen, wie allgemein auch unter ihnen die Zweifel über die Götter sind." —

Während nun von dieser Seite auch die gebildeten und ungebildeten Laien von dem Unglau-

ben ihrer Zeit sich bethören ließen, warf sich ein anderer Theil der Nation, und wahrscheinlich der größere, dem gränzenlosesten Aberglauben in die Arme, wie dies schon von den Philosophen geschehen war. Die erste Würkung dieses Aberglaubens war, daß man sich nicht mehr mit den einheimischen und Griechischen Göttern begnügte, sondern die Götter aller Länder nach Rom brachte und verehrte, gleich als wenn, wie Augustinus sich ausdrückt, die immer mehr angewachsene Masse des Staates um so viel mehr Hüther bedürfte, um sie zusammen zu halten[133]). Die Menschen fühlten dunkel das Unbefriedigende ihrer eignen Götter, sie glaubten dieses durch die Menge derselben ersetzen zu können; je fremder dabei die Gottheit war, desto mehr versprachen sich die gereitzten Gemüther davon. In dieser Sucht nach fremden Gottheiten gaben die Großen und Kaiser selbst das verderblichste Beispiel. Germanicus und Agrippina hielten sich besonders an Aegyptische Götter[134]). Eben so Vespasian[135]). Nero verachtete alle andern Götter mit Ausnahme der Dea Syra. Aber auch über diese erzürnte er sich hernach, so daß er sie selbst mit seinem Urin befleckte[136]). Marcus Aurelius ließ die Priester aller fremden Völker und Götter zusammenbringen, um beim Einfall der Marcomannen dem Römischen Reich Hülfe zuerflehen[137]). Commodus ließ sich in die Mysterien der Aegyptischen Isis und des Persischen Mithras ein-

weihen [138]). Severus verehrte besonders den Aegyptischen Serapis [139]). Caracalla am meisten die Aegyptische Isis; Heliogabalus die Syrischen Gottheiten, wollte aber auch Priester der Jüdischen, Samaritanischen und Christlichen Religion werden [140]). Eben hieraus hat man sich auch zu erklären das Ueberhandnehmen des Judenthums in dieser Zeit, so daß Seneca [141]) sagt, das Judenthum habe so zugenommen, „daß die Besiegten fast den Siegern Gesetze gäben.“ An die unglücklichen Heiden, welche in der Unruhe ihres Herzens bald in die Heidentempel, bald in die Synagogen liefen, hält eine rührende Anrede ein einfacher ungebildeter Christ, der am Ende des dritten Jahrhunderts eine Art Apologie schrieb, der Afrikaner Commodianus [142]): Sie möchten doch nicht in der Unruhe ihres Herzens dort Ruhe suchen, der wahre Frieden der Seele könne ihnen nur bei Christo zu Theil werden. — Da auf diese Weise die Zahl der Götter immer mehr stieg, so war es natürlich, daß auch die abergläubische Verehrung derselbigen und die Menge der Priester, der Tempel, der Ritus über alles Maaß über Hand nahm. In allen Gegenden Italiens zogen Priester der Dea Syra, der Isis, des Mithras, des Osiris, des Serapis umher, welche besonders die Künste der Wahrsagung übten, und überall mit Orakeln auftraten. So sagt beim Lukian [143]) Momus zum Jupiter: „Du weissagender Apoll wirst nicht mehr allein

gefeiert, ſondern jeder Stein und jeder Altar ſpricht Orakel, jeder mit Oehl begoſſene Stein, der bekränzt iſt und einen Taſchenſpieler (γοητης) bei ſich hat, wie es jetzt ſo viele giebt. Des Athleten Polydamas Statue heilt zu Olympia die Fieberkranken, des Theagenes Bildſäule in Thaſus; dem Hektor opfert man in Ilium, dem Proteſilaus gegenüber vom Cherſones. Seitdem wir nun an Anzahl ſo zugenommen haben, iſt deſtomehr der Meineid eingeriſſen und der Tempelraub, uns aber (die alten Götter) verachtet man gänzlich." — Je größer auf der einen Seite die abſcheulichſte Laſterhaftigkeit war, deſto mehr überließ man ſich auf der andern Seite dem abgeſchmackteſten Aberglauben, um das Gewiſſen zu beruhigen und die Götter zu ſühnen. Die ausgelaſſenſten Wüſtlinge unterwarfen ſich ſchmerzhaften Kaſteiungen, Verunſtaltungen ihres Körpers, ſtrengen Faſten, bedeutenden Opfern [244]). Maleriſch beſchreibt die verſchiedenen Arten der Gaukler und abergläubiſchen Anſtalten bei den vornehmſten Römiſchen Frauen Juvenal [245]): „Jetzt tritt zu ihr herein eine Schaar entmannter Prieſter der phrygiſchen Göttermutter, ihr Vortreter warnt mit lauter Stimme vor der Krankheitbringenden Ankunft des rauhen Septembers; wofern nicht mit hundert Eiern ſie ſich ſühne, und aus ihrer Kleiderkammer ihm gleich ſo viel gebe, daß die Uebel des ganzen Jahres abgewen-

Dreimal des Morgens wird ſie ihr

Haupt in dem [illegible]
mit [illegible]
tius [illegible]
im [illegible]
len, vom [illegible]
Isis-Tempel [illegible]
Priester [illegible]
um Vergebung [illegible]
Weib in den [illegible]
Ehebett sich [illegible]
ein dünner Kuchen [illegible]
Geht Jener [illegible]
lispelt [illegible]
er die Jüdischen [illegible]
der Comagenische [illegible]
aus der Lunge [illegible]
reiche Erbschaft oder [illegible]
sagt. Doch den [illegible]
Glaube geschenkt, und den [illegible]
Jupiter Ammon. [illegible]
Astrologen, diese fragt sie über den Tod des
Gatten und warum sie langsam ihre gelbsüch-
tige Mutter sterbe. Will sie ein paar Schritte
ausfahren, so wird das Buch befragt (durch
Aufschlagen zufällig sich darbietender Stellen aus
Virgil o. a.), juckt der etwas geriebne Winkel
des Auges, so wird der Horoskop gestellt
und danach wird Augensalbe gefordert. Liegt sie
krank, so ist keine Stunde zum Speise-Nehmen
bequemer, als welche der größte Astrolog Ae-
gyptens Petosiris gerathen. Ist sie un-

bemittelt, so wird sie auf den Circus eilen, das Loos ziehen und aus Stirn und Hand sich ihr Schicksal verkünden lassen. Den Reicheren giebt der Phrygische Augur und der Hetruskische Blitzkundige Aufschluß über die Zukunft. Die Künste der Giftmischerinnen wissen dem Weibe Kinder abzutreiben, sie wissen unfruchtbar zu machen, die Männer im Wahnsinn oder Blödsinn zu versetzen, oder auch den langsamen Tod ihnen zu bereiten." — Aus dem Leben gegriffen ist auch die Schilderung der abenteuerlichen Isis-Processionen, des dabei statt findenden Volksjubels und der Einweihung in die Mysterien mit allen dabei vorkommenden Ritus und Gaukeleien, bei Apulejus [146]). — Auch giebt uns Theophrast ein treffendes Gemälde von den abergläubischen Gebräuchen seiner, wiewohl früheren, Zeit [147]). Doch wie sollte man sich über die Masse des Aberglaubens beim gemeinen Volke und in den späteren Zeitaltern wundern, wenn ein Mann wie Augustus, der Kaiser Roms, sich fürchten konnte, in der Nacht allein zu seyn, wenn er, wie ein Kind, vor Blitz und Donner sich fürchtete, und zauberische Mittel zu deren Abwendung bei sich trug, wenn er erschrack, sobald er am Morgen statt des rechten den linken Schuh zuerst angezogen hatte [148]). — Ganz besonders schädlich würkten die ungeheure Menge Wahrsager, Zeichendeuter, Blitzkundige, Sterndeuter, Har[illegible]r, Todtenbeschwörer ein,

welche [illegible]
ten, das [illegible]
über die [illegible]
der [illegible]
der Zukunft zu [illegible]
diese [illegible]
haupt das [illegible]
ser, [illegible]
sager, und [illegible]
diese Kunst [illegible]
cius [illegible]
[illegible]
schon [illegible]
Aristophanes [illegible]
cydides erzählt, wie [illegible]
nesischen Krieges alles voll [illegible]
kunft war, welche die [illegible]
Unruhe und [illegible]
derblich wurden sie [illegible]
dem sie die [illegible]
Wollust der Menschen bis zu einem [illegible]
chen Grade [illegible]
tronius, welchen [illegible]
ten, wie sie die Unterhändler in den [illegible]
sten Verhandlungen waren und durch ihre Ver-
heißungen die bösen Lüste erst recht entzündeten.
Wollte Einer seinen Vater vergiften, sein Weib
umbringen lassen, einen Ehebruch begehen, un-
natürliche Unzucht treiben, so fragte er diese
Leute um Rath, und natürlich spornten sie zu
jedem Frevel an, weil es ihr Gewinn war. Die

Großen hielten sich selbst für beständig Sterndeuter und Wahrsager in ihren Palläſten. Nero ließ mit einem unermeßlichen Aufwande den Magier Tiridates nach Italien kommen, um ihn über die Zukunft zu befragen, und da der Schatten seiner von ihm ermordeten Mutter, wie er sagte, ihn beständig quälte, ließ er durch Magier auch diesen sich beschwören [152]). Man sollte nun meinen, daß, bei einer so großen Menge von Göttern, von religiösen Handlungen, von feierlichen Gelübden u. s. w. doch wenigstens einige tiefergehende Gefühle des Herzens hätten erregt werden müssen, daß doch wenigstens einige wahrhaft gottesfürchtige Gesinnungen hätten erzeugt werden sollen. Wenn wir aber den Charakter des Aberglaubens und das Zeugniß gleichzeitiger Männer erwägen, so scheint dem nicht so zu seyn. Das ist eben das Verderbliche des Aberglaubens, daß er in sich nichts hat als das dunkle Gefühl, du bist ein Sünder, du bist mit Gott nicht versöhnt, du bedarfst höheres Beistandes im Innern wie im Aeußern, allein das Gefühl an sich hat gar keinen Werth, wenn nicht Erkenntniß und Willen mit demselben im Einklange sind. Denn wo die Religion im bloßen Gefühle besteht, kann der gottloseste Wille und die gottloseste Erkenntniß neben dem besseren Gefühle statt finden. So sehen wir es denn auch bei den Menschen dieser Jahrhunderte. Jenes dunkle Gefühl verkündete ihnen etwas Wahres, statt daß sie aber sich dadurch hätten sollen leiten lassen zu einer Erkennt-

niß ihres Bedürfnisses und durch dieselbe zu einer Umwandlung ihrer Willenstriebe, blieb ihr Trieb, ihr Hang zu den verworfensten Dingen gerichtet, ihre verblendete Erkenntniß entschuldigte den Willenstrieb und jenes Gefühl bewürkte jetzt nichts anders, als daß das Göttliche selbst herabgewürdigt wurde zur Erreichung jener niedrigen entehrenden Begierden des Willenstriebes. Die Tempel wurden besucht, reichliche Opfer wurden gebracht, Altäre wurden bekränzt, Gebete zu den Göttern gesendet, damit die Götter — Nächte unnatürlicher Wollust angenehm machen möchten, damit sie Vergiftungen begünstigten, damit sie Beraubungen von Wittwen und Waisen glücklich geschehen lassen[153]). In gerechtem Unwillen hierüber sagt daher Seneca [154]): „Denn wie groß ist jetzt der Wahnsinn der Menschen. Sie lispeln die abscheulichsten Gebete in die Ohren der Götter. Und horcht ein Mensch mit zu, so schweigen sie. Was ein Mensch nicht wissen soll, das entblöden sie sich nicht, Gott zu erzählen.“ — Und über das gesammte abergläubige Götzenthum seiner Zeit äußert sich Seneca [155]): „Wenn Jemand mit ansieht, was sie thun, und welchen Dingen sie sich unterwerfen, so wird er für Ehrbare so Unziemliches, für Freie so Unwürdiges, für Vernünftige so Wahnsinniges finden, daß niemand zweifeln dürfte, sie raseten, jetzt sichert ihnen den Ruf der Verständigkeit die große Menge der Wahnwitzigen.“ —

Wenn so der Heide selbst über seine abergläubischen Religionsgenossen urtheilen konnte[156]), wie viel bedauernswerther mußten dieselben sogar dem Geringsten unter den Christen vorkommen, wenigstens so lange, als diese auch in der äußern Kirche noch lebendiger die innere Kirche darstellten. So hören wir z. B. jenen ungebildeten, sonst sehr schwachen Mann, den wir oben nannten, den Afrikaner Commodianus, die hebetudo saeculi[157]) bemitleiden, und in seiner Einfalt ihre Täuschung vortrefflich aufdecken. — Wo der wahre lebendig machende Glaube an den Heiland in jener Zeit in den Herzen der Christen herrschte, da war für immer jedem Eindringen des Aberglaubens und Unglaubens gewehrt. Und so wird auch jetzt noch derjenige Christ, der die Wiedergeburt an seinem Herzen erfahren hat, und den schmalen und ernsten Weg der Heiligung hat kennen lernen, eben durch diesen innerlichen Glauben am besten bewahrt bleiben, sowohl vor dem Rückfall in den Geist des Zweifels, als vor einer schwärmerischen, die Form statt das Wesen festhaltenden Gemüthsrichtung. Freilich hat man manchmal zu zeigen gesucht, das Christenthum sei damals mit eben so starkem Aberglauben befleckt gewesen, als das Heidenthum, und Meiners[158]) stellt in dieser Rücksicht das Leben des h. Martin von Turon neben die Beschreibung der neu-platonischen Schwärmereien, allein man muß gar wohl den Grundzug jenes heidnischen Aberglaubens vom christlichen unterscheiden.

Je-

Jeder heidnische hatte keine innere Wurzel im Herzen der Menschen, knüpfte sich nicht an ein inneres Leben des Gemüthes mit Gott an, er war daher Wirkung einer Erschlaffung der Gemüther; der christliche dagegen hatte seinen Grund in einer größeren Aufregung der geistigen Lebenskräfte, Außerordentliches hatte man durch den Geist Gottes würken gesehn, leicht konnte daher die Erwartung noch größerer Enthüllungen des Geisterreiches die Menschen in phantastische Täuschungen stürzen, gerade so wie wir bei neu Erweckten, die noch ganz erfüllt sind von dem Außerordentlichen, was sie bei dem ersten Gnaden-Gefühle des Heilandes in ihrem Herzen empfunden, ebenfalls nicht selten Verzückungen, Erscheinungen u. dgl. bemerken. Der eigentliche Aberglaube ist nur da, wo, ohne Theilnahme der Gesinnung des Menschen, eine unmittelbare Einwürkung der höheren Welt gesucht wird. —

2. Sinnlichkeit [140])

Da die Religionen des Heidenthums ihren wesentlichen Bestandtheilen nach nichts anders sind, als eine religiöse Auffassung des Naturlebens, der Hauptact aber des Naturlebens, der beständige Untergang und die beständige Erzeugung ist, so wurde auf diese Weise der Tod und die Erzeugung ein Haupt-Gegenstand der alten Religionen. Nirgend sieht man dies deutlicher, als bei den Indiern. Ein und dasselbe göttliche Urwesen Brahm (dasselbe, das den Er-

gefeiert, sondern jeder Stein und jeder Altar spricht Orakel, jeder mit Oehl begossene Stein, der bekränzt ist und einen Taschenspieler (γόητης) bei sich hat, wie es jetzt so viele giebt. Des Athleten Polydamas Statue heilt zu Olympia die Fieberkranken, des Theagenes Bildsäule in Thasus; dem Hektor opfert man in Ilium, dem Protesilaus gegenüber vom Chersones. Seitdem wir nun an Anzahl so zugenommen haben, ist destomehr der Meineid eingerissen und der Tempelraub, uns aber (die alten Götter) verachtet man gänzlich." — Je größer auf der einen Seite die abscheulichste Lasterhaftigkeit war, desto mehr überließ man sich auf der andern Seite dem abgeschmacktesten Aberglauben, um das Gewissen zu beruhigen und die Götter zu sühnen. Die ausgelassensten Wüstlinge unterwarfen sich schmerzhaften Kasteiungen, Verunstaltungen ihres Körpers, strengen Fasten, bedeutenden Opfern [144]). Malerisch beschreibt die verschiedenen Arten der Gaukler und abergläubischen Anstalten bei den vornehmsten Römischen Frauen Juvenal [145]): „Jetzt tritt zu ihr herein eine Schaar entmannter Priester der phrygischen Göttermutter, ihr Vortreter warnt mit lauter Stimme vor der Krankheitbringenden Ankunft des rauhen Septembers; wofern nicht mit hundert Eiern sie sich sühne, und aus ihrer Kleiderkammer ihm gleich so viel gebe, daß die Uebel des ganzen Jahres abgewendet würden. Dreimal des Morgens wird sie ihr

Haupt in dem Strome der Tiber baden, und mit wund geriebenen Knieen den Campus Martius umkriechen. Wenn es ihr die Aegyptiſche Iſis im Traume gebietet, wird ſie nach Aegypten eilen, vom Nile Waſſer holen und dies in den Iſis-Tempel gießen. Dort ſchreitet der Iſis-Prieſter daher in weißem Gewande, welcher um Vergebung zur Göttin fleht, wenn das Weib in den heiligen Tagen der Göttin vom Ehebett ſich nicht enthielt, eine große Gans und ein dünner Kuchen wird in den Tempel geliefert. Geht Jener hinweg, ſo nahet der Jude und lispelt ſchüchtern ſeine Bettelei ins Ohr, indem er die Jüdiſchen Lehren verkündigt. Drauf tritt der Comageniſche Haruſpex herein, welcher aus der Lunge einer noch warmen Taube eine reiche Erbſchaft oder einen zarten Liebhaber weiſſagt. Doch den Chaldäern wird noch mehr Glaube geſchenkt, und den Weiſſagern des Jupiter Ammon. Am meiſten aber den Aſtrologen, dieſe fragt ſie über den Tod des Gatten und warum ſo langſam ihre gelbſüchtige Mutter ſterbe. Will ſie ein paar Schritte ausfahren, ſo wird das Buch befragt (durch Aufſchlagen zufällig ſich darbietender Stellen aus Virgil o. a.), juckt der etwas geriebne Winkel des Auges, ſo wird der Horoskop geſtellt und danach wird Augenſalbe gefordert. Liegt ſie krank, ſo iſt keine Stunde zum Speiſe-Nehmen bequemer, als welche der größte Aſtrolog Aegyptens Petoſiris gerathen. Iſt ſie un-

lüstigsten und unzüchtigsten Attribute auszuzeichnen. — Doch auch damit begnügte man sich nicht bloß jene Schandsäulen und Schandsymbole der Götter öffentlich aufzustellen. Was bei christlichen Völkern in das geheimste Dunkel verborgen wird, trug der Grieche zur öffentlichen Schau, oder machte es zu einem hochgeschätzten Lehrvortrage. Die Feste und die Mysterien der Griechen enthielten meistens eine Nachbildung der Geschlechtsvereinigung, und waren voll von Symbolen, Liedern, Gebräuchen, welche dazu dienen, die schlummernden Lüste zu wecken. Das Meiste, welches hieher gehört, ist zu unrein, als daß es vom Christen an das Licht gezogen werden dürfte; wiederum aber hat auch eine falsche Vorliebe für das Heidenthum diese Dinge so oft verdeckt, daß sie hier nicht gänzlich verschwiegen werden dürfen. Die Thesmophorien, die Dionysien, die Feste der Kybele, waren alle von jener Beschaffenheit. Bei den Thesmophorien wurde die Kiste, aus Honig und Gesam gebildet, herumgetragen, dann in feierlicher Prozession vor die Göttin gebracht und dabei ertönten Lieder von der schmutzigsten Art, von den in wilder Lust erhitzten Weibern gesungen. Die Reden, die hiebei geführt wurden, waren so schmutzig, daß ein Heide, der Astronom Eleonides[67]) von unzüchtigen Reden sagte: „. . . und andere schlechte Dinge, von denen einige aus den Hurenhäusern zu seyn scheinen, andere solche, wie sie von den Cerealischen Weibern ausgesprochen zu werden pflegen, welche

welche alle der unbändigen Luſt des Volkes dienten, das, von tauſend Aengſten und Beſorgniſſen über die Folgen ihrer eigenen Laſterhaftigkeit oder der Verworfenheit Anderer gequält, die Dunkel der Zukunft zu durchſchauen verlangte [149]). Durch dieſe Art des Aberglaubens zeichnet ſich überhaupt das Heidenthum aus. Die Indier, Perſer, Aegypter, Gallier, Deutſche hatten ihre Weiſſager, und bei den Griechen und Römern war dieſe Kunſt ſo ausgebildet worden, daß Fabricius [150]) gegen hundert verſchiedene Divinationsarten aufzählt. Unter dieſen Leuten gab es ſchon früh arge, gewinnſüchtige Menſchen. Schon Ariſtophanes ſpottet über ſie [151]), und Thukydides erzählt, wie am Anfange des Peloponneſiſchen Krieges alles voll Verkündiger der Zukunft war, welche die Gemüther des Volks mit Unruhe und Bangigkeit erfüllten. Beſonders verderblich wurden ſie aber in jenem Zeitalter, indem ſie die Gewinnſucht, den Hochmuth, die Wolluſt der Menſchen bis zu einem ungewöhnlichen Grade anflammten. Wir ſehen aus Petronius, welchen beſtialiſchen Begierden ſie dienten, wie ſie die Unterhändler in den allergemeinſten Verhandlungen waren und durch ihre Verheißungen die böſen Lüſte erſt recht entzündeten. Wollte Einer ſeinen Vater vergiften, ſein Weib umbringen laſſen, einen Ehebruch begehen, unnatürliche Unzucht treiben, ſo fragte er dieſe Leute um Rath, und natürlich ſpornten ſie zu jedem Frevel an, weil es ihr Gewinn war. Die

allein ich werde nach dem Worte der Wahrheit die verborgene Gaukelei enthüllen, und zugleich jene eure sogenannten Götter, denen ihr die Mysterien feiert, im Leben wie auf einer Schaubühne den Zuschauern der Wahrheit vor Augen stellen. Zuerst sehe, wie der rasende Dionysos von den Bacchen gefeiert wird, indem sie in heiliggehaltenem Wahnsinn rohes Fleisch verschlingen, und mit Schlangen das Haupt umwunden und Eve rufend die frischgeschlachteten Böcke zertheilen .... Ihr, die ihr eingeweiht seid, werdet mit desto größerem Gelächter diese eure verehrten Fabeln hören empfangen. Ich will aber das Verborgene offenbar sagen, nicht mich scheuend, in Worten auszusprechen, was ihr euch nicht scheuet anzubeten. So erwähne ich denn zuerst die aus dem Schaum und Kypros Gezeugte, die Gefährtin des Kinyras, die Aphrodite, sie, welche ausdrücklich heißt: Die sich des männlichen Schaamtheils Freuende, weil sie aus diesem entstanden ist, nämlich aus jenen abgeschnittenen Geschlechtstheilen des Uranos, den unzüchtigen, welche selbst abgeschnitten mit den Wellen buhlten. Diese Aphrodite stellt ihr wohl mit Recht in den Mysterien als ein Erzeugniß der unkeuschen Theile des Leibes vor. Als ein Zeichen des Ursprungs dieser Meereswollust wird denen, die in die Buhlkunst eingeweiht werden, ein Salzkorn gegeben und ein Phallus. Auch bringen ihr die Eingeweihten ein Geldstück mit hinein, wie die Liebhaber der Buhlerin. Was ferner die Mysterien der Ceres

betrifft, so sind [illegible]
schaft des Zeus [illegible]
der Zorn [illegible]
gen [illegible]
mo oder die [illegible]
richtet auch, daß Zeus [illegible]
nes Widders [illegible]
habe, da [illegible]
als freiwillige [illegible]
gang [illegible]
täuschen wollte. [illegible]
noch die Symbole [illegible]
so weiß ich, daß [illegible]
wird, wiewohl [illegible]
da ihr dadurch [illegible]
sagt: Aus der [illegible]
Aus der [illegible]
Opferschüsse [illegible]
berzimmer [illegible]
dies nicht [illegible]
Mysterien [illegible]
ich nun auch das [illegible]
gebiert, [illegible]
beschläft Zeus [illegible]
gezeuget hat, indem er die mit der [illegible]
gangene Unzucht [illegible]
und Schänder der [illegible]
der Gestalt eines Drachen, doch so, daß er [illegible]
her entdeckt wird. Und dieser [illegible]
busen ist es, der in den Sabazischen [illegible]
durch Symbole gefeiert wird, indem die [illegible]

weihten ſich eine Schlange durch den Buſen zie-
hen u. ſ. w. [172]). — Doch nicht allein das
leichtfertige Griechenland kannte Feſte wie dieſe,
auch in Rom finden wir ähnliche Feſte, und in
der ſpäteren Zeit auch ähnliche Myſterien. In
den Frühlingsfeſten der Göttin, Anna Perenna
kamen dieſelben orgiaſtiſchen Feſtgeſänge vor, mit
denen bei den anderen alten Völkern die neue
Geburt der Natur gefeiert wurde [173]). Eben ſo
unzüchtig wie bei den andern alten Völkern ward
auch hier der Dienſt des Priapus ausgeübt.
Varro erzählt [174]), daß der Gott Mutinus (ſo
hieß bei den alten Latiern Priapus) auf einem
Wagen durch die Stadt gefahren wurde, bei
den Häuſern der vornehmſten Matronen ſtill
hielt, und dieſe ihn mit Blumen und Kränzen zu
ſchmücken ſich nicht ſcheuten.

Nach dem eben Angegebenen darf es uns
auch nicht wundern, daß jenen ſchmutzigen Göt-
tern auch die verworfenſten Thaten in Bezug
auf ſinnliche Ausſchweifungen beigelegt wurden.
Theils um ſymboliſch irgend eine phyſiſche Er-
ſcheinung darzuſtellen, theils wohl auch aus wol-
luſtigem Muthwillen Hiſtörchen erfindend, legte
man den Göttern die allerſchmutzigſten Sünden
bei, welche der Chriſt zu erzählen ſich ſcheut, und
die zuweilen ſogar der Heide aus Schamhaftig-
keit nicht nahmhaft machen wollte. So ſagt z.
B. Diodorus Siculus, er ſchäme ſich die
Geburt des Jakchus zu erzählen, welche den Haupt-
Gegenſtand der Sabaziſchen Feſte ausmacht.

Blutschande, Knabenschande, alle Arten von Gottheit sind noch etwas Geringes gegen Erzählungen wie die von Dionysius, der mit Scenen Unzucht treibt [174]), und von der Ceres und ihrer Entblößung [175]). — So konnte es also auch dem Griechen nicht auffallen, wenn Hyren [176]) oder geschändete Knaben [177]) zu Göttern erhoben und von dem Volke wirklich angebetet wurden, welches nicht sehr selten geschah. So konnte es geschehen, daß sie eine Venus hatten mit dem Namen καλλιπυγος, und eine mit dem Namen πορνη. — Was man von den Göttern zu erzählen sich nicht scheute, wie sollte man sich scheuen, dasselbe auch in Bildern nachzuahmen? Daher schildert mit gerechtem Unwillen die unzüchtigen Statüen der Griechen ein Zeitgenosse, indem er sagt [178]): „Maler und Bildhauer bilden die Europa auf dem Rücken des wollüstigen Zeus ab; weibisch und mit lüsternen Gliedern wird Dionysos dargestellt; Pan und die Satyre werden abgebildet wie Thiere und Esel nach Befriedigung ihrer Brunst strebend; Jupiter als Adler des Ganymedes begehrend, der Leda in Schwangestalt sich vermählend, oder als Goldregen der Danae auf den Schooß fallend.“ — Und Aristoteles in seiner Politik [179]) räth, daß von Seiten der Obrigkeit dafür gesorgt werde, daß die Bildsäulen und Gemälde keine schmutzigen Scenen vorstellten, ausgenommen in den Tempeln solcher Gottheiten, die nach der gewöhnlichen Meinung der Sinnlichkeit vorstehen; doch sollten

an Festen dieser Gottheiten nur Erwachsene Theil haben." — Doch nicht blos Bildsäulen und Gemälde dienten dazu, die schändlichen Erzählungen von den Göttern tiefer in die Gemüther zu prägen, auch Tanz und Schauspiel stellten sie lebendig genug dar. So erzählt Augustinus, daß noch täglich auf dem Theatern gesungen und getanzt würde der Raub, den Mercurius begangen, und die Wollüste der Venus [180]), und Arnobius spricht [181]) von der Darstellung von Jupiters Raube der Europa durch Tanzkunst. — Ja, auch abgesehen von den anstößigen Abbildungen der Götter, war das öffentliche Schaustellen männlicher und weiblicher Körper etwas, das mit einer ernsteren sittlichen Gesinnung durchaus nicht bestehen kann; auch wurden in der ältern Zeit bei den Griechen [182]), wie bei allen Morgenländern [183]) die Götterbilder stets bekleidet dargestellt. In dieser Hinsicht ist daher das schon früh entwickelte sittliche Gefühl des Sokrates merkwürdig, dessen Haupt-Bildhauerwerk die bekleideten Grazien waren. Nach demselben sittlichen Gefühl ward auch die jungfräuliche Pallas stets bekleidet abgebildet.

— Solche Sündhaftigkeit der Götter Griechenlands und zum Theil auch Roms mußte nun in verstärktem Maaße dieselben Laster bei den Verehrern derselben erzeugen. Denn, wie Cicero sagt, statt das Göttliche auf die Menschen überzutragen, trugen sie die menschlichen Sünden auf

die Götter über, und erflehen davon die Rückwirkung.

Wenn wir zuerst das heilige Band der Ehe betrachten, so war freilich, zufolge des abendländischen Charakters, schon früh von den Gründern der Griechischen Staaten, von Kekrops, Solon, Lykurg die Monogamie eingeführt worden, indeß unstreitig aus keinem andern als aus einem politischen Gesichtspunkt. Dies sehen wir besonders bei den Lakedämoniern. Nach der Lykurgischen Gesetzgebung konnte die Eheverbindung wieder gelöst werden, sobald nicht mehr zu hoffen stand, daß daraus für den Staat kraftvolle, rüstige Bürger gezeugt werden würden. Eben so erlaubten die Lykurgischen Gesetze, daß die Ehemänner sich wechselseitig ihre Weiber auf eine Zeit überlassen konnten, weil Lykurg nach Plutarchs Berichten glaubte, die Kinder gehörten nicht den Einzelnen, sondern dem Staate. Und Solon, weil er kein anderes Mittel kannte, dem Ehebruche und der Knabenliebe zu wehren, ließ einen Tempel der Aphrodite zum Hause der Unzucht für die jungen Athener weihen, wo ihnen Sklavinnen feil geboten wurden. So war auch die Sitte, Beischläferinnen zu halten, bei den Griechen ganz allgemein. Fern war von den Griechen, wie von allen heidnischen Völkern, der Begriff einer Eheverbindung in Bezug auf das Leben in Gott, einer Verbindung, wie sie der Apostel Paulus schildert, wo das Weib auf ihre eigenthümliche Weise und der Mann nach seinem

eigenthümlichen Charakter, beide zusammen aber zu ihrer wechselseitigen Förderung, der Liebe zum Heilande sich hingeben, und von Seinem Geiste in ihrem Leben sich durchdringen lassen. — Wären aber auch die Griechischen Gesetze gegen die Unzucht noch so strenge gewesen, so können doch Gesetze allein nie den Menschen bessern. Der Mensch muß eine göttliche Liebe in sein Herz bekommen, um die ungöttliche Liebe zu überwinden, und diese göttliche Liebe kann ihm nur die Religion mittheilen. Daher sehen wir auch, daß nicht nur das Volk der Athener der schamlosesten Unzucht hingegeben war, sondern auch die Ausgezeichneten. Unter den Alten wird Aegeus, Theseus, Minos, Agamemnon, Phönix als unzüchtig beschrieben [128]), unter den Spätern Themistokles, Aristides, Pausanias, Kimon [129]) und vor allen Perikles und Alkibiades. Die Lebensbeschreibung des Letztern bei Plutarch giebt uns ein lebendiges Bild von seiner Zeit, einer Zeit, in welcher Griechenland auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung stand. Gerade hier sehen wir am deutlichsten, wie wenig die bloße Ausbildung der Erkenntniß und des Gefühls, wenn nicht auch die Heiligung der Gesinnung hinzutritt, dem Menschen zu nützen vermag. Reich begabt mit außerordentlichen Geistesfähigkeiten, die durch Bildung und allseitigen Unterricht noch erhöhet worden, kräftig und entschieden in seiner Willensrichtung war Alkibiades, so daß er Herrliches hätte leisten können,

wenn sein Herz wäre himmlisch gesinnt gewesen, und er Selbstverläugnung zum Zwecke seines Lebens gemacht hätte. Dahin gedachte ihn Sokrates zu leiten, und merkwürdig ist auch hier der Kampf der Griechischen Lebensrichtung in dem Jünglinge mit den ernsteren Anforderungen des Weisen. Gleich anfangs ward er betroffen von dem Göttlichen in Sokrates Erscheinung, er vermochte sich nicht von ihm loszusagen, wiewohl die geheime Sehnsucht der verderbten Neigungen ihn immer wo anders hin ziehen wollte. Er erkannte, wie Plutarch [136]) sagt, das Geschäfte des Sokrates sei ein Dienst der Götter zur Bewahrung und Rettung der Jünglinge." Und bei Plato [137]) gesteht Alkibiades von sich selbst: „Denn weit heftiger, als den vom Korybantentanz Ergriffenen, pocht mir, wenn ich ihn höre, das Herz, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden. Wenn ich dagegen den Perikles hörte, oder andre gute Redner, dachte ich wohl, daß sie gut sprächen, dergleichen begegnete mir aber nichts, noch gerieth meine Seele in Unruhe darüber und in Unwillen, daß ich mich in einem knechtischen Zustande befände. Von diesem Marsyas aber bin ich oftmals hingetrieben worden, daß ich glaubte, es lohnte nicht zu leben, wenn ich so beschaffen wäre wie ich wäre. — Sokrates nöthigt mich, einzugestehen, daß mir noch gar vieles fehlt, und ich doch mich vernachläßigend, den Athener Angelegenheiten besorge. Mit Gewalt also, wie vor den Sirenen,

die Ohren verstopfend, fliehe ich aufs eiligste, um nur nicht immer bei diesem sitzend zu veralten. Und mit diesem allein unter allen Menschen ist mir begegnet, was einer nicht in mir suchen sollte, daß ich mich vor irgend jemand schämen könnte; indeß vor diesem allein schäme ich mich doch. Denn ich bin mir sehr gut bewußt, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen, als ob man das nicht thun müßte, was er anräth, sondern daß ich nur, wenn ich von ihm gegangen bin, durch die Ehrenbezeugungen des Volks wieder überwunden werde. Also laufe ich ihm davon und fliehe, und wenn ich ihn wieder sehe, schäme ich mich wegen des Eingestandenen, und wollte oft lieber sehen, er lebte gar nicht; geschähe es aber etwa, so weiß ich gewiß, daß mir das noch bei weitem schmerzlicher sein würde, so daß ich gar nicht weiß, wie ich es halten soll mit dem Menschen." — Alkibiades war ein Jüngling, in welchem alle Leidenschaften gleich heftig loderten, wie es aber immer bei dem natürlichen Menschen der Fall ist, welcher noch nicht das Element einer göttlichen Liebe in sich aufgenommen hat, durch welches allein alle ungöttlichen Neigungen wahrhaft besiegt werden können, so hielt auch bei ihm Eine überwiegende Leidenschaft die andern im Zaum. Und diese war der Ehrgeiz, wie ihn, gerade von dieser Seite zu etwas Höherem einlenkend, schon richtig Sokrates beurtheilte [218]. Insofern nun der Erreichung seiner hochmüthigen

Plane alle anderen Leidenschaften seines Herzens nicht entgegenstanden, gab er sich denselben ungescheut hin, und so wurde er in seiner Jugend, wie die Griechischen Komiker ihn nennen, das Weib aller Athenischen Männer und erwachsen, der Mann aller Weiber, so wurde er Wollüstling, Weichling, Trunkenbold [113]). Wo dagegen sein Ehrgeiz unbefriedigt bleiben mußte, wofern er nicht seinen Lüsten Schranken setzte, wie in dem kaltherzigen Sparta, da wußte er alle seine geringeren Leidenschaften seiner höchsten, dem Ehrgeize, unterzuordnen [114]). In Athen aber, wo seine Sinnlichkeit bei der Ausgezeichnetheit seines Geistes von der Menge des Volkes und besonders von den Jünglingen angestaunt und zum Vorbilde genommen wurde, überließ er sich derselben auf eine ganz ungebundene Weise. Er unterhielt mehr Renn-Pferde, als die reichsten Städte und Könige jemals gehalten; seine Kleidung war von Purpur; einen berühmten Maler schloß er in sein Haus ein und zwang ihn, dasselbe mit Gemälden zu schmücken, was vorher noch nicht in Athen geschehen war; wenn er ins Feld zog, gaben die Epheser ihm ein Zelt, die Chier seinen Pferden Futter, die Lesbier besorgten Tafel und Schenktisch, die Kyzikener das Opfervieh; selbst bei den Kriegszügen folgten ihm die berühmtesten Buhlerinnen Athens und Theodote; auf seinem Schilde hatte er zum Zeichen einen Blitze schleudernden Amor, und auf einem Gemälde ließ er sich im Schooße der Buh-

lerin Nemea darstellen. Daher ward auch Alkibiades ernstlich von Komikern und Rednern gezüchtigt, daß er Wollust, Ueppigkeit und Prachtliebe unter dem Volke und besonders unter der Jugend verbreite [191]). — Betrachten wir nun nehen diesen Staatsmännern die Dichter, Künstler, Redner und Weltweisen der Griechen in der angegebenen Hinsicht. Betrachten wir zuerst die Einwürkung der Dichter auf Griechenland im Allgemeinen, so müssen wir zu unserm Erstaunen bemerken, daß sie es eigentlich waren, welche das Leben des Volkes bestimmten und beherrschten. Die Wissenschaft, die Kunst, das bürgerliche Leben der Griechen, alles entwickelte sich an ihrem Homer. Homer war der Rathgeber für alle Fälle des Lebens [192]). Homer war der Lehrer der Jugend, der Erquicker des Alters. Welche Einflüsse mußten aber aus dieser Vergötterung Homers für die Sittlichkeit hervorgehn! Keiner hat alle Laster und insbesondere die Wollust reizender zu schildern gewußt, als er; keiner die Bedeutung des Lebens niedriger aufgefaßt. Wohl hat daher Plato tief das Verderbliche einer bloß dichterischen Bildung gefühlt, wenn er alle Dichter aus seinem idealischen Staate verbannte. Doch wenden wir uns zu den andern Dichtern. — Unverholen ist die Lust zum männlichen und zum weiblichen Geschlecht zum Gegenstande der Poesie gemacht bei Anakreon, Alkman, Bakchylides, Simonides, Alkäus, Sappho, Ibykus, deren Lieder zum Theil so üppig und schmu-

ſchmutzig ſind, daß ſelbſt die äußerliche Zucht eines chriſtlichen Staates die Bekanntmachung ſolcher Ergüſſe der Wolluſt nicht geſtatten würde [193]). Nicht weniger anſtößig und allein den Wein und die Liebe feiernd, ſind die Geſänge eines Solon, Mimnermus, Theognis [194]). Archilochus Geſänge ſind ſo unzüchtig, daß ſie ſelbſt aus Sparta entfernt wurden [195]). Und was ſoll man von einem Ariſtophanes ſagen! Wie manche Genoſſen mag er unter den verlorenen Luſtſpieldichtern gehabt haben! Was ſoll man von einem Volke, was von Weibern erwarten, welche dergleichen Schmutzreden anhören, ja beklatſchen konnten! — Allein nicht nur von den Lyrikern und den Komikern haben wir Beweiſe der größten Unreinheit, auch von Dichtern wie Pindar, Sophokles, Euripides beſitzen wir Bruchſtücke oder Nachrichten, welche mehr oder weniger die Reinheit ihrer Sitten verdächtig machen [196]). Wenden wir uns zu den Künſtlern Griechenlands, ſo beleidigt an ihnen ſchon dieſes, daß ſie zu Schiedsrichtern der Anmuth der Griechiſchen Jungfrauen angenommen wurden, die vor ihnen ſich entblößen mußten. Fünf Jungfrauen führten die Krotoniaten dem Zeuxis zu, um aus ihren enthüllten Reizen das Ideal der weiblichen Schönheit zuſammenzuſetzen und in Geſtalt einer Helena darzuſtellen. Da Zeuxis ihnen den Preis der Schönheit zuerkannte, wurden ſie von vielen Dichtern beſungen, und ihre Namen dauerten länger als

das Bild des Zeuxis [197]); daß Parrhasius zu seiner Ergötzung unzüchtige Bilder zu malen pflegte, haben wir oben gesehn. Apelles buhlte mit der Pankaste, der Hetäre Alexanders, die ihm ebenfalls entblößt für seine Kunst hatte dienen müssen [198]). Auch die Redner Lysias, Isokrates und Demosthenes werden von diesen Flecken nicht frei gesprochen, doch sind die Zeugnisse des Alterthums über ihre Vergehungen in der sinnlichen Liebe nicht völlig zuverläßig [199]). Eben so wenig sind es die über die Vergehungen der Philosophen, indeß sind Einige von diesen schon zufolge ihrer Systeme des Lasters der Sinnlichkeit verdächtig, und werden es noch mehr durch unverdächtige Zeugnisse, so Epikurus, Diogenes und besonders Aristippus. Die Vergessenheit auch der heiligsten Pflichten war bei diesem so groß, daß, als man es ihm, welcher unzählige Buhldirnen unterhielt, zum Vorwurf machte, er setze seine Kinder aus, die er selbst gezeugt, er die Unverschämtheit hatte zu antworten: Werfe man doch auch Speichel und Ungeziefer aus, das man selbst gezeugt habe [200]). Ungewiß ist der Ruf von Speusippus, Polemo, Arkesilaus, Aristoteles [201]). Desto mehr sind dagegen diejenigen Beschuldigungen zu verwerfen, welche manche Stimmen des Alterthums auch gegen den Sokrates und Plato erhoben haben. Sie rühren theils aus Verläumdung her, die überall von dem Bösartigen gegen den durch Reinheit höher Stehenden ausgestreut wird,

theils aus Mißverständniß Sokratisch-Platonischer Ausdrücke. Wäre Sokrates des Lasters der Knabenliebe schuldig gewesen, so würden gewiß seine Ankläger nicht ermangelt haben, auch dieses zu einem Klagepunkte gegen ihn zu erheben, und Aristophanes, der Spötter, würde nicht diesen Punkt in seinen Spöttereien übergangen seyn. Was dagegen nicht nur seine Gesinnung, sondern auch sein Verhalten in Bezug auf Knabenliebe war, zeigt Platos und Xenophons Gastmahl deutlich genug. Das letztere giebt unstreitig — wie dies überhaupt das Verhältniß der Xenophontischen und Platonischen Schriften über Sokrates ist — ganz eigentlich Sokrates Ansicht von der Knabenliebe, das andere Platos Philosopheme darüber, wie sie aus der Sokratischen Denkweise hervorgingen. Nach beiden Gesprächen wird hier die himmlische Liebe von der irdischen unterschieden, die himmlische Aphrodite und die gemeine [202]). Bei Xenophon wird geradezu die Körperliebe von Sokrates verworfen, bei Plato dieselbe als eine herumbildende Stufe der eigentlichen wahren Liebe betrachtet. Zuletzt aber tritt im Platonischen Gastmahl Alkibiades auf und bezeugt, was gewiß geschichtlich ist, wie er selbst die Erfahrung gemacht, daß Sokrates für alle niedere Art der Liebe unempfänglich sei, allein der Seelenliebe hingegeben [203]). — Schwieriger ist es freilich auch, Plato von allem Verdachte zu reinigen. Ihn hat das Alterthum nicht nur mit größerer Bestimmtheit der sinnli-

chen Liebe angeklagt, sondern auch eine Menge ihm beigelegter Epigramme und Gedichte erhalten, welche Knaben- und Mädchenliebe aussprechen, so daß selbst Cicero, sein großer Verehrer, nicht umhin kann, zu sagen: Dikäarch habe wohl nicht mit Unrecht den Plato beschuldigt [204]). Allein was die ihm zugeschriebenen Epigramme betrifft, so haben sie großentheils in sich selbst die Zeichen ihrer Unächtheit, davon abgesehen, daß sie erst von sehr späten Schriftstellern [205]) aufgeführt werden, theils ist neben den Verläumdungen großer Männer von kleinen Männern, an denen das Zeitalter nach Christi Geburt reich ist, auch noch die Terminologie Platos zu berücksichtigen, welche leicht zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte, indem er das Gute nur als das höchste Schöne darstellte, und die Harmonie der äußeren Form als eine Hinweisung auf die Harmonie des Gemüthes ansah. So viel ist wenigstens gewiß, daß er in seinen Schriften die sinnliche Knabenliebe für den Verderb aller Tugend hielt, „für etwas widernatürliches, was selbst die Thiere nicht thun" [206]).

Als besonders charakteristisch für den Griechischen Charakter muß auch das Verhältniß der Hetären erscheinen. Denn wir finden wohl kein Volk der Erde, bei dem unzüchtige Frechheit sich so mit geistiger Verfeinerung vereint hätte, und dadurch so zu Ehren gelangt wäre, wie dies bei den Griechen in den Hetären geschah. Während das weibliche Geschlecht unter diesem Volke

gänzlich in seiner geistigen Bildung vernachlässigt wurde, befliſſen sich die Buhlerinnen aller Arten der Wissenschaft und Kunst. Sie besuchten die Hörsäle der Philosophen; sie waren Schriftstellerinnen, sie entwarfen Gesetzbücher für das Betragen ihrer Geliebten; sie hielten Schulen, in denen junge Mädchen eben so in der Buhlkunst unterrichtet wurden, wie Jünglinge in der Beredtsamkeit; berühmte Männer, Aristophanes der Grammatiker, Ammonius, Apollodorus, Gorgias sammelten ihre witzigen Gedanken und beschrieben ihre Geschichte; sie hatten ihre besonderen Maler (πορνογραφοι) wie Aristides, Pausanias, Nikephoras; die Weltmänner trugen geschriebene Nachrichten über sie in den Taschen [207]). Die Lustspieldichter sagten es öffentlich und die Komiker wiederhohlten es in den folgenden Jahrhunderten, daß die feineren Hetären und insbesondere Aspasia die Ursache der wichtigsten Unternehmungen und Begebenheiten ihres Zeitalters wurde, wie denn Aspasia die Unterjochung von Samos und den Anfang des Peloponesischen Krieges veranlaßte [208]). Sie unterhielt, wie Plutarch ausdrücklich meldet, fortwährend ein Bordell, und demnach, fährt derselbe fort, führten selbst Gatten ihre Weiber zu ihr, um sie zu hören; Perikles, der Oberste des Atheniſchen Staats, entließ um ihretwillen sein Weib, und lebte mit ihr in vertraulichem Umgange, selbst Sokrates ging zu ihr, um sie zu hören. — Eine noch gemeinere Buhlerin als Aspasia war Phryne. Da

es auch zu jener Zeit Sitte geworden war, die Göttinnen abzubilden nach den Umrissen von entblößten edlen Mädchen oder Hetären, so bot sich Phryne, Buhlerin des Alexanders, dem Apelles dar, zur Abbildung einer Venus Anadyomene, Phryne aber dem Praxiteles zur Venus Gnidia [209]); zu öffentlichen Buhlerinnen hoben also die Griechen ihre Hände, indem sie zu Gott beteten. Phryne hatte sich einen unermeßlichen Reichthum durch ihre Künste erworben, so daß sie der Venus zu Delphi ein goldenes Standbild errichten ließ, auf welches nachher Krates der Kyniker schrieb: Denkmal der Unmäßigkeit der Athenerinnen [210]). Den Thebanern bot sie an, ihre von Alexander zerstörten Stadtmauern wieder aufzubauen, wenn sie mit goldner Schrift darauf setzen ließen: Alexander hat es zerstört, Phryne aufgebaut. Als einst Hyperides sie verklagte, entblößte sie vor den Richtern den Busen, um so sich Lossprechung auszuwürken [211]). — Die Schaamlosigkeit ging noch weiter. Schon früher waren Schönheits-Wettstreite unter den Griechen eingeführt worden, wo entblößte Jünglinge und Jungfrauen um den Preis der höchsten Reize stritten; so in Arkadien, Lesbos, Tenedos, Elis, woselbst den Jünglingen je nach ihrer Schönheit die Tempelgefäße zu tragen gegeben wurden [212]). Phryne trat zu diesem Kampfe in Eleusis am Feste des Poseidon auf, wo dreißigtausend Griechen sich zu versammeln pflegten, und hier stieg sie ganz nackend, mit aufgelöstem Haupthaar als

Venus Anadyomene vor den Augen von ganz Griechenland ins Meer hinab [214]). — Bei dem Tode der Buhlerin Pythonike begleitete eine große Anzahl der größten Künstler mit Trauermusik die Bahre, und Harpalus, Alexanders Statthalter in Babylon, errichtete ihr ein herrliches Kenotaph auf dem Wege von Athen nach Eleusis. —

Nächst den Hetären müssen wir noch mit einem Worte die Knabenliebe der Alten und ihre Ausschweifungen darin erwähnen. Die Veranlassung zu dieser Unsittlichkeit wurde den Griechen durch die Entblößung der Jünglinge und in Sparta auch der Mädchen gegeben, welche alles zartere Schaamgefühl unterdrücken mußte. Bei den körperlichen Uebungen, bei den festlichen Wettspielen zu Olympia, Nemea, Delphi kämpften in den spätern Zeiten Griechenlands alle Jünglinge und Knaben völlig nackend. In den ältesten Zeiten hatten sie, nach Thukydides [215]), einen Schurz gehabt. In Sparta hielten die Jungfrauen ihre Wettkämpfe zwar nicht völlig nackend, aber doch in unzüchtiger Kleidung [216]). In Chios rangen Knaben mit Mädchen [217]). Unmannbaren Mädchen wollte auch Plato erlauben, nackend zu kämpfen [218]). Daß hierin die Veranlassung zur Knabenliebe gelegen habe, sagt Plutarch, welcher die Wollüstlinge schildert, wie sie sich auf die Wettkampf-Plätze der Jugend drängten [219]), und Cicero [220]). Daß aber diese Liebe auch nur oft reine Seelenliebe gewesen sei, er-

ſcheint durchaus unglaublich, wenn man die Zeugniſſe des Alterthums hierüber prüft. Vielmehr ſcheint Sokrates auch hier der einzige Weiſe geweſen zu ſeyn, welcher der ſchon vorhandenen böſen Neigung eine höhere Beziehung gab, indem er auf die unerklärliche Einwürkung des Höheren im Menſchen ſelbſt auf die äußere Hülle hinwies, welche mit verklärt wird, ſobald die Seele des Menſchen zur göttlichen Freiheit zu gelangen anfängt. Dieſe tiefere Bedeutung der Knabenliebe, zufolge welcher die äußere Hülle blos geliebt werden ſoll, je nachdem der Geiſt darin ſich offenbart, wurde nach Sokrates von ſeinen Schülern Plato, Xenophon, Aeschines, und Kebes angenommen, allein in der würklichen Welt finden wir bei den Griechen überall jene ſinnliche Liebe zum männlichen Geſchlecht, welche wir auch aus keinem anderen Grunde erklären können, als aus der übergroßen Empfänglichkeit derſelben für phyſiſche Schönheit.

Doch empörender noch, als alles Genannte, iſt jener frevelhafte Gebrauch, den das Heidenthum einführte, daß Wolluſt als ein Götterdienſt geachtet, und Weiber in die Tempel geführt wurden, um zur Ehre der Göttinnen ihre Tugend Preis zu geben. So iſt es auch jetzt in Oſtindien, ſo war es in Aegypten [220]), in Babylon, in Lykien (ibid.), in Phönikien, ja nicht allein dies, in Babylon hatte ja bekanntlich ſelbſt das Geſetz allen Weibern des Landes geboten einmal in ihrem Leben am Tempel der

Aphrodite mit [illegible] den [illegible]). [illegible] auch noch [illegible] alten [illegible] Aphrodite zu [illegible] Preis [illegible]), [illegible] Eryx in Sicilien [illegible]; [illegible] wurde die [illegible] Aphrodite zu Korinth [illegible]. [illegible] zählt, [illegible] dem [illegible] Hetären [illegible] Mehr als [illegible] dieser Göttin [illegible] lichen Festen, [illegible] ihrer Huld [illegible] ren jener Tempel, welche [illegible] Gebet aufforderte, die [illegible] seien [225]). Da [illegible] worden, schrieben die Korinther die Erhaltung ihrer Stadt und des Landes [illegible] Gebeten der priesterlichen Buhlerinnen zu, und, wie die Athener die Helden von Marathon öffentlich abbilden ließen, so die Korinther ihre Tempel-Dirnen, deren Abbildung Simonides ein rühmendes Epigramm beifügte. Es war in Griechenland, und besonders in Korinth, nichts ungewöhnliches, daß man gelobte, wenn Aphrodite in dem einen oder dem andern Unternehmen gnädig wäre, wolle man ihr eine Anzahl Jungfrauen zu Buhlerinnen weihen [226]). Das Chri-

ſtenthum zerſtörte dieſe Sitze der Wollust, nachdem es dieſelben, die oft im Verborgenen gehalten wurden, erſt aufgedeckt hatte [227]). Und ſollten auch würklich, was man hiebei oft anführt, in den größeren Städten des chriſtlich genannten Europas ähnliche Ausſchweifungen in der ſinnlichen Liebe vorkommen, wie wir ſie in Griechenland geſehen haben, ſo müſſen wir dabei erwägen, daß dieſe, weit davon entfernt in das Gebiet der innern Kirche zu gehören, auch nicht einmal der äußern Kirche Chriſti zugehören, da auch dieſe denjenigen nicht für ihr Mitglied anerkennt, der in ſo groben Sünden ſich herum wälzt. Dagegen bei den Heiden, wie wir geſehn, ſeine Unzucht nicht nur geſtattet wurde durch die Religion, ſondern ſelbſt gebilligt. — Die ärgſte Sünde der Sinnlichkeit iſt noch zu erwähnen übrig. Wir haben oben Beiſpiele angeführt, wie Götterſtatüen den Zunder der Wollust entzündeten, ſogar Wollust mit Thieren konnte das gebildete Griechenland treiben [228]); und in Aegypten wurde die Unzucht mit den göttlich verehrten Böcken ſogar vor den Augen des Volks getrieben, wovon Herodot ſelbſt im Mendes der Mendeſier Zeuge war.

Werfen wir nun, nachdem wir beſonders Griechenlands Ausſchweifungen in der ſinnlichen Liebe betrachtet, einen Blick auf Rom. Wie durch andre Tugenden, ſo zeichnete ſich das alte Rom auch durch Keuſchheit aus. Eine Reihe treflicher Beiſpiele derſelben giebt uns Vale-

rius Maximus [229]). Nach Plutarch [230]) dauerte es zweihundert und dreißig, nach Valerius Maximus [231]) fünfhundert zwanzig, nach Aulus Gellius [232]) fünfhundert ein und zwanzig Jahre, ehe eine Ehescheidung in Rom vorfiel. Die Matronen genossen besondere Hochachtung und heiratheten bloß einmal. Einen Senator strafte der Censor, da er sein Weib vor seinem Töchterchen küßte, dessen zartes Alter dies noch nicht gestattete [233]). Entblößungen und Nacktheit ward nirgends geduldet. Der alte Ennius sang: Flagitiis principium est, nudare inter cives corpora [234]). In den Bädern durften weder zusammen seyn der Vater mit dem mannbaren Knaben, noch der Schwiegervater mit dem Schwiegersohn [235]). — Doch mag wohl diese Reinheit der Sitten auch nicht in alten Zeiten ohne Ausnahme gewesen seyn. Wenigstens sagt Cicero [236]): „Will Jemand, daß der Jugend auch die Liebe von Buhlerinnen verboten sei, so kann ich nicht läugnen, daß er es ernst nehme, allein er weicht darin nicht nur von der Sitte unsers Zeitalters ab, sondern auch von der Gewohnheit und dem Gebrauche unserer Vorfahren. Denn wann ist dies nicht geschehen? Wann ists gerügt worden? Wann nicht gestattet?“ Zu Catos Zeiten war die Verderbniß schon allgemein, ja er selbst scheute sich nicht eine Buhldirne zu unterhalten, wie trefflich auch sonst sein eheliches Leben war, und bekannt ist ja, daß er einem Jüng-

linge, der aus dem Buhlhause kam, zurief: Schön, mein Lieber! indem er dies für das beste Mittel hielt, Ehebruch und Knabenliebe zu verhindern[237]). Sklaven unterrichteten schon damals die Jugend in den unzüchtigsten Tänzen; die Knabenliebe hatte ebenfalls schon überhand genommen, Lucius Flaminius, der Ueberwinder des Philipp von Makedonien, wird zuerst nahmhaft dessen bezüchtigt[238]). Als der Censor Appius den Coelius, Ciceros Freund deshalb anklagte, erhob Cölius, unter dem Beifall des Volkes die Klage wider den Censor selbst[239]). Scipio Africanus der Jüngere war genöthigt, zweitausend Dirnen aus dem Lager vor Numantia zu vertreiben. Sulla gab seinen Beischläferinnen die Besitzungen ganzer Völker. Clodius erbaute einen Tempel der Freiheit auf dem zerstörten Hause des Cicero, und da es an einem Standbilde der Göttin fehlte, ließ er das Bild einer berüchtigten Schand-Dirne als Göttin aufstellen[240]). Im Heere des Crassus lasen die Soldaten Liebesromane[241]). Zur Zeit des Catilinarischen Krieges waren schon unter allen Ständen die unnatürlichsten Laster verbreitet. Schon jene Zeit schildert Sallust[242]) mit diesen Farben: „Die Lust zur Unzucht und Hurerei aller Art ist eingerissen. Männer werden als Weiber gebraucht, Weiber stellen der Entehrung sich bloß, um der Speise willen wird Land und Meer durchforscht; man schläft eher als die Begierde dazu da ist; weder Hunger noch Durst, weder Kälte

noch Mädigkeit wird erwartet, allem kommt man durch Schwelgerei zuvor. Dies zündet die Jugend, wo das Geld fehlt, zu Schandthaten an[243])." — Sulla, Lucullus, Catilina, Clodius, Crassus, Antonius, Pompejus, Cäsar, Augustus unter den Staatsmännern; Horaz, Plautus, Terenz, Ovid unter den Schriftstellern lehrten, jene durchs Leben, diese durch Schriften die Unzucht. Schon von der Zeit des Augustus sagt Livius[244]): „Durch Tugenden ist Rom gewachsen, bis jetzt, wo wir weder unsre Laster, noch deren Gegenmittel ertragen können." — Doch gern läßt man noch alles dieses hingehen, wenn man auf die Geschichte der Folgezeit blickt. Nicht als ob man das Leben von Kaisern und Königen, nein, als ob man die Rasereien von Wesen läse, in denen die Bestialität mit der Satanität einen Bund geschlossen, liest man das Leben und Treiben der Herrscher Roms und ihrer Untergebenen. Doch fern sei es, diese Gräuel allein auf Rechnung der heidnischen Religion zu setzen, jene Ungeheuer waren auch ihrer eigenen Religion nicht treu, und darum gehört es auch nicht in unsern Plan, ihre Geschichte zu geben. Allein nichts desto weniger darf man von einer Religion, die irgend sittliche Kraft in sich hat, doch so viel erwarten, daß sie unter dem Volke, dem sie angehört, die Sittenlosigkeit nicht bis zu dem Grade einreißen lasse, wie dies in Rom geschah. Lassen wir uns, um nicht ins Einzelne einzugehen, das

heit entführt?“ — So tadelt Martial seine Frau [248]) darüber, daß sie schilt, da sie ihn bei einem schönen Knaben findet. Wie oft hat nicht, meint er, Juno dem Donnerer Jupiter dasselbe sagen müssen? — So sagt recht aus dem Leben gegriffen ein Jüngling, welcher erzählt, wie er im Begriff war, Unzucht zu treiben, bei Terenz [249]): „Während das Mädchen im Gemache saß, blickte sie an die Decke und sah dort den Jupiter abgebildet, wie er als ein Goldregen in den Schooß der Danae herabsinkt. Auch ich fing an, dorthin zu blicken, und freute mich, zu sehen, daß ein Gott schon früher gethan, was ich thun wollte. Und welch ein Gott! der die Himmelsgewölbe durchdonnert. Ego homuncio hoc non facerem? Ego vero illud feci ac lubens.“ — Bei Ovid [250]) beruft sich die von Liebe zu ihrem Bruder Caunus entbrannte Byblis auf das Beispiel, was die Götter in der Blutschande gegeben haben, und an einer andern Stelle ermahnt derselbe unkeusche Dichter ein Mädchen [251]) sie möge nicht in die Tempel gehen, denn dort habe schon oft Jupiter Mädchen zu Müttern gemacht. — Zornentbrannt über diesen schrecklichen Einfluß so nichtswürdiger Götter, sagte daher ganz frei von der Aphrodite, Anthistenes, der Freund des Sokrates [252]): „Könnte ich nur die Aphrodite fangen, mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viele ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt.“ —

Wir

rohesten Liebhabern anpreist und feil bietet, wie Messalina; ein Kaiser, der seine Schwestern entehrt und dann mordet, wie Commodus; ein Kaiser, der die höchsten Aemter nach dem mehreren oder mindern Vermögen zur Unzucht vertheilt, wie Heliogabalus, — Kaiser, welche zum Scherz Leute morden ließen, um zu sehen, wie sie sterben würden, welche Brücken einstürzen ließen, um die Freude zu haben, eine Menschenmenge in den Wogen untergehn zu sehen — solche Herrscher hätte auch das entartete Byzanz nicht, denn nur wenn Jahrhunderte jede Spur des Christenthums in den Ländern und in den Herzen vermischt hätten, könnte eine solche Verworfenheit möglich werden. —

Daß nun die Heiden bei ihren Sünden und Vergehungen würklich sich mit dem Beispiele der Götter entschuldigten, könnte uns eigentlich nur eine genaue Kenntniß des Volkslebens recht zeigen, allein wir haben auch außerdem Beispiele davon in den Schriften der Alten. Häufig beruft sich Meleager zur Entschuldigung seiner Knabenliebe auf die Götter, wie ja Zeus den Ganymed, Apollo den Kyparissus und Kinyras, Poseidon den Pelops entführte [246]). Eben so heißt es bei Athenäus [247]): „Warum sollte man nicht der Schönheit in Knaben und Mädchen nachstreben, da dies auch die Götter thaten? Hat doch unter den Göttinnen Aurora den Kephalos und Kleitos, Demeter den Jasion, Aphrodite den Anchises und Aeneas wegen ihrer Schön-

3. Unvermögen der heidnischen Religionen, eine tiefe und gründliche Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts, der einzelnen Menschenklassen und der Geistesvermögen jedes Individuums zu bewürken, nebst daraus hervorgehenden Folgen für die Sittlichkeit.

Die Wurzel alter menschlichen Ausbildung ist die Religion. Die älteste Bildung der Völker schließt sich an Tempel, Priester und Gottesverehrung an. Darum müssen wir auch die Entwickelung der geistigen Thätigkeiten der Menschen von dem Grunde ihrer Religion aus zu begreifen suchen. Da werden wir denn sogleich bemerken, daß das Heidenthum keinesweges hinreicht, eine vollständige Entfaltung und Harmonie des menschlichen Geistes zu bewürken.

Kein Volk, wie die Geschichte uns nachweiset, gelangt unabhängig von andern zur Ausbildung; wie der einzelne Mensch nur in der Familie zum Menschen wird, so erlangen Völker nur durch Völker die dem Menschen erreichbare Ausbildung. Von Hochasien aus pflanzten sich Gottesverehrung, Staatseinrichtung und Künste und Wissenschaften von Nation zu Nation bis zum äußersten Ende Europas und Afrikas fort, von hier gingen sie nach Amerika über. In jener Urzeit, wo diese Mittheilung zuerst von Asien nach Europa an die Pelasgischen Stämme kam, war der Charakter der einzelnen Völkerschaften noch nicht entwickelt, sie hatten sich noch nicht in den ihnen bestimmten Ländern niedergelassen, es

konnte also die Natur dieser Länder auch noch nicht ihren Einfluß üben auf die Bildung der verschiedenen Volks-Charaktere. Wenn nun auch damals Religion, Kunst und Sitte von dem einen Volke zum andern überging, so konnte daraus keine Umwandelung in der ganzen Geistesgestaltung desselben erfolgen, denn fast überall herrschte ein gleicher Mangel an Bildung überhaupt. Als aber die verschiedenen asiatischen Völkermassen in Asien, Afrika und Europa sich jede in ihrem Bereiche niedergelassen, aus den wenigen und dürftigen mitgebrachten Kenntnissen und Ueberlieferungen bei einigen von ihnen sich eine vollständige Bildung und Sittigung entwikkelte, da nahm ein jedes von diesen sich bildenden Völkern sein eigenthümliches Geistesgepräge an, welches sich nachher in Religion, Staat, Kunst, Wissenschaft offenbarte. Die Mittelpunkte dieser eigenthümlichen Ausbildung im Abendlande waren Aegypten und Griechenland. Sollte nun von diesen beiden ausgebildeten Ländern die Religion sich weiter verbreiten, wie dieses Bedürfniß doch allerdings vorhanden war, indem so manche Nationen fast aller Gottesverehrung entbehrten, so zeigte sich sogleich die große Mangelhaftigkeit der heidnischen Religionen. Denn es waren dieselben so eng verschmolzen mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Volkes und Landes, daß, statt in jenen fremden Ländern eine originale Geistes-Entwickelung zu veranlassen, mit der Uebertragung der Religion auch die ganze Volk-

thümlichkeit der Griechen und Aegypter an, das fremde Volk überging und daſſelbe zu Griechen und Aegyptern machte. So nahm Nubien und Habyſſinien mit Aegyptiſcher Religion Aegyptiſche Sitte an, wie denn Aegypten ſelbſt mit dem Kolchiſchen Religions-Cultus die Kolchiſche Ausbildung angenommen hatte. So erhielt Thrakien, Makedonien, Unter-Italien mit der Griechiſchen Religion Griechiſche Eigenthümlichkeit; ſo unterbrach Griechenland die Ausbildung Roms, da es mit ſeinen Göttern auch ſeine Wiſſenſchaft auf Rom übertrug [254]); ſo machte danach wieder Rom Gallien, Spanien und viele andre Länder Römiſch und unterdrückte alle eigenthümliche Bildung. Ja wir ſehen dies auch bei den Iſraeliten. Nach Gottes Fügung ſollten ſie eine Religions-Verfaſſung haben, die mit allen Staats-Einrichtungen auf das innigſte verſchmolzen wäre, um zuerſt vorbildend im Aeußern einen himmliſchen Staat darzuſtellen. Wenn die Juden ein Volk in ihre Religions-Gemeinſchaft aufnahmen, wie die Idumäer und ſpäter ſo viele Syrer und Griechen, ſo wurden auch dieſe dadurch in Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft Juden. — Daß alle Völker einer einzigen Art der Verehrung Gottes ſich unterwerfen ſollten, mußte daher einem Heiden eine ſchwärmeriſche Vorſtellung ſcheinen, ſo ſpricht ſich denn auch Kelſus aus beim Origenes. — Das Chriſtenthum allein machte eine allgemeine Religion möglich, und zwar wodurch bewürkte es dies? Das Chriſtenthum trug

den Völkern keine Förmlichkeiten, Lehrsätze, Gebräuche von außen entgegen. Es war ein himmlisches Samenkorn, in den Grund der Seele geworfen, welches zum Baume emporwuchs, und danach alles Bürgerliche, Wissenschaftliche nicht vernichtete, sondern umgestaltete. Die geistige Natur des Menschen hat Bedürfnisse, die nur das Christenthum befriedigen kann; in das Leben in Christo genügt nicht nur zur Beseligung dem Menschengeschlechte im allgemeinen, sondern Christus, unser Erlöser und Heiliger, weiß auch alle besonderen Bedürfnisse des Einzelnen zu befriedigen. Wie innig mußten sich also alle ungebildeten Völker mit allen ihren Geistesthätigkeiten an diese Religion anschließen! Auf diese Weise entstand in den Herzen der Einzelnen ein neues inneres Leben, welches freithätig und angemessen den besonderen Entwickelungs-Formen jedes Volkes, sich auch in dem äußern Leben würksam bewies, und eine neue Staatsverfassung, Lebensweise, Kunst und Wissenschaft schuf, wie sie eben gerade jedem Volke am angemessensten war. — Was wäre aus jenen wilden Horden geworden, welche in der Völkerwanderung Europa überschwemmten, wenn sie, ohne durch die Einwürkung des Evangeliums umgestaltet zu werden, in die todten Formen des Römischen Heidenthums eingegangen wären? Während wir Rom in jener Zeit in jeder Rücksicht entnervt und geschwächt sehen, war China, zur Zeit als die Mantschu einfielen, mit Rom verglichen, in

der Blüthe, und dennoch bemerken wir nicht, daß die Chineſen im Stande geweſen wären mit ihrer Religion und ihrer Lebensweiſe jenem kräftigen Wüſten-Volke einen neuen Geiſt mitzutheilen, der eine eigenthümliche Entwickelung bei ihm bewürkt hätte. Vielmehr ging das kräftige Volk den Mantſchu in die todten Formen des Chineſiſchen Gottesdienſtes und der Chineſiſchen Bildung zugleich ein, und iſt nun in derſelben Starrheit und Siechheit befangen, wie jenes unterdrückte Volk ſelbſt. Bei den Nationen der Völkerwanderung hingegen ſehen wir, wie bei einem jeden auf eigenthümliche Weiſe ein neues Leben alle Lebens-Verhältniſſe durchdringt und alles neu geſtaltet, nachdem einmal durch ſelbſtverläugnende Glaubensboten das Evangelium in den Herzen Mehrerer Wurzel gefaßt. Daſſelbe zeigt ſich jetzt auf Otaheite.

Doch nicht allein dadurch ſind die heidniſchen Religionen zu keiner vollkommenen Ausbildung des Menſchengeſchlechts geeignet, daß ſie unvermögend ſind, eine allſeitige Entwickelung der Eigenthümlichkeiten der Völker zu bewürken; das Griechiſche und Römiſche Heidenthum iſt eben ſo wenig im Stande, die geſammten Vermögen des menſchlichen Geiſtes zu entfalten und auszubilden. Da der Menſch nicht in ſich ſelber ſeyn kann und darf, ſondern, um wahrhaft zu ſeyn, in einem Höheren leben muß, als er ſelbſt iſt, dieſes Höhere aber die Religion geben ſoll, ſo muß die Reli-

den Völkern keine Förmlichkeiten, Lehrsätze, Gebräuche von aussen entgegen. Es war ein himmlisches Samenkorn, in den Grund der Seele geworfen, welches zum Baume emporwuchs, und danach alles Bürgerliche, Wissenschaftliche nicht vernichtete, sondern umgestaltete. Die geistige Natur des Menschen hat Bedürfnisse, die nur das Christenthum befriedigen kann; in das Leben in Christo genügt nicht nur zur Beseligung dem Menschengeschlechte im allgemeinen, sondern Christus, unser Erlöser und Heiliger, weiß auch alle besonderen Bedürfnisse des Einzelnen zu befriedigen. Wie innig mußten sich also alle ungebildeten Völker mit allen ihren Geisteskräften an diese Religion anschließen! Auf diese Weise entstand in den Herzen der Einzelnen ein neues, inneres Leben, welches fruchtbar und angemessen den besonderen Entwickelungs-Formen jedes Volkes, sich auch in dem äußern Leben würksam bewies, und eine neue Staatsverfassung, Lebensweise, Kunst und Wissenschaft schuf, wie sie eben gerade jedem Volke am angemessensten war. — Was wäre aus jenen wilden Horden geworden, welche in der Völkerwanderung Europa überschwemmten, wenn sie, ohne durch die Einwürkung des Evangeliums umgestaltet zu werden, in die todten Formen des Römischen Heidenthums eingegangen wären? Während wir Rom in jener Zeit in jeder Rücksicht entnervt und geschwächt sehen, war China, zur Zeit als die Mantschu einfielen, mit Rom verglichen, in

(Thorheit) däuchte, erschlössen sich denjenigen, der rechtschaffene Buße that, sein Sündenelend erkannte, die Kraft von Jesu Versöhnung und seinen heiligenden Geist in seinem Herzen erfuhr, Tiefen der göttlichen Weisheit, welche auch sein Streben nach höherer Erkenntniß, so weit dasselbe nicht aus Uebermuth hervorging, auf das vollkommenste befriedigten. Daher sagt der heilige Apostel [255]): „Für die vollkommenen Christen reden wir die höchste Weisheit, freilich eine solche, welche nicht mit der Weisheit dieser Welt übereinstimmt, sondern die seit Ewigkeit verborgen gewesen ist, und die Gott durch seinen eigenen Geist unserm Geiste offenbart hat.“ — Daher kommen scharfsinnige Gelehrte des Abendlandes und tiefsinnige Weise des Morgenlandes, daher konnte ein Augustinus, welcher den höchsten Scharfsinn mit dem höchsten Tiefsinn vereinte, auch die vollkommenste Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Licht in dem Christenthum finden. Also freilich unterscheidet sich diese Befriedigung des Strebens nach Erkenntniß, welche das Christenthum gewähret, von aller anderen dadurch, daß es eine neue Geburt des Geistes voraussetzt, daß es voraussetzt eine gründliche Erkenntniß unsers Innern, eine daraus hervorgehende kindliche Demuth und kann nur nach Maaßgabe des Ernstes der Heiligung, nach Maaßgabe des Erlebens Gottes in uns eine tiefere Erkenntniß verheißen. Christus ist beides, das Licht unserer Erkenntniß und das Leben unsers Herzens;

aber er muß erst unser Leben gewandelt seyn, damit er auch das Licht werde. — Vergeblich hat darum der Unglaube seit Jahrhunderten an den Pfeilern der heiligen Lehre gerüttelt. Es ist Porphyrius und Julianus hingeschieden, Toland und Bolingbroke, Voltaire und d'Alembert, der Fragmentist und Bahrdt. — Christus aber ist gestern und heut und derselbe in Ewigkeit. Nach jedem Kampfe mit dem Unglauben und Aberglauben geht siegreicher und herrlicher das Christenthum wieder hervor. Es hat die spottenden Heiden besiegt, es hat den Aberglauben vieler Jahrhunderte überwunden, es hat die Englischen und Französischen Spötter sinken sehen, es hat die Kämpfe mit der neuern Philosophie bestanden, und gerade da man es unterdrückt zu haben meinte, erhebt es nun abermal sein Haupt kräftiger und herrlicher als je.

Eben so mangelhaft wirkte das Heidenthum ein auf das Willensvermögen. Einmal schon dadurch, daß jede heidnische Religion eine Ueberlieferung von Sagen und Ceremonien ist, nicht aber ein unmittelbarer Ausspruch Gottes an's Menschengeschlecht. Es sehnt sich der Mensch, der die Dunkelheit seiner Erkenntniß und die Armuth seines Herzens fühlt, nach unmittelbaren Belehrungen Gottes. Diese hatten die heidnischen Religionen nicht. Bloße Sagen, die dazu noch selten in sittlicher Beziehung zum Herzen stehn, können die Willenstriebe des Menschen nicht anregen, und geheimnißvolle Er-

bräuche und Ceremonien können wohl einen zauberischen, dunkeln Eindruck aufs Gefühl machen, weil sich damit aber keine klare Erkenntniß verbinden kann, so führen sie nur zum Aberglauben. Sodann aber ermangelte das ganze heidnische Alterthum, während es in den religiösen Sagen doch wenigstens Einiges hatte, welches von der Sinnlichkeit und Habsucht zurückschreckte, durchaus der Lehre von der Demuth. Wir finden zwar in der Tragödie bei Aeschylus, Sophokles, Euripides, auch bei manchen Historikern, wie Herodot (256), öfters die Lehre, daß Gott das Uebermüthige demüthige, und das Demüthige erhebe: allein dieser Gedanke geht nicht aus der sittlichen Anerkenntniß des Hochmuths hervor, sondern es zeigt sich in diesen Aussprüchen nur der Glaube an ein Fatum, welches die Dinge der Erde immer in einem gewissen Gleichgewicht zu halten weiß, und dieser Glaube erhebt nicht den Menschen über sich selbst, sondern bannt ihn eben recht zurück in den Kreis der Endlichkeit. Alle wahrhafte Erregung der besseren Willenstriebe muß aber ausgehn von einer demüthigen Anerkennung unserer Schwäche und unseres Unvermögens. Indem also diese bei den Heiden nicht vorhanden war, konnten sie auch keine tiefgehende Sittenlehre haben, und jenen Wurm im menschlichen Busen nicht tödten, der alle Blüthen verdirbt und den Frieden und die Ruhe aus der Seele scheucht, den Stolz. — So blieb endlich auch die Gemüthswelt der Heiden,

oder das Gefühlsvermögen im engern Sinne, unentwickelt. Die höchste Ausbildung erhält die Gemüthswelt des Menschen, wenn er in beständigem Umgange mit Gott lebt. Dieses innere Wallenschlagen des Herzens nach einer bessern Welt hin, die dorther in das sonst öde und kalte menschliche Herz ausströmenden Kräfte des Lebens und der Freude im heiligen Geiste, sie sind es, welche unserer Gemüthswelt die tiefste Anregung geben, welche die edelsten und himmlischsten Gefühle unserer Brust erwecken. Von dergleichen Gefühlen konnte aber der Heide nichts wissen, er kannte weder einen heiligen Gott, der sich mit der nach ihm verlangenden Seele vereinigen und sie beseligen könne, noch auch eine himmlische Heimath der Seele, nach der sie unaufhörlich sich sehnet und strebet. Der Geist des Christenthums war es, der daher allein der sentimentalen und sentimentalen Poesie ihre Entstehung gab. Während die Dichtkunst der Alten stets nur das Verhältniß des Menschen zur Aussenwelt darstellte, und unerschöpflich war in Schildern der Gegenstände der Schöpfung und des äußerlichen Menschenlebens, richtete sich die Dichtkunst des Christenthums auf das Innere der Brust und besang das Weh und die Freuden des menschlichen Herzens. Und wie ferner alle Kräfte, je lebendiger und tiefer sie sind, desto mannichfacher sich gestalten, so sehen wir auch, wie bei den bekehrten Christen immer neue geistige Welten in unendlicher Mannichfaltigkeit sich

bräuche und Ceremonien können wohl einen zauberischen, dunkeln Eindruck aufs Gefühl machen, weil sich damit aber keine klare Erkenntniß verbinden kann, so führen sie nur zum Aberglauben. Sodann aber vermengte das ganze heidnische Alterthum, während es in den religiösen Orgien doch wenigstens Einiges hatte, welches von der Sinnlichkeit und Habsucht zurückschreckte, durchaus der Lehre von der Demuth. Wir finden zwar in der Tragödie bei Aeschylus, Sophokles, Euripides, auch bei manchen Historikern, wie Herodot u. A., öfters die Lehre, daß Gott den Uebermüthige demüthige, und das Demüthige erhebe: allein dieser Gedanke geht nicht aus der sittlichen Anerkenntniß des Hochmuths hervor, sondern es zeigt sich in diesen Aussprüchen nur der Glaube an ein Fatum, welchem die Dinge der Erde immer in einem gewissen Gleichgewichte zu halten weiß, und dieser Glaube erhebt nicht den Menschen über sich selbst, sondern bannt ihn eben recht zurück in den Kreis der Endlichkeit. Als wahrhafte Erregung der besseren Willenstriebe muß aber ausgehn von einer demüthigen Anerkennung unserer Schwäche und unseres Unvermögens. Indem also diese bei den Heiden nicht vorhanden war, konnten sie auch keine tiefgehende Sittenlehre haben, und jenen Wurm im menschlichen Busen nicht tödten, der alle Blüthen verdirbt und den Frieden und die Ruhe aus der Seele scheucht, den Stolz. — So blieb endlich auch die Gemüthswelt der Heiden,

oder das Gefühlsvermögen im engern Sinne, unentwickelt. Die höchste Ausbildung erhält die Gemüthswelt des Menschen, wenn er in beständigem Umgange mit Gott lebt. Dieses innere Wallenschlagen des Herzens nach einer besseren Welt hin, die dorther in das sonst öde und kalte menschliche Herz ausströmenden Kräfte des Lebens und der Freude im heiligen Geiste, sie sind es, welche unserer Gemüthswelt die tiefste Anregung geben, welche die edelsten und himmlischsten Gefühle unserer Brust erwecken. Von dergleichen Gefühlen konnte aber der Heide nichts wissen, er kannte weder einen heiligen Gott, der sich mit der nach ihm verlangenden Seele vereinigen und sie beseligen könne, noch auch eine himmlische Heimath der Seele, nach der sie unaufhörlich sich sehnet und strebet. Der Geist des Christenthums war es, der daher allein der romantischen und sentimentalen Poesie ihre Entstehung gab. Während die Dichtkunst der Alten stets nur das Verhältniß des Menschen zur Aussenwelt darstellte, und unerschöpflich war im Schildern der Gegenstände der Schöpfung, und des äußerlichen Menschenlebens, richtete sich die Dichtkunst des Christenthums auf das Innere der Brust und besang das Weh und die Freuden des menschlichen Herzens. Und wie ferner alle Kräfte, je lebendiger und tiefer sie sind, desto mannichfacher sich gestalten, so sehen wir auch, wie bei den bekehrten Christen immer neue geistige Welten in unendlicher Mannichfaltigkeit sich

bilden. Indem das Verhältniß jeder einzelnen Seele zu Gott etwas Besonderes und gerade ihr Eigenthümliches hat, gehen hieraus besondere Gemüthszustände und Herzensbeschaffenheiten hervor, wogegen das innere Leben der Heiden weit einförmiger seyn mußte, weil dessen einziger allgemein ansprechender Gegenstand nur das irdische Vaterland war.

Gehen wir nun zu einer dritten Mangelhaftigkeit des Heidenthums über, die es bei Entwickelung der Seelenkräfte äußerte. Es entbehrte einer richtigen Schätzung der Menschenwürde überhaupt. Weil das Heidenthum keinen wahren Maaßstab für Seelenadel und Seelengröße hatte, weil es nicht Heiligkeit des Sinnes als über aller intellectuellen Bildung stehend zu schätzen wußte: so konnte es eine Geringschätzung der niedrigen Volksklassen, des weiblichen Geschlechtes und der Sklaven erzeugen, welche insgesammt, als einer höhern intellectuellen Bildung unfähig verachtet wurden, während diese alle doch ebenfalls dem Menschengeschlecht zugehören. Der niedrige Volkshaufe, den die Alten ὄχλος ἀφιλόσοφος und οἱ πολλοὶ nannten, war freilich wohl in der alten Welt noch roher und unsittlicher als er in der neuen ist, denn Tugendstolz und ein feinerer sittlicher Ehrgeiz vermag beim gemeinen Mann nicht den Hervorbruch der Lüste des Herzens zu dämpfen, auch ist er unempfänglich für eine philosophische Sittenlehre, welche auf viele Gebildete einigen Einfluß äußert. Da nun bei

den Heiden auch die Religion nicht eine eingreifende Würkung auf ihn ausübte, so blieb er ohne alles veredelnde Bildungsmittel. Wenn indeß die Gebildeten klar erkannt hätten, daß die Veredelung des Herzens einen höheren Werth hat, als die intellectuelle Bildung, so würden sie doch das Gute, was durch die Religion oder durch einen innern Trieb des Herzens beim Volke erzeugt wurde, höher geschätzt und durch eine faßliche Sittenlehre oder Verbreitung besserer religiöser Bildung dasselbe allgemein zu machen und zu erhöhen versucht haben. Allein es hatte sich einmal der Gebildeteren der unselige Irrthum bemächtigt, nur durch eine intellectuelle Bildung könne dem Menschen aufgeholfen werden. Zum Theil gründete sich dieser Irrthum auch darauf, daß man nicht den Hochmuth als die Wurzel aller Sünde erkannt hatte, der durch intellectuelle Bildung, wofern nicht ein höheres Element hinzukommt, bei dem natürlichen Menschen eher zu wachsen und sich zu verfeinern pflegt; dagegen kann die Sinnlichkeit, die man für das gefährlichste Laster hielt, leichter durch rein geistige Beschäftigungen verdrängt, wenn auch nicht von der Wurzel aus, ausgerottet werden. Selbst die Platoniker wiesen der Reinigung der Sitten (καθαρσις) eine weit niedrigere Stufe an, als der Beschaulichkeit (νοησις), und ließen jene dem ungebildeten Volke, während sie sich besonders der νοησις weihten. In dieser Gesinnung sagt Maximus in seinem Leben des Neu-Platonikers

Proklus, dieſer ſein Held habe freilich manchmal böſe Gedanken gehabt, allein das wolle nicht viel ſagen, dieſe hätten ja alle Menſchen. — Das Chriſtenthum dagegen, wenn es tief im Herzen Wurzel ſchlägt, weiß auch beim gemeinſten Manne einen lebendigen Antheil an himmliſchen und irdiſchen Dingen zu erwecken, indem es ihm zur Angelegenheit wird, das, was er innerlich erlebt hat, durch alle ihm dargebotene Hülfsmittel zu verdeutlichen, zu befeſtigen, zu begründen, und indem er auf dieſe Weiſe mit den Gebildetern einen Berührungspunkt in geiſtigen Dingen findet, wird er ſich näher an dieſe anſchließen können und auch auf dieſe Weiſe an ihrer Bildung mehr Theil nehmen. Bei wahren Chriſten des niederen Standes wird man leicht dieſen Einfluß der Bekehrung zu Gunſten der intellectuellen Bildung bemerken, auch bei den niederen Claſſen der Brüdergemeinde. — Der ernſter geſinnte Menſch wird nie ſich verhehlen können, daß, was Wahrheit iſt, es wie für den ganzen Menſchen, ſo auch für alle Menſchen ſeyn muß, ſo daß, was das Herz des Volks vollkommen befriedigt, auch den Anſprüchen der Erkenntnißkräfte der Gebildeteren genügen muß, und wiederum, was den wenigeren Gebildeten als die höchſte Wahrheit einleuchtet, auch vollkommen für die Bedürfniſſe des Volks hinreichen müſſe. Dieſe Scheidewand nun hat das Chriſtenthum vollkommen niedergeriſſen, es fragt nicht: Biſt du gebildet oder nicht? ſondern: Biſt du

ein Sünder? Und wie jeder Mensch diese Frage bejahen muß, so hat es für alle nur die Eine Antwort: So thue Buße und glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig. — Eben dies ärgerte den gebildeten Heiden am Christenthum, daß die höheren Classen nichts mehr voraus haben sollten vor dem niedrigen Pöbel. Der gemeinste Christ sprach mit einer Zuversicht über göttliche Dinge, als habe er das Himmlische mit eigenen Augen geschaut — und diese Zuversicht gründete sich freilich auf ein Erlebthaben — über Dinge, die allezeit den Philosophen zweifelhaft gewesen, redete er mit unwandelbarer Gewißheit. Dies setzte den Heiden in Erstaunen, und so sagt der Heide Cäcilius[251]): „Wenn ihr weise seyn wollt, oder auch nur bescheiden, so hört auf, über die Zonen des Himmels und die Geheimnisse und Schicksale der Welt zu grübeln, es ist hinreichend, vor die Füße zu schauen, vorzüglich für so ungelehrte, ungebildete, rohe und bäurische Leute, die nicht einmal in bürgerlichen Dingen ein Urtheil haben, geschweige in göttlichen. Wollt ihr aber durchaus philosophiren, so ahmt dem Sokrates nach, der, so oft man ihn um himmlische Dinge befragte, antwortete: „Was über uns, geht uns nichts an.“ — Eben so spricht Kelsus bei Origenes[252]) seinen Spott aus, daß die Christen, so verachtete und armselige Leutlein, sich so glorreiche Verheißungen für die Zukunft

zuzueignen, als seien sie über alle andere weise, gute und gelehrte Menschen erhaben. — Es war auch allerdings eine unendliche Gnade Gottes, daß Christus den armen Fischern, Landleuten, Teppichmachern das Privilegium ertheilte, Bürger eines himmlischen Staates des Friedens und der Seeligkeit zu werden, Miterben und Brüder des Sohnes Gottes. Doch wohl dem Menschengeschlecht, daß unser Gott ein so gnadenreicher ist, daß seine Barmherzigkeit uns oft fast unglaublich vorkommt! — Eben so war es auch das Christenthum, welches durch seinen Geist die Sklaverei in der alten Welt aufhob. Daß es verschiedene Arten des bürgerlichen Lebens gebe, daß es eine dienende und eine befehlende Classe gebe, ist für jede bürgerliche Verbindung unumgänglich nothwendig; allein es soll auch bei den Dienenden Freiheit herrschen. Der Diener soll aus Liebe und Treue nicht durch lebenslänglichen Zwang dem Herrn anhangen. Der Stand der Sklaven machte gewissermaßen die, welche in ihm standen, zu einer niedrigeren Art Menschen, und verkennt so die Rechte der Menschenwürde. Wenn man allerdings auch sagen kann, daß der Stand in vielen einzelnen Fällen frei von aller unchristlichen Härte seyn kann, so muß man dennoch zugeben, daß er an sich mit den Rechten der Menschenwürde nicht bestehen kann, und im wirklichen Leben die entwürdigendsten Erscheinungen veranlaßt hat. Betrachten wir nur den armen Helotenstand bei den Spartanern

nern. Eine dürftige, ekelhafte Kleidung, eine Mütze von Hundsfell unterschied sie von allen übrigen Einwohnern; diejenigen, welche zu üppig wurden, mußten durch mannichfache Mißhandlungen geschwächt werden, und wenn ihre Herren es nicht thaten, wurden sie straffällig; jeder Sklave empfing jährlich eine gewisse Anzahl Schläge, um ihn — an seinen Sklavenstand zu erinnern; Lieder edlerer Art durften sie nicht singen, sondern wollüstige Gesänge; zuweilen mußten sie, zu ihrer völligen Erniedrigung, Spott- und Schmachlieder auf sich selbst singen, unzüchtige Tänze mußten sie zu demselben Zwecke tanzen; um den Söhnen der Spartaner das Laster der Trunkenheit verhaßt zu machen, bei öffentlichen Versammlungen sich betrinken; wenn ihrer zu viel wurden, brachte man sie meuchlings um, alle Jahre wurde von den jungen, bewaffneten Spartanern zu einer gewissen Zeit Jagd auf sie gemacht, und, um ihre Vermehrung zu verhindern, wurden sie mit Dolchstichen getödtet [359]). Wenn nun auch eine ähnliche unmenschliche Behandlung die Sklaven in den übrigen Staaten Griechenlands nicht erfuhren, so war doch auch in ihrer Lage viel Entwürdigendes, wie z. B. daß die Benutzung derselben zur Wollust als etwas sehr Erlaubtes galt und gar nicht selten war. Solon selbst hatte auf dem alten Markte einer Anzahl Sklavinnen als Buhlerinnen einen Tempel angewiesen, wo sie den öffentlichen Lust dienten; daß ferner ihr Zeugniß vor Gericht immer

mit den schrecklichsten Foltern begleitet war u. s. w.[360]). Bei den Römern war ebenfalls der Zustand der Sklaverei nichts weniger als erträglich, und besonders kann man aus der Geschichte der Sklaven in der Kaiserzeit lernen, was aus einer so gänzlich vernachlässigten und entehrten Menschenklasse werden kann. Einige Sklaven der Römer, die Ostiarii, lagen beständig in Ketten, wie Hunde, an den Pallästen der Großen; andere wurden in unterirdischen Arbeitshäusern eingesperrt. Ein schreckliches Gesetz war dieses, daß, wenn ein Herr gemordet worden, und man den Mörder nicht entdecken konnte, sämmtliche Sklaven mit Weib und Kindern dem Tode überliefert wurden. Dieses furchtbare Gesetz war schon in der Republik entstanden, und Tacitus [361]) erzählt uns, wie einst bei dem Meuchelmorde des Pedanius Secundus 400 unschuldige Sklaven das Leben verloren. Die Sklaven wurden von den stolzen Römern auch nicht als personae betrachtet, sondern als Sachen (res)! So ächt Römisch verfuhr auch mit seinen Dienern der in manchen andern Rücksichten ausgezeichnete M. Cato. Die Aeußerungen, welche bei dieser Gelegenheit Plutarch in der Lebensbeschreibung des Cato thut, sind merkwürdig. Er sagt [362]): „Daß Cato aber, nachdem er sich seiner Sklaven bis ins Alter wie Viehes bedient hatte, dieselben fortreich und verkaufte, das muß ich einer gar zu großen Härte zuschreiben, welche meint, daß ein Mensch zum

andern in keinen andern Beziehungen stehe, als in denen des Nutzens, während wir doch sehen, daß der Liebe ein größeres Feld einzuräumen ist, als der Gerechtigkeit. Nach Recht und Gesetz können wir uns gegen Menschen verfahren; die Leutseligkeit erstrecket sich aber auch zuweilen wie eine reiche Quelle aus Wohlwollen und Liebe selbst bis auf die unvernünftigen Thiere. Denn aus Wohlwollen geschieht es, daß man Pferde ernähre, die zur Arbeit untüchtig geworden, und Hunde nicht nur auffüttere, sondern auch im Alter pflege. . . . Denn man darf nicht sich der Wesen, die Leben haben, wie Schuhe oder Geräthes bedienen, das man, wenn es zerbrochen und abgenutzt ist durch den Gebrauch, wegwirft, sondern, wenn aus keinem andern Grunde, muß man sich bei diesen schon im Voraus üben sanft und mild zu seyn, damit man so auch Menschenliebe lerne. Ich wenigstens würde nie einen alten Arbeitsochsen verkaufen, geschweige daß ich einen alten Sklaven, der auf demselben Boden mit mir aufgewachsen, und an dieselbe Lebensart gewöhnt ist, gleichsam wie aus seinem Vaterlande vertreiben und für wenige Geldstücken verkäufen sollte, als nutzlos dem Verkäufer und den Käufern. Cato aber, der in diesem Stück fast übermüthig war, ließ selbst das Pferd, dessen er sich in Iberien bedient hatte, zurück, um dem Staate das Fuhrlohn zu ersparen. Ob dies nun Großherzigkeit oder Kleinigkeitskrämerei war, überlasse

ich eines Jeden Beurtheilung." Und welche schreckliche Beispiele sehen wir in der Kaiserzeit, entweder von grausamen Gebietern, welche ihre Sklaven weit härter wie das Vieh behandeln, oder von nichtswürdigen Sklaven, die sich durch teuflische Künste der Anschwärzung von Unschuldigen, oder der Aufreizung der Wollust sich zu die höchsten Ehrenstellen zu drängen wissen! — Stumm und nüchtern stand dort der unglückselige Jüngling ganze Nächte hindurch am Kissen seines schwelgenden Gebieters, und sein einziges Geschäft war, den Speichel abzuwischen, den Auswurf des sich Uebergebenden schnell zu reinigen oder noch unsaubere Geschäfte zu verrichten. Husten, Niesen, ein leises Zuflüstern unter einander war den Armen ein Hauptverbrechen und störte die Gemüthsruhe des Schwelgers. Die härteste Geißel war der Lohn dafür [263]). Die geringsten Vergehungen zogen die unmenschlichsten Strafen zu. Ein Aufseher über die öffentlichen Schauspiele, der etwas leichtes begangen, ward auf Caligulas Befehl mehrere Tage hinter einander mit Ketten gepeitscht, und nicht eher völlig hingerichtet, bis dem Wütherich das faulende Gehirn einen zu großen Gestank verursachte [264]). — Bekannt ist die Erzählung von dem Römischen Großen, dessen Sklave in Augustus Gegenwart ein Krystallgefäß zerbrach und den er sogleich verurtheilte, den Fischen vorgeworfen zu werden. Der Unglückliche klammerte sich um die Füße des Kaisers und bat um Fürsprache,

andern in keinen andern Beziehungen stehe, als in denen des Nutzens, während wir doch sehen, daß der Liebe ein größeres Feld einzuräumen ist, als der Gerechtigkeit. Nach Recht und Gesetz können wir nur gegen Menschen verfahren; die Leutseligkeit erstreckt sich aber auch zuweilen wie eine reiche Quelle aus Wohlwollen und Liebe selbst bis auf die unvernünftigen Thiere. Denn aus Wohlwollen geschieht es, daß man Pferde ernähret, die zur Arbeit untüchtig geworden, und Hunde nicht nur auffüttert, sondern auch im Alter pflegt. . . . Denn man darf nicht sich der Wesen, die Leben haben, wie Schuhe oder Geräthes bedienen, das man, wenn es zerbrochen und abgenutzt ist durch den Gebrauch, wegwirft, sondern, wenn aus keinem andern Grunde, muß man sich bei diesen schon im Voraus üben sanft und mild zu seyn, damit man so auch Menschenliebe lerne. Ich wenigstens würde nie einen alten Arbeitsochsen verkaufen, geschweige daß ich einen alten Sklaven, der auf demselben Boden mit mir aufgewachsen, und an dieselbe Lebensart gewöhnt ist, gleichsam wie aus seinem Vaterlande vertreiben und für wenige Geldstücken verkaufen sollte, als nutzlos dem Verkäufer und den Käufern. Cato aber, der in diesem Stück fast übermüthig war, ließ selbst das Pferd, dessen er sich in Iberien bedient hatte, zurück, um dem Staate das Fuhrlohn zu ersparen. Ob dies nun Großherzigkeit oder Kleinigkeitskrämerei war, überlasse

ich eines Jeden Beurtheilung." Und welche schreckliche Beispiele sehen wir in der Kaiserzeit, entweder von grausamen Gebietern, welche ihre Sklaven weit härter wie das Vieh behandeln, oder von nichtswürdigen Sklaven, die sich durch teuflische Künste der Anschwärzung von Unschuldigen, oder der Aufreizung der Wollust sich in die höchsten Ehrenstellen zu drängen wissen! — Stumm und nüchtern stand dort der unglückselige Jüngling ganze Nächte hindurch am Kissen seines schwelgenden Gebieters, und sein einziges Geschäft war, den Speichel abzuwischen, den Auswurf des sich Uebergebenden schnell zu reinigen oder noch unsaubere Geschäfte zu verrichten. Husten, Niesen, ein leises Zuflüstern unter einander war den Armen ein Hauptverbrechen und störte die Gemüthsruhe des Schwelgers. Die härteste Geißel war der Lohn dafür [263]). Die geringsten Vergehungen zogen die unmenschlichsten Strafen zu. Ein Aufseher über die öffentlichen Schauspiele, der etwas leichtes begangen, ward auf Caligulas Befehl mehrere Tage hinter einander mit Ketten gepeitscht, und nicht eher völlig hingerichtet, bis dem Wütherich das faulende Gehirn einen zu großen Gestank verursachte [264]). — Bekannt ist die Erzählung von dem Römischen Großen, dessen Sklave in Augustus Gegenwart ein Krystallgefäß zerbrach und den er sogleich verurtheilte, den Fischen vorgeworfen zu werden. Der Unglückliche klammerte sich um die Füße des Kaisers und bat um Fürsprache,

Bestimmung, sonst entstehe in den einzelnen Familien Zwietracht, und da der Staat aus Familien besteht, auch im Staate." — So politisch waren die Dikäarchen, welche die Besseren bei der Ehe genommen wissen wollten. Lykurgus wollte durchaus keinen Hagestolzen dulden. Als Strafe derselben setzte er fest, daß sie alle Winter auf Befehl der Ephoren nackend auf dem Marktplatz erscheinen und Spottlieder auf den Hagestolz singen mußten, daß sie bei den Kämpfen der halb nackenden Mädchen nicht zugegen seyn durften, und daß überdies sie bei einem Feste öffentlich von Weibern um einen Altar geschleppt und mit Fäusten geschlagen wurden[117]). — Eine Ehe aber, die auf diese entwürdigende Weise erzwungen worden, was konnte sie Ehrwürdiges, was Gutes haben? — Wie wenig die Verbindung der Ehe in ihrer Würde und Bedeutsamkeit von den Griechen aufgefaßt worden, zeigt uns besonders das Beispiel Platos, welcher für seinen utopischen Staat (im fünften Buch der Republik) die Gemeinschaft der Weiber vorschlagen konnte. Wie zweckwidrig für den Staat sowohl, als für den Einzelnen, dieser Vorschlag sei, zeigte schon Aristoteles treffend[118]). Aristoteles bemerkt richtig, das Bedürfniß der Einzelnen könne auf diese Weise doch nicht befriedigt, es würden dann wohl alle insgesammt sagen können: dies ist meine Frau, aber jeder Einzelne würde dies doch nicht sagen können; nie werde eine Sache schlechter besorgt, als wenn sie

Wohnen zugleich angehöre, wo Jeder den andern sorgen lasse, so würde auch alsdann die Kindererziehung in den größten Verfall gerathen; überhaupt würde in einem solchen Staate, bei so gar großer Gemeinschaft der Güter nur eine wässerige, nie eine kräftige Liebe statt finden können, weil kein Mensch irgend etwas eigen hätte, während der Mensch doch immer am meisten liebt, was ihm am eigensten ist.“ — Die Schüler des Sokrates und Plato erkannten noch am meisten die Würde des Weibes an. Sokrates selbst sagt sehr richtig[77]): „Durch Vieles, ihr Männer, wie auch durch das, was dieses Mädchen thut, wird es klar, daß die weibliche Natur in nichts der männlichen nachsteht, nur ermangelt sie der gehörigen Einsicht und Kraft. Wenn also einer von euch ein Weib hat, so lehre er sie nur mit guter Zuversicht, was irgend er wünscht, daß sie verstehe.“ — Und das schönste Ideal, was das Alterthum von einem edlen Weibe und von der Absicht der Ehe verbindung kannte, giebt wohl Plutarch in seiner Schrift: Rathschläge an Ehegatten, welche er an zwei Neuvermählte schrieb. Er mahnt darin unter andern auch Folgendes, dieselben aufmerksam: Kein Weib wolle ihren Mann durch Künste der Buhlerei und Lust an sich zu fesseln suchen, es würde ihr so gehen, wie denen, welche durch künstliche Lockspeisen die Fische zu fangen suchen, sie wohl leicht, aber die Lockspeise

Bestimmung, sonst entstehe in den einzelnen Familien Zwietracht, und da der Staat aus Familien besteht, auch im Staate. — So politisch waren die Rücksichten, welche die Besseren bei der Ehe genommen wissen wollten. Lykurgus wollte durchaus keinen Hagestolzen dulden. Als Strafe derselben setzte er fest, daß sie alle Winter auf Befehl der Ephoren nackend auf dem Marktplatz erscheinen und Spottlieder auf den Hagestolz singen mußten, daß sie bei den Kämpfen der halb nackenden Mädchen nicht zugegen seyn durften, und daß dieselben sie bei einem Feste öffentlich von Weibern um einen Altar geschleppt und mit Fäusten geschlagen wurden[77]). — Eine Ehe aber, die auf diese entwürdigende Weise eingegangen worden, was konnte sie Ehrwürdiges, was Gutes haben? — Wie wenig die Verbindung der Ehe in ihrer Würde und Bedeutsamkeit bei den Griechen aufgefaßt worden, zeigt uns besonders das Beispiel Platos, welcher für seinen thealischen Staat (im fünften Buch der Republik) die Gemeinschaft der Weiber vorschlagen konnte. Wie zweckwidrig für den Staat sowohl, als für den Einzelnen, dieser Vorschlag sei, zeigte schon Aristoteles treffend[78]). Aristoteles bemerkt richtig, das Bedürfniß der Einzelnen werde auf diese Weise doch nicht befriedigt, es würden dann wohl alle insgesammt sagen können: dies ist meine Frau, aber jeder Einzelne würde dies doch nicht sagen können; nie werde eine Sache schlechter besorgt, als wenn sie

weinen können mit dem weinenden Manne, und lachen mit dem lachenden. Plato sagte, glücklich sei die Stadt zu nennen, wo kein Unterschied zwischen Mein und Dein wäre, also muß es noch viel mehr bei einer Ehe seyn. Ja, wie die Aerzte sagen, wenn die linke Seite geschlagen wird, fühlt es die rechte, so muß das Weib und der Mann im größten wechselseitigen Mitgefühl leben. Und so wie die Frau alles mit dem Manne gemein haben muß, so endlich auch die Freunde und zwar vornämlich die größten aller Freunde, die Götter. Sie darf keine anderen Götter verehren, denn ihr Gatte. — Du nun, mein lieber Pollinnus, der du schon im Alter bist, wo du philosophiren kannst, schmücke deine Gesinnung mit trefflichen Gedanken aus, indem du nur mit Nützlichem dich beschäftigest; deinem Weibe aber, wie die Bienen überallher den Sprit zusammenführend, theile mit von dem, was du in dir trägst, sie bekannt machend mit den besten der Lehren.

Denn Vater bist du ihr worden und verehrungswürdige Mutter,
Ja auch Bruder.

Eben so geziemend ist es aber auch, daß du hörest, wenn das Weib spricht: Mann, du nun bist mir Lehrer, und Anweiser und Unterrichter der herrlichsten und göttlichsten Dinge. Denn wenn du deine Frau in solchen Dingen unterrichtest, wird sie von albernen Zeitvertreiben der Gebrauch werden. Ein Weib, das die

Weißkunst gelernt hat, wird sich schämen, zu ein-
zen; und die, welche Platos Wonne und Xeno-
phons sich freut, wird keine Zaubergesänge mit
anhören. Ohne den Mann können Weiber keine
Kinder zeugen, so muß der Mann auch in die
Seele des Weibes den geistigen Samen streuen,
um geistige Frucht zu Tage zu fördern. Du aber,
Euridike! suche stets die weisen und guten Aus-
sprüche im Sinne zu behalten, und jene Reden
immer im Munde zu führen, die du gehört hast,
als du noch bei uns warest, damit du deinen
Mann erfreuest, von den andern Weibern aber
bewundert werdest, daß du, von Niemandem ge-
putzt, dennoch geschmückt erscheinest. Die Per-
len jener Reichen, die Seide jener Ausländischen
kannst du für vieles Geld nicht erkaufen. Der
Schmuck aber einer Theano, Kleobuline, Timo-
klea, der alten Claudia und Cornelia, und was
sonst noch für berühmte Frauen gewesen sind;
diesen Schmuck kannst du umsonst dir verschaf-
fen, und dabei zugleich ruhmvoll und glücklich
leben. Denn wenn Sappho sich so viel einbil-
dete, wegen ihrer Geschicklichkeit im Dichten, so
daß sie an ein reiches Weib schrieb: „Bist du
gestorben, so wirst du im Grabe liegen, deiner
wird keiner mehr gedenken, denn du besitzest nicht
die Pierischen Rosen.“ — wie solltest du nicht
auf dich stolz sein dürfen, wenn du nicht bloß
die Rosen, sondern auch die Früchte besitzest,
welche die Musen bringen und spenden denen,
die Bildung und Weisheit erstreben?“ Ein

schönes Bild einer heidnischen Ehe edlerer Art! wie wenige mag es aber deren gegeben haben, und wie weit steht es ab von dem, was eine christliche Ehe seyn soll. Denn nicht auf die Mitglieder der christlichen Kirche, wie sie sind, müssen wir blicken, sondern wie sie nach der apostolischen Weisheit seyn sollen, und da, wo sie durch Bekehrung und Wiedergeburt zugleich Mitglieder der auferbauenden Gemeinde geworden, auch wirklich sind. Mit jedem Bestreben des Heiden, so fehlt auch einer solchen heidnischen Ehe die höhere Einheit eines geistigen Lebens. Diese höhere Einheit verleiht den christlichen Ehegatten Christus, als den Gegenstand ihrer beiderseitigen Liebe. Erst dadurch, daß Christus der Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen wird, bekommt ihr Leben eine himmlische Weihe, eine priesterliche Gestalt. Der Mann sieht nicht mehr in dem Weibe das Weib, sondern die Verklärung seines sie durchdringenden und beseelenden Erlösers, und vielleicht das Weib nicht bloß im Manne den Mann, sondern den ihn erfüllenden Geist ihres Herrn. Das Ziel ihres Lebens ist nicht, wie selbst noch in jener Platonischen Ehe, die Annehmlichkeit des Lebens selbst, sondern die Verführung in das Bild Christi, und wie der Mann hier besonders die Paulinische Seite des christlichen Lebens auffassen wird, wie von ihm auf das Weib Gleichheitsstärke, freudige Wirksamkeit, unerschütterliches Vertrauen übergehen wird, so wird die Gattin besonders die Johanneische Seite des

lebens in Christo erfassen, und Gemüthsstille, Sanftmuth, Geduld in des Mannes Seele einzuflößen wissen. In dem Kreise ihrer Kinder werden sie sich nicht blos als Erzeuger und Pfleger derselben für ein irdisches Leben befinden, sondern sie werden sich ansehn als Priester und Priesterin Gottes, als solche, welche einen neuen Bürger des Himmels geboren haben, den sie nun geschickt machen sollen, in die himmlische Gemeinde aufgenommen zu werden. Und wiederum werden die Kinder, nicht blos durch das Band der irdischen Liebe an sie gebunden seyn, sie werden auch durch die wunderbare Sympathie der geistlichen Liebe, welche von der Schrift recht mystisch „in Christo" genannt wird, sich an sie gekettet fühlen, indem sie in Vater und Mutter auch ihre Wegweiser zum Herrn anerkennen, wird der Geist des Herrn sie unzertrennlich mit denselben vereinigen.

Dies führt uns zu einer verwandten Betrachtung, zu der über die Erziehung bei den Alten. Die große Wichtigkeit derselben erkannten sie an. Sokrates bei Plato[273]) sagt hierüber zu einem, welcher ihn über die Erziehung seines Sohnes befragt: „Berathschlagung überhaupt ist eine heilige Sache. Ist aber irgend eine Berathschlagung heilig, so ist es die, welche wir jetzt anstellen wollen. Denn der Mensch kann über nichts Göttlicheres berathschlagen, als über seine eigene und seiner Angehörigen Erziehung." — Und Mis-

sanch sagt: „Zu dem vollkommenen Zustande eines Menschen muß ein Dreifaches mitwirken: Natur, Lehre und Uebung.“ Wenn aber jemand meint, daß die, welche mit schlechten Anlagen geboren sind, durch sorgfältige Lehre und Pflege nicht im Stande wären die Mängel ihrer Natur zu ersetzen, der wisse, daß er gar sehr irrt. Vernachläßigung verdirbt die Trefflichkeit der Natur, aber Unterrichtung veredelt die Schlechtigkeit derselben. Wassertropfen höhlen Felsen aus. Ja es wird selbst, was wider die Natur durch Anstrengung erstrebt wird, trefflicher, als was der Natur eigenthümlich. — So wie die Leibesglieder des Kindes gleich von der Geburt an gepflegt und gebildet werden müssen, um nicht zu verkrummen, so müssen auch gleich von Anfang an die Sitten der Kinder gehörig gebildet werden, wenn sie gerad werden sollen; denn alles, was jung ist, ist noch feucht und weich, nimmt also leicht die Eindrücke an. — Der Anfang und die Wurzel einer edeln Gesinnung ist eine angemessene Erziehung. Daher hatte Krates nicht Unrecht, der auf den höchsten Ort der Stadt sich stellte und ausrief: „O ihr Menschen! wohin laßt ihr euch treiben, die ihr den Erwerb des Vermögens über alles schätzet, euch aber wenig kümmert um die Söhne, denen ihr all' jenes Vermögen hinterlassen?“ — Allein zuerst ist hiebei zu bemerken, daß das Hauptaugenmerk bei Erziehung der Kinder nur das war, sie zu rechten Staatsbür-

gern zu bilden, daß also, eben so wie bei der Ehe der Heiden, auch bei dem Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern von der einen Seite jene zarteren Bande persönlicher Liebe unbrauchbar blieben, welche Kind und Aeltern vereinen sollen, und der andern Seite fehlte auch hier die Beziehung des Lebens des Kindes zu einer höhern Weltordnung, der jeder Mensch bei seiner Geburt geweiht, und durch die ganze Bildung seines Lebens einverleibt werden soll. — Plato in seinem Republik und im Buche von den Gesetzen widmet eine vorzügliche Sorgfalt der Theorie der Erziehungskunde. Allein er kennt auch keinen höheren Gesichtspunkt derselben, als den der Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen. So (sagt der Athener in dem Buche von den Gesetzen [275]). „Zum dritten und viertenmal läuft unsere Betrachtung auf das Ergebniß hinaus, daß Erziehung die Hinziehung und Richtung des Knaben zu demjenigen sei, was das Gesetz billigt, und die Verständigsten und Aeltesten durch die Erfahrung als das Beste erkannt haben." — Und mit derselbigen Rücksicht sagt Aristoteles [276]: „Niemand dürfte bezweifeln, daß der Gesetzgeber ganz besondere Acht haben muß auf die Erziehung der Jugend. Denn geschieht dies nicht in den Staaten, so verdirbt die Staatsverfassung. Es muß nämlich der Bürger einer jeden Verfassung auch ihr gemäß leben; indem die eigenthümliche Gesinnung jeder Verfassung diese selbst erhalten hilft, die dem-

kratische Gesinnung die Demokratie, die oligarchische die Oligarchie, und die beste Gesinnung wird immer die beste Verfassung erzeugen." — Zufolge dieser politischen Betrachtungsweise der Erziehung wurde denn auch von den Weisen der alten Welt der Staat als der vornehmste Erzieher vorgestellt. Die Gesetze sollten die rechte Bildung der Jünglinge bewürken. Daher fällt bei Plato die Erziehungskunde der Jugend zusammen mit dem Auffinden der besten Staatsgesetze. Er konnte indeß auch darum schon keine Erziehung im wahren Sinne des Worts kennen, da er die Gemeinschaft der Weiber gebilligt hatte. Aristoteles rügt nun zwar dies, wie wir gesehen haben, allein der Einfluß, den er den Aeltern auf die Erziehung gestattet, ist doch auch nur ein sehr untergeordneter. Als das Hauptmittel derselben nimmt auch er die Gesetze an [illegible]), „doch können die Staatsgesetze nur allgemeine Regeln liefern, das Besondere müssen die Aeltern durch die Erfahrung lernen, denn dieses ist etwas Zufälliges. So wird z. B., sagt Aristoteles, der Arzt allen Fieberkranken insgemein Enthaltsamkeit von Nahrung und Ruhe rathen, es kann aber auch Einzelne geben, denen dies nicht dienlich ist." — Und in der Politik sagt derselbe [378]): „Da das Ziel des Staates nur eines ist, so ist klar, daß auch die Erziehung nur eine und zwar nothwendige seyn kann, und daß hiefür alle insgesammt und nicht Jeder besonders sorgen müssen, wie etwa jetzt Jeder besonders

ders für ſeine Kinder ſorgt, indem er ihnen beſonderen Unterricht ertheilt, und welchen er will. Zugleich muß auch Keiner meinen, er ſei ſein eigner Bürger, ſondern alle ſind Bürger des Staats, denn ein Jeder iſt ein Theil des Staats, jeder einzelne Theil muß aber nicht auf das blicken, was ihm allein förderſam iſt, ſondern was dem Ganzen.“ — Zwar war nun eine ſolche durchgehende Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine in keinem Staate möglich geworden, als im Spartiſchen, allein in mehrern Hinſichten fand ſie doch in allen Griechiſchen Staaten ſtatt, wurde wenigſtens überall angeſtrebt. Nun iſt es aber gänzlich unmöglich, daß die ſtaatliche Erziehung die älterliche erſetzte. Denn nach den höchſten Begriffen von Erziehung, und das ſind eben die chriſtlichen, ſoll ja das Kind durch die geheimnißvolle Gemeinſchaft der Liebe, in der es zu den Aeltern lebt, ohne Vorſetzung irgend eines Gebotes, ſich gleichſam einleben in das höhere Leben der Aeltern, und ſo nicht nur für die Befolgung der Geſetze des irdiſchen, ſondern des himmliſchen Staates Chriſti gebildet werden [279]). Was wären Ehe-Verbindungen ohne die Freuden der Kinder-Erziehung, ohne den Genuß der Aeltern das Bild ihres eignen geiſtigen Lebens auf das Kind übergetragen zu ſehen? Auch kann ja nur die wahre Liebe des Kindes zu Vater und Mueter auf der von ihnen empfangenen geiſtigen Mittheilung, auf der geiſtigen Zeugung beruhen. Ferner iſt zu betrachten, wie we-

sokratische Gesinnung die Demokratie, die oligarchische die Oligarchie, und die beste Gesinnung wird immer die beste Verfassung erzeugen." — Zufolge dieser politischen Betrachtungsweise der Erziehungskunde kann denn auch von den Weisen der alten Welt der Staat als der vornehmste Erzieher vorgestellt. Die Gesetze sollten die rechte Bildung der Jünglinge bewirken. Daher fällt bei Plato die Erziehungskunde der Jugend zusammen mit dem Auffinden der besten Staatsgesetze. Er konnte indeß auch darum schon keine Erziehung im wahren Sinne des Wortes kennen, da er die Gemeinschaft der Weiber gebilligt hatte. Aristoteles rügt nun zwar dies, wie wir gesehen haben, allein der Einfluß, den er den Aeltern auf die Erziehung gestattet, ist doch auch nur ein sehr untergeordneter. Als das Hauptmittel derselben nimmt auch er die Gesetze an [377]), „doch können die Staatsgesetze nur allgemeine Regeln liefern, das Besondere müssen die Aeltern durch die Erfahrung lernen, denn dieses ist etwas Zufälliges. So wird z. B., sagt Aristoteles, der Arzt allen Fieberkranken insgemein Enthaltsamkeit von Nahrung und Ruhe rathen, es kann aber auch Einzelne geben, denen dies nicht dienlich ist." — Und in der Politik sagt derselbe [378]): „Da das Ziel des Staates nur eines ist, so ist klar, daß auch die Erziehung nur eine und zwar nothwendige seyn kann, und daß hiefür alle insgesammt und nicht Jeder besonders sorgen müssen, wie etwa jetzt Jeder besonders

ders

ders für seine Kinder sorgt, indem er ihnen besonderen Unterricht ertheilt, und welchen er will. Zugleich muß auch Keiner meinen, er sei sein eigener Bürger, sondern alle sind Bürger des Staats, denn ein Jeder ist ein Theil des Staats, jeder einzelne Theil muß aber nicht auf das blicken, was ihm allein förderſam iſt, ſondern was dem Ganzen." — Zwar war nun eine ſolche durchgehende Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine in keinem Staate möglich geworden, als im Spartiſchen, allein in mehrern Hinſichten und ſie doch in allen Griechiſchen Staaten hatt, wurde wenigſtens überall angeſtrebt. Nun iſt es aber gänzlich unmöglich, daß die ſtaatliche Erziehung die älterliche erſetzte. Denn nach den höchſten Begriffen von Erziehung, und das ſind eben die chriſtlichen, ſoll ja das Kind durch die geheimnißvolle Gemeinſchaft der Liebe, in der es zu den Aeltern lebt, ohne Vorſetzung irgend eines Gebotes, ſich gleichſam einleben in das höhere Leben der Aeltern, und ſo nicht nur für die Befolgung der Geſetze des irdiſchen, ſondern des himmliſchen Staates Chriſti gebildet werden [279]). Was wären Ehe-Verbindungen ohne die Freuden der Kinder-Erziehung, ohne den Genuß der Aeltern das Bild ihres eignen geiſtigen Lebens auf das Kind übergetragen zu ſehen? Auch kann es nur die wahre Liebe des Kindes zu Vater und Mueter auf der von ihnen empfangenen geiſtigen Mittheilung, auf der geiſtigen Zeugung beruhen. Ferner iſt zu betrachten, wie we-

die eheliche Liebe hier inniger und wärmer, auch war das Weib lange nicht so eingeschränkt, als bei den Griechen. Der Erfolg dieser wärmeren und innigeren Gatten-Verhältnisse zeigte sich nun auch in der Erziehung. Die Römer hatten solche Mütter, wie die treffliche Cornelia, und Väter, so ernst für die Ausbildung ihrer Kinder besorgt, wie Cato. Die Gesinnungen des letzteren über Ehe und Erziehung giebt uns Plutarch in seiner Lebensbeschreibung desselben (c. 20) so: „Er wählte lieber eine edelbürtige als reiche Frau, glaubend, es habe zwar beides Gewicht und Grund, die edelbürtigen aber, das Schlechte verschmähend, seien eher ihren Gatten zu allem Edeln bereitwillig. Wer seine Gattin oder sein Kind schlage, sagte er, lege an das größte Heiligthum die Hand. Er halte es für etwas mit Lobenswerthes, ein guter Gatte, als ein großer Senator zu seyn. Auch am Sokrates bewundere er nichts mehr, als daß er bei einem bösen Weibe und nichtswürdigen Kindern sanftmüthig und ruhig sich verhielt. Da ihm nun ein Knabe geboren war, hielt er kein Geschäft, es sei denn ein Staatsgeschäft, für so wichtig, als dabei zu seyn, wenn seine Gattin es wusch und windelte. Denn sie stillte es mit eigner Milch. Oft auch die Kindlein der Sklaven an die Brust legend, suchte sie diesen Zuneigung zu ihrem Sohn einzuflößen. Wenn seine Kinder Verstand zu bekommen anfingen, nahm er sie selbst und lehrte sie die

Schulwissenschaften, wiewohl er einen trefflichen Sklaven hatte, der sich darauf verstand und viele andere Kinder lehrte. Cato sagte, er wollte nicht, daß sein Sohn von Sklaven gescholten oder geschlagen würde, noch auch, daß er für solche Kenntnisse einem Sklaven Dank zu wissen habe." — Immer ist diese Sorgfalt des Römers für sein Kind rühmlich anzuerkennen, wenn er auch freilich den Punkt nicht trifft, darauf alles ankommt, nähmlich den, welchen Paulus als den Hauptpunkt aller Erziehung ansieht. Eph. 6. 4. —

So haben wir denn gesehen, wie das Heidenthum einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Natur ermangelte, und somit auch einer angemessenen Würdigung derselben, daß ihm also, wenn wir das Wort in einem tieferen Sinne nehmen, die Humanität fehlte, um derentwillen es gerade so sehr gepriesen wird, doch nur von denen, welche die tiefere Humanität, die das lebendige Christenthum bewirkt, nicht kennen. Dieser Mangel an Humanität offenbart sich auch noch in so manchen gottesdienstlichen und bürgerlichen Gebräuchen. Dahin ist zu rechnen das Verbot, das die Griechen den Sklaven gegeben hatten, manchen Festen der Götter, wie dem der Eumeniden, zu Rom dem des Herkules beizuwohnen, als würde durch die Anwesenheit so niedriger Menschen der Gott entehrt. Eben so gehört dahin der Gebrauch der Spartaner, zur Ehre der Artemis Orthia ihre Kinder alljährlich

dem Dionysos Omestes opferten [283]), auch Themistokles opferte mehrere vornehme Perser. Wie Dionysius von Halikarnassus erzählt [284]), pflegten die Römer noch bis in die spätesten Zeiten alljährlich gegen die Mitte Mai, in der Frühlings-Nachtgleiche unter Begleitung der Praetoren und Vestalischen Jungfrauen nach der Tiber zu ziehen, und dreißig Bilder von Menschen in den Fluß zu werfen, zum Andenken an die früheren Menschenopfer. Und Livius benachrichtigt uns, daß einst bei einer großen Gefahr des Staates ein Gallier und eine Gallierin den abwendenden Göttern begraben wurde. Wohl bemerkt bei Erzählung dieser grausamen Gottesdienste mit Recht Lactantius [285]): „Wie konnten jene Götter ihnen mehr thun, wenn dieselben auf sie stets zürnten, als jetzt, wo sie deren Begütigung so grausam erkaufen müssen?“ — Was nun den Geist der Humanität in dem bürgerlichen Leben betrifft, so gründete sich derselbe vornämlich auf die gemeinsame Liebe des Vaterlandes. Da die Liebe des Vaterlandes aber auf einer verfeinerten Selbstsucht beruht, so war sie nicht stark genug, die Wirkungen der Selbstsucht, die an und für sich schon den Einzelnen leitete, zu unterdrücken. Wo also jene fernere Selbstsucht, welche um ihres eigenen Vortheils willen darauf bedacht war, den Staat und die Mitbürger zu erhalten, nichts zu befürchten hatte, da trat auch der Hochmuth und die Habsucht der Einzelnen ungebunden wieder hervor. Es entbehrte daher selbst das öffent-

liche Leben vieler Einrichtungen der Liebe, welche erst das Christenthum veranlaßt hat. Auch hier müssen wir daran denken, daß das lebendige Christenthum keineswegs die ganze äußere christliche Kirchengemeinschaft durchdrungen hat, daß man daher, was der Geist Christi auch in dieser Rücksicht wirke, nur hie und da schauen kann, wo das christliche Leben einzelne Gemeinden angesammt hat, vornämlich aber beim Eintritt des Christenthums in die Welt. — Die Liebe, welche die Glieder der ersten christlichen Gemeinden zusammenknüpfte, zumal in einer Zeit, wo die Sittenverderbniß, Treulosigkeit und Menschenfeindlichkeit im Römischen Reiche den höchsten Grad erreicht hatte, setzte alle Heiden in Erstaunen. Der Heide Cäcilius bei Minutius Felix [246]) sagt von den ersten Christen: „Diese Geistesübereinstimmung der Christen muß ganz verdammt und vernichtet werden. Sie kennen sich durch verborgene Zeichen und Merkmale, und lieben sich gegenseitig, ehe sie sich kennen; hie und da mische sich auch bei ihnen eine wollüstige Religiosität ein, sie nennen sich wechselseitig Brüder und Schwestern." Oft hörte man die Heiden in Bezug auf die Jünger Christi erstaunungsvoll ausrufen: Seht wie sie sich lieben [247])! Ja wohl mußte den Heiden eine solche Bruderliebe unbegreiflich seyn, denn wo noch die Selbstsucht herrsche, da ist die Liebe nicht ungefärbt, die Selbstsucht aber muß da herrschen, wo Christus noch nicht unser Leben

an deren Altären so zu geißeln, daß mehrere das Leben aufgaben, wie auch jene grausame Geißelung der Arkadischen Mädchen am Altar des Dionysos. Besonders aber ist hieher zu rechnen der Gebrauch der Menschenopfer. Wie allgemein dieser schreckliche Gebrauch in den alten Zeiten im Heidenthum war, erzählt der Heide Porphyrius selbst[281]): „Bei den Rhodiern wurde am 6ten Julius dem Kronos ein Mensch geopfert. In Salamis schlachtete man im März dem Agraulus, einem Sohne Poseidons und der Nymphe Agraulis, einen Menschen; späterhin brachte man dies Opfer dem Diomedes. Den zum Schlachtopfer Bestimmten führten Jünglinge dreimal um den Altar, dann bohrte ihm der Priester eine Lanze in den Leib, und sein Leichnam ward verbrannt. In Chios und Tenedos ward dem Dionysos Omadios ein in Stücken gerissener Mensch geopfert. Wie Apollodorus berichtet, ward auch in Lakedämonien dem Ares ein Mensch geschlachtet. Eben so schlachteten auch häufig die Phönicier und Kreter Menschen. Alle Menschenopfer aber bei den verschiedenen Nationen sollen, nach dem Geschichtschreiber Pallas, ungefähr um die Zeit des Kaisers Hadrians aufgehört haben. Denn vorher ward auch im Syrischen Laodikäa jährlich eine Jungfrau geschlachtet, jetzt aber eine Hirschkuh. Das Arabische Volk der Dumatier tödtete jedes Jahr einen Knaben an ihrem heiligen Kasten, und vergrub ihn darunter. Philarchus berichtet, daß die Griechen fast nie ins Feld rückten,

ohne einen Menschen geopfert zu haben. Ich schweige von den Thrakern und Skythen: ich sage nichts von den Athenern, wie diese die Töchter des Erechtheus und der Praxithea schlachteten. Wem ist es aber unbekannt, daß noch heut zu Tage alljährlich bei dem Feste des Jupiters Latiaris in der ersten Stadt ein Mensch geschlachtet wird?" — Andere wichtige Menschenopfer macht Clemens Alexandrinus[212]) namhaft. „Eure Götter forderten, wie Seuchen Städte und Völker durchziehend, grausame und blutige Opfer. Aristomenes, der Messenier schlachtete dem Zeus Ithometes dreihundert Menschen und darunter Theopomp, den König der Lakedämonier. Die Tauricr, die am Taurischen Chersones wohnen, pflegten alle Fremden, welche aus Irrthum oder vom Sturm verschlagen an ihrer Küste landeten, sofort der Taurischen Artemis zu opfern. Zu Pelle in Thessalien ward ein Achäer dem Peleus und Chiron geopfert. Das Kretische Volk der Lyktier pflegte ebenfalls einen Menschen zu schlachten. Ein gleiches Opfer brachten nach Dositheus Erzählung die Leshier dem Dionysos. Pythokles erzählt, daß die Phokäer einen ganzen Menschen der Taurischen Diana verbrannten. Erechtheus der Attiker und der Römer Marius opferten ihre beiden Töchter, der erstere der Persephone, Marius den Diis averruncis." — Konnte doch selbst Aristides die zwei Söhne der Schwester des Persischen Königs, die er gefangen nahm,

dem Dionysos Omestes opfern [234]), auch Themistokles opferte mehrere vornehme Perser. Wie Dionysius von Halicarnassus erzählt [235]), pflegten die Römer noch bis in die spätesten Zeiten alljährlich gegen die Mitte Mai, in der Frühlings-Nachtgleiche unter Begleitung der Praetoren und Vestalischen Jungfrauen nach der Tiber zu ziehen, und dreißig Bilder von Menschen in den Fluß zu werfen, zum Andenken an die früheren Menschenopfer. Und Livius benachrichtigt uns, daß einst bei einer großen Gefahr des Staates ein Gallier und eine Gallierin den abwendenden Göttern begraben wurde. Wohl bemerkt bei Erzählung dieser grausamen Gottesdienste mit Recht Lactantius [236]): „Wie könnten jene Götter ihnen mehr thun, wenn dieselben auf sie stets zürnen, als jetzt, wo sie deren Begnügung so grausam erkaufen müssen!“ — Was nun den Geist der Humanität in dem bürgerlichen Leben betrifft, so gründete sich derselbe vornämlich auf die gemeinsame Liebe des Vaterlandes. Da die Liebe des Vaterlandes aber auf einer verfeinerten Selbstsucht beruht, so war sie nicht stark genug, die Wirkungen der Selbstsucht, die an und für sich schon den Einzelnen leitete, zu unterdrücken. Wo also jene feinere Selbstsucht, welche um ihres eigenen Vortheils willen darauf bedacht war, den Staat und die Mitbürger zu erhalten, nichts zu befürchten hatte, da trat auch der Hochmuth und die Habsucht der Einzelnen ungebunden wieder hervor. Es entbehrte daher selbst das öffent-

schen, je nachdem jeder von ihnen seine Gabe von ihm erhalten hat. Die Einen treiben auf eine feste und wahrhafte Weise böse Geister aus, so daß oft sogar selbst diejenigen, welche von bösen Geistern durch sie gereinigt worden, zum Glauben gelangen und Mitglieder der Kirche werden. Andere heilen die Kranken durch Handauflegung. Schon Manche wurden, da sie schon todt waren, erweckt und blieben noch eine ziemliche Reihe von Jahren unter uns. Und Unzählige sind die Gnadengaben, welche die Kirche in der ganzen Welt von Gott empfangen hat, und täglich im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, zum Besten der Heidenvölker anwendet, ohne zu täuschen, ohne ein Gewerbe damit zu treiben (wie jene herumstreifenden Geisterbeschwörer und vorgeblichen Zauberer), denn wie sie es umsonst von Gott empfangen, spendet sie auch umsonst damit. Sie wirkt nichts durch Anrufung von Engeln, (wie die damaligen Theosophen auf ihre vorgebliche höhere Geisterkunde sich viel zu Gute thaten, und viel durch die Verbindung mit höheren Geistern wirken zu können vorgaben (s. die Verehrung der Engel, Kolosser. 2. 18.), nichts durch Zauberformeln und andere verwegene Eingriffe in die unsichtbare Welt; sondern sie wirkt alles dadurch, daß sie mit heiligem Sinne und ohne geheime Künste ihr Gebet zu dem Herrn, der alles geschaffen, richtet, und den Namen unsers Herrn Jesu Christi anruft." Tertullian zu Carthago beruft sich im

geworden ist. Da nun jeder Christ nicht mehr das Seine sucht, sondern das, was seines Herrn ist, so ist auch nur unter wiedergebornen Christen eine wahre Liebe möglich. Und eben die Ermangelung dieser wahren, ungefärbten Liebe war ein Mangel des bürgerlichen Lebens der Heiden im Allgemeinen. Dagegen bewies sich der Segen des christlichen Geistes der Liebe auch in manchen öffentlichen Einrichtungen. Er bewies sich in der Aufhebung der Fechterspiele, welche Aufhebung das Christenthum veranlaßte, da dieselben in den Gemüthern der Kämpfer wie der Zuschauer den Sinn einer wilden Grausamkeit ernähren mußten. Selbst Heiden besserer Art hatten schon daran Anstoß genommen. So erzählt Lukian von dem Kyniker Demonax [288]), daß derselbe, als die Athener einst ein großes Schauspiel von Kampffechtern geben wollten, zu ihnen herangegangen sei, sagend: „Thut dies nicht, ohne vorher euern Altar der Barmherzigkeit umgestürzt zu haben.“ — Wie viel mehr mußten die Christen das Unmenschliche in diesen Lustbarkeiten fühlen. — Jener Geist der Liebe äußerte sich in der Gerichtspflege, in welche hernachmals das Christenthum in dem Maaße, in dem es in den verschiedenen Staaten durchdrang, einen milderen und menschenfreundlicheren Sinn übertrug, indem es z. B. die Kreuzigung aufhob, die Folter, das Vorwerfen vor wilde Thiere u. a. m., in der Lebensweise der verschiedenen Menschenklassen, welche einen milderen

Charakter annahm, und endlich in der Errichtung von milden Stiftungen, Armenhäusern, Krankenhäusern, freien Herbergen für hülfsbedürftige Fremdlinge und mehreren Anstalten dieser Art, welche dem Heidenthum fast gänzlich fremd gewesen waren, so daß die erste Errichtung von Krankenhäusern allgemeines Aufsehn unter den Heiden [213]) verursachte.

Wir schließen diese Betrachtung über die Einflüsse des Heidenthums mit den begeisterten Worten des Bischofs Athanasius, in denen er die weit um sich greifende Gewalt und umgestaltende Kraft des Evangelii schildert [214]): „Wer unter den Menschen hätte wohl so weit durchdringen können bis zu den Scythen, den Aethiopern, den Persern, den Armeniern, den Gothen oder zu denen jenseits des Oceans oder jenseits Hyrkanien oder aber an die Aegypter und Chaldäer sich wenden, an diese, welche Magie treiben und von Aberglauben ganz beherrscht werden, an jene, welche wild in wüsten Gegenden hausen, und beiden mit Muth und Weisheit predigen gegen die Anbetung der Götzen? — Wer hätte dies gekonnt, wenn nicht der Herr des Alls, die Kraft Gottes, unser Herr Jesus Christus? Er, welcher nicht bloß durch seine Jünger dort predigen ließ, sondern auch jenen Völkern die innerliche Ueberzeugung mittheilte, so daß sie hinfort nicht mehr den vaterländischen Göttern opferten, und fahren ließen die Rohheit der Sitten. Denn früher, da Griechen und Barbaren den

tung des Christenthums in der Heidenwelt bemerken. Manche wurden, bevor in ihnen selbst das Bedürfniß, Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen, erwacht war, durch leibliche Wohlthaten, welche sie von den Christen im Namen ihres von ihnen in gläubigem Gebete angerufenen Herrn empfingen, zu der Theilnahme an dem geistlichen Segen, in himmlischen Gütern hingeführt. Nachdem sie in schweren Krankheiten vergeblich menschliche Hülfe nachgesucht, insbesondere, wie dies damals häufig geschah, von heidnischen Priestern und vermeintlichen Zauberern (Goëten), welche allerlei magischen Formeln, Verräucherungen, Amuletten eine übernatürliche Heilkraft zuschrieben, nachdem sie von solchen vergebens Heilung erwartet hatten, traf es sich, daß sie mit einem Christen zusammenkamen. Da der Christ von dem Kranken hörte, daß er vergebens bei seinen Göttern Hülfe gesucht; benutzte er dies, ihm zu erzählen, wie manche Kranken Christus während seines irdischen Lebens geheilt, wie viel Aehnliches er, nachdem er zum Himmel sich erhoben, durch seine Apostel gewirkt habe. Er rief in kindlichem Glauben seinen Erlöser an, daß er auch hier die Herrlichkeit seines himmlischen Vaters offenbaren und diesen unter den Menschen verherrlichen möge. Der Kranke wurde geheilt, und so gelangte er zuerst dazu, die Nichtigkeit seiner Götzen einzusehen, den in Christo geoffenbarten Gott als den einzig wahren und dem, welchem er die Heilung von dem leiblichen Uebel verdankte,

V.

Ein Wort über das Studium der classischen Literatur.

Es ist nicht unzweckmäßig, nachdem wir auf diese Weise das Heidenthum von seiner sittlichen Seite betrachtet haben, uns zu fragen, mit welchen Erwartungen, und mit welchen Absichten nun das Studium der Alten zu betreiben sei. Wollten wir hier von dem Nutzen sprechen, den es in jeder andern als in der sittlichen Hinsicht hat, so würden wir sehr vieles anführen müssen. Sie sind ja nicht bloß die Väter alles unseres Wissens, mit Ausnahme des religiösen, sie sind ja auch noch gegenwärtig in manchen Fächern geschickte Lehrer. Ueberdies geht durch das ganze Alterthum hin ein lebenskluger, practischer Geist, welcher sich einfach der Natur anschließt, so daß wohl sehr mit Recht Johannes von Müller, (Werke, B. XV. S. 453. 454.) sagt: „Wenn die alten Erfahrungen sollen auf unsere Zeiten angewandt werden, so ist das Geheimniß, die große Kunst, jeder Sache ihren rechten Namen zu geben. Die Alten redeten nicht eine metaphysische Sprache in abstracten Begriffen, und sind darum so kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselbe bilden. Wir trachten die Natur zu kennen, die Alten fühlten und mahlten sie.“ Wie viel in den genannten Hinsichten das Studium der Alten nütze, liegt am Tage. Unter

den Theologen beweisen es Männer wie Calvin, Bucerus, Melanchthon, wie treffliche Früchte aus einer classischen Bildung auch für die Behandlung christlicher Gegenstände hervorgehen. Allein hier handelt es sich uns darum, ob dem Christen jenes Studium auch in sittlicher Hinsicht förderlich sein könne. Diese Frage bietet sich um so eher dar, als in unsern gelehrten Schulen je mehr und mehr der Wahn überhand genommen hat, es sei die classische Bildung, welche den Charakter und die Gesinnung des Jünglings bilden müsse. Dieser Ansicht muß sich der Christ, welcher den Unterschied des heidnischen und des christlichen Lebenselementes aus eigener Erfahrung kennt, bestimmt widersetzen. Der Geist des Heidenthums ist nicht nur dem Grade sondern dem Wesen nach vom Geiste des Christenthums verschieden, so daß auch das Gute des Heidenthums erst vom heiligen Geiste durchdrungen werden muß, wenn es im christlichen Sinne gut heißen soll. Himmlische Gesinnung und Sehnsucht nach einem ewigen heiligen Leben fehlt dem Dichter der alten Welt, die väterliche Hand des liebenden Gottes und der durchdringende Blick in die sündigen Untiefen unseres Herzens dem Geschichtschreiber, der Glaube, die Liebe, die Demuth und die Hoffnung der Philosophie der alten Welt, und der Dichtkunst, der Geschichtschreibung wie der Philosophie insgesammt mangelt die Einkehr in die Innenwelt. Es ist wahr, die Heiden haben manche glänzende Thaten verrichtet. Augustinus

ſagt, ſie hätten oftmals weit Größeres für ihr irdiſches Vaterland gewagt, als die Chriſten für ihr himmliſches (De civ. Dei. l. V. c. 18.) Aber darum daß jene Thaten groß waren und glänzend, waren ſie noch nicht gut. Wir müſſen hier nach der Wurzel ſragen, aus der die Aeſte kommen. Bei dem Heiden iſt es in den meiſten Fällen ſtolze Selbſterhebung, wie ſie durch die ſtoiſche Schule zum Princip des Lebens geſtempelt worden iſt. Oder iſt es nicht Selbſtſucht, die ihn zu den glänzenden Thaten treibt, ſo iſt es wohl auch oft die Stärke irgend einer angeborenen Empfindung, ſei es Vaterlandsliebe oder Gattenliebe, oder andere dergleichen Triebe des menſchlichen Herzens, welchen der Menſch ohne durch den Kampf ſie errungen zu haben, folgt, ohne ſich ſelbſt bewußt zu werden, warum? Es iſt nicht die Geſinnung der Liebe und der Demuth, die aus der Ueberwindung der ſtets ſich geltend machen wollenden Selbſtſucht hervorgegangen iſt. Ja betrachten wir ſelbſt den größten unter den Heiden, Sokrates. Gewiß ſtand ſeine Seele in Verbindung mit dem heiligen Gotte, gewiß fühlte er in ſeinem Dämonion die ihm ſelbſt unerklärliche Nähe ſeines Vaters im Himmel, aber es mangelte ihm das Anſchauen des Göttlichen in erniedrigter Knechtsgeſtalt, des Erlöſers mit der Dornenkrone, er hatte kein Ideal der wahren Heiligkeit, die ſich in der demüthigſten Liebe und in der liebevollſten Demuth offenbart. So konnte er denn auch nicht ſein eignes Herz völlig kennen lernen, ſo ſehr er es auch wünſchte, ſo fehlte ihm

den Theologen beweisen es Männer wie Calvin, Bucerus, Melanchthon, wie treffliche Früchte aus einer classischen Bildung auch für die Behandlung christlicher Gegenstände hervorgehen. Allein hier handelt es sich uns darum, ob dem Christen jenes Studium auch in sittlicher Hinsicht förderlich sein könne. Diese Frage bietet sich um so eher dar, als in unsern gelehrten Schulen je mehr und mehr der Wahn überhand genommen hat, es sei die classische Bildung, welche den Charakter und die Gesinnung des Jünglings bilden müsse. Dieser Ansicht muß sich der Christ, welcher den Unterschied des heidnischen und des christlichen Lebenselements aus eigener Erfahrung kennt, bestimmt widersetzen. Der Geist des Heidenthums ist nicht nur dem Grade sondern dem Wesen nach vom Geiste des Christenthums verschieden, so daß auch das Gute des Heidenthums erst vom heiligen Geiste durchdrungen werden muß, wenn es im christlichen Sinne gut heißen soll. Himmlische Gesinnung und Sehnsucht nach einem ewigen heiligen Leben fehlt dem Dichter der alten Welt, die väterliche Hand des liebenden Gottes und der durchdringende Blick in die sündigen Untiefen unseres Herzens dem Geschichtschreiber, der Glaube, die Liebe, die Demuth und die Hoffnung der Philosophie der alten Welt, und der Dichtkunst, der Geschichtschreibung wie der Philosophie insgesammt mangelt die Einkehr in die Innenwelt. Es ist wahr, die Heiden haben manche glänzende Thaten verrichtet. Augustinus

ſagt, ſie hätten oftmals weit Größeres für ihr irdiſches Vaterland gewagt, als die Chriſten für ihr himmliſches (De civ. Dei. l. V. c. 18.) Aber darum daß jene Thaten groß waren und glänzend, waren ſie noch nicht gut. Wir müſſen hier nach der Wurzel fragen, aus der die Aeſte kommen. Bei dem Heiden iſt es in den meiſten Fällen ſtolze Selbſterhebung, wie ſie durch die ſtoiſche Schule zum Princip des Lebens geſtempelt worden iſt. Oder iſt es nicht Selbſtſucht, die ihn zu den glänzenden Thaten treibt, ſo iſt es wohl auch oft die Stärke irgend einer angeborenen Empfindung, ſei es Vaterlandsliebe oder Gattenliebe, oder andere dergleichen Triebe des menſchlichen Herzens, welchen der Menſch ohne durch den Kampf ſie errungen zu haben, folgt, ohne ſich ſelbſt bewußt zu werden, warum? Es iſt nicht die Geſinnung der Liebe und der Demuth, die aus der Ueberwindung der ſtets ſich geltend machen wollenden Selbſtſucht hervorgegangen iſt. Ja betrachten wir ſelbſt den größten unter den Heiden, Sokrates. Gewiß ſtand ſeine Seele in Verbindung mit dem heiligen Gotte, gewiß fühlte er in ſeinem Dämonion die ihm ſelbſt unerklärliche Nähe ſeines Vaters im Himmel, aber es mangelte ihm das Anſchauen des Göttlichen in erniedrigter Knechtsgeſtalt, des Erlöſers mit der Dornenkrone, er hatte kein Ideal der wahren Heiligkeit, die ſich in der demüthigſten Liebe und in der liebevollſten Demuth offenbart. So konnte er denn auch nicht ſein eignes Herz völlig kennen lernen, ſo ſehr er es auch wünſchte, ſo fehlte ihm

daher auch die tiefe Beugung und Zerknirschung über sein Elend, die wahre Demuth, die sich auch nicht mehr den beißenden, spotthaften Ton der Belehrung erlaubt, und die kindlich-aufopfernde Liebe. Diese Güter können nur dem Christen zu Theil werden, der den Erlöser in seiner Knechtsgestalt auf Erden wandeln sieht, und seine heiligenden Kräfte im Umgange mit ihm in seine Seele aufnimmt. Weder wird daher überhaupt der Geist des Heidenthums in christlichen Lehranstalten auf den Jüngling übergetragen werden dürfen, noch wird auch der Versuch zu gestatten seyn, einzelne bessere Zweige des wilden Oelbaums auf den edeln zu verpflanzen, es sey denn, daß — was jedoch beim schwachen Jüngling nur selten vorauszusetzen ist — der neue Mensch schon so stark geworden sei, daß er, was irgend er von dem Heiden Edles entlehnt, ehe er es in sein eigenes Leben übergehen läßt, erst jenem Geiste zur Läuterung übergiebt, der alles natürlich Gute durchdringen muß, wenn es Gott wohlgefällig seyn soll. Auf denen gelehrten Schulen freilich, wo noch immer statt der Liebe Christi die Ambition und elende Eitelkeit als Reizmittel zu Fleiß und Anstrengung erregt wird, wird man schwer den Einfluß des heidnischen Geistes auf die Gemüther der Jünglinge entbehren können. Nur werden auch Lehrer jener Art schwer anzugeben vermögen, worin überhaupt ihre Methode den Menschengeist zu entwickeln und zu bilden von der in der Stoa und in den Gärten des Akademos

mos verſchieden ſei. Soll aber das Chriſtenthum nicht auch das prieſterliche — denn ſo verdient es genannt zu werden — Geſchäfft der Erziehung durchdringen und heiligen, ſo ſcheint es in der That, daß es nur als eine müſſige Statue auf der Lebensbahn der Chriſten ſteht. Mit Ernſt müſſen wir es daher wiederholen, der Geiſt des claſſiſchen Alterthums mag bilden am menſchlichen Geiſte, was er will, nur nicht die Geſinnung. Für dieſe giebt es nur einen Bildner und Lehrer, und das iſt Chriſtus und ſein Geiſt. Darum hat der Lehrer an gelehrten Schulen, welcher als Chriſt ſein Amt verwalten will, die heilige Pflicht, ſeine Zöglinge wieder und immer wieder darauf hinzuweiſen, daß der Geiſt, den Niemand kennt, als der ihn empfängt, auch bei denen, die ihn empfangen, ein anderes Leben im Gemüthe erzeugt. Und hat man irgend wo zu bedenken, daß man auch Gold zu theuer kaufen könne, ſo iſt es beim Studium des claſſiſchen Alterthums.

Wir ſchließen über denſelben Gegenſtand noch die Worte zweier älterer Kirchenlehrer an. Auguſtinus [291]) ſagt über das Studium der Alten: „Wie die Aegypter nicht blos Götzenbilder hatten und ſchwere Laſten, vor welchen die Iſraeliten mit Abſcheu flohen, ſondern auch köſtliche goldene und ſilberne Geſchirre und Gewänder, welche ſich Iſrael als zum beſſeren Gebrauch derſelben zueignete — ſo haben alle Lehren der Heiden nicht bloß Götzenbilder

und schwere und unnütze Bürden, die jeder Christ verabscheuen muß, sondern auch freie Künste und Wissenschaften, welche zum Dienste der Wahrheit tauglich sind.“ Und der Kirchengeschichtschreiber Sokrates [294]): „Die heidnische Gelehrsamkeit ist weder von Christo, noch von seinen Jüngern gebilligt worden, als wenn sie von Gott herkäme; aber auch nicht als schädlich ganz verworfen worden. Und dies ist nicht ohne Bedacht geschehen. Denn viele Philosophen unter den Heiden sind nicht weit von der Wahrheit gewesen. Zwar haben sie die Hauptsache der Lehre selbst nicht erreicht, die Erkenntniß des Geheimnisses Christi. Indeß werden auch die Feinde kräftig überwunden, wenn man wider sie ihre eigene Waffen braucht. Sonst sagt uns auch Christus und die Apostel, daß wir alles prüfen sollen, damit wir nicht betrogen werden. Dies widerfährt uns nicht, wenn wir die Waffen der Feinde erobern, und mit ihnen doch nicht einstimmen, das Böse scheuen, das Gute aber und die Wahrheit behalten, alles prüfen und brauchen. Denn das Gute gehört allezeit zur Wahrheit, es mag seyn, wo es will.“ —

Anmerkung über den Urzustand des Menschen.

Daß ein höherer Zustand des Menschengeschlechts dem niederen vorausgegangen sei, ist eine Wahrheit, welche zu allen Zeiten von den tieferen Menschen anerkannt worden ist. Wie das Kind nur unter Menschen zum Menschen wird, so wird der Mensch nur im Zusammenleben mit Menschen zum Menschen. Daher müssen wir entweder eine ewige Existenz einer menschlichen Gesellschaft annehmen, in welcher bis ins Unendliche hinaus immer einer von dem andern gebildet worden sei, oder einen Zeitpunkt, wo Gott selbst den Menschen als gebildet in seine jetzigen Lebensverhältnisse einführte. Da uns nun die Schrift berichtet, daß das erste Menschenpaar aus einem heiligen Leben in Gott herausgefallen sei in das unheilige in der Selbstsucht, so müssen wir glauben, daß der so aus seiner ursprünglichen Reinheit gefallene Mensch, in seinen gesunkenen Zustand doch noch große Anlagen und Kräfte aus jener seligeren Zeit mitgebracht habe. Wäre dem nicht so, so ließen sich auch die wichtigsten Erscheinungen der Urgeschichte nicht erklären. Woher jene tiefen Erkenntnisse in der Sternkunde, in der Meßkunde, in der Naturkunde, in der Baukunde, die wir in dem alten Indien, Chaldäa, Aegypten, China finden? Woher insbesondere jene lebendige Beschäftigung mit göttlichen Dingen, und deren ernste Verehrung? Woher kommt es, wenn die Urvölker Barbaren und halbe Thiere waren, daß bei ihnen Staat, Sitte, Wissenschaft, Kunst, alles auf Religion

ung des Christenthums in der Heidenwelt bemerken. Manche wurden, bevor in ihnen selbst das Bedürfniß, Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen, erwacht war, durch leibliche Wohlthaten, welche sie von den Christen im Namen ihres von ihnen im gläubigem Gebete angerufenen Herrn empfingen, zu der Theilnahme an dem geistlichen Segen, in himmlischen Gütern hingeführt. Nachdem sie in schweren Krankheiten vergeblich menschliche Hülfe nachgesucht, insbesondere, wie dies damals häufig geschah, von heidnischen Priestern und vermeintlichen Zauberern (Goeten), welche allerlei magischen Formeln, Verräucherungen, Amuletten eine übernatürliche Heilkraft zuschrieben, nachdem sie von solchen vergebens Heilung erwartet hatten, traf es sich, daß sie mit einem Christen zusammenkamen. Da der Christ von dem Kranken hörte, daß er vergebens bei seinen Göttern Hülfe gesucht; benutzte er dies, ihm zu erzählen, wie manche Kranken Christus während seines irdischen Lebens geheilt, wie viel Aehnliches er, nachdem er zum Himmel sich erhoben, durch seine Apostel gewirkt habe. Er rief in kindlichem Glauben seinen Erlöser an, daß er auch hier die Herrlichkeit seines himmlischen Vaters offenbaren und diesen unter den Menschen verherrlichen möge. Der Kranke wurde geheilt, und so gelangte er zuerst dazu, die Nichtigkeit seiner Götzen einzusehen, den in Christo geoffenbarten Gott als den einzig wahren und den, welchem er die Heilung von dem leiblichen Uebel verdanke,

endlich auch in seiner wichtigsten Beziehung zu dem Menschen, als den Seelenarzt anzuerkennen. Es gab in dieser verbildeten, verderbten, stürmischen, gährungsvollen Zeit, der Zeit mannigfach aufgeregter und nicht befriedigter Bedürfnisse eine große Zahl solcher, welche in einem Zustande außerordentlicher Zerrüttung ihrer geistigen Natur und ihres Nervensystems sich befanden, einer Unterdrückung des vernünftig-sittlichen Bewußtseyns durch die Uebermacht einer fremdartigen, blinden Naturgewalt, welchen unglückseligen Zustand man von der Besitznahme durch böse Geister (δαιμόνια) abzuleiten pflegte, wie die Leidenden selbst sich von einer solchen fremdartigen ungöttlichen Macht beherrscht und fortgerissen glaubten und fühlten. Herumziehende Schwärmer und Betrüger, Juden und Heiden, dergleichen die aus der Apostelgeschichte bekannten, Simon Magus, Elymas, benutzten das Unglück dieser Menschen; indem sie vorgaben, durch mancherlei Beschwörungsformeln und sinnlose Gebräuche die bösen Geister bannen zu können. Zu solchen unglücklichen Menschen kamen fromme Christen, sie nahmen an, was ihnen gesagt wurde, daß diese Menschen von bösen Geistern besessen seyen; aber sie waren auch überzeugt, daß ihr Herr siegreich sey über das Reich der Finsterniß, und alle ihre Mächte gegen Ihn und die Ihm Angehörenden nichts vermögten. In diesem Glauben riefen sie ihn an, auch hier seine siegreiche Macht zu offenbaren. Dem ge-

Weltalter, vom Paradies. Außerdem folgt auch Plato dieser Ueberzeugung, indem Sokrates im Philebus [7]) sagt: „Alles, was durch die Kunst entstanden, ist auf folgende Weise entstanden. Einst wurde, wie es mir scheint, eine Gabe der Götter an die Menschen durch einen gewissen Prometheus von den Göttern zu den Menschen herabgebracht, zugleich mit dem herrlichsten Lichte. Die Alten nun, die besser als wir sind und den Göttern am nächsten standen, haben uns überliefert, daß . . ." — Eben dahin deutet Plato in jenem Mythos, daß einst in der Urzeit Kronos selbst Hirt der Heerde der Menschen gewesen sei. Eben so sagt Aristoteles: [8]): „Von den Alten ist in Gestalt von Mythen den spätern Nachkommen die Ueberlieferung hinterlassen worden, daß die Obgenannten Götter sind, und die Gottheit die ganze Natur umfaßt — und indem nach Vermögen eine jegliche Kunst und Philosophie öfters gefunden und wieder verloren worden war, seien auch diese Lehrsätze wie Ueberreste von ihrer Weisheit bis jetzt fortgepflanzt worden." — In demselbigen Sinne sagt auch der Heide Cäcilius [9]): „Ich glaube den Vorfahren, welche in einer noch ungebildeten Zeit bei dem ersten Anfange der Welt die Götter zu Freunden oder zu Königen zu haben gewürdigt wurden." —

Haben wir nun Grund anzunehmen, daß ein Zustand höherer Geistes-Bildung und höherer Erkenntniß dem Menschen bei seinem Heraustritt aus dem seeligen und heiligen Leben in Gott blieb, so müssen wir schon im Voraus vermuthen, daß in einem solchen Zustande der Mensch auch vom göttlichen Wesen eine richtigere Erkenntniß hatte. Und so stellt es uns auch die heilige Schrift dar, welche den Abfall zum Götzendienst als die Folge eines nach dem Falle fortschreitenden Verderbniß schildert. Außerdem leitet uns auf diese Vermuthung

7) Platonis Philebus p. 142. ed. Bekker.

8) Aristoteles Metaphys. I. XI. c. 18.

9) Minutii Octav. c. VI. § 1.

die Thatsache, daß alle Sagen von sittlichem Gehalte, je mehr sie auf die Nachwelt sich fortpflanzten, desto mehr zu physischen Deutungen herabgezogen wurden. Wir haben dieses im Text, S. 15, durch einige Beispiele bestätigt. Es lassen sich dieselben noch von manchen Seiten her vermehren. So scheint es z. B. die Buddha-Religion, welche nach den glaubwürdigsten Zeugnissen erst später aus dem Brahmaismus hervorging, wiewohl sie bis in sehr hohe Zeiten hinauf neben demselben bestehend gefunden wird, nur ein mehr folgerecht und mehr physisch aufgefaßter Brahmaismus zu seyn [10]). — So finden wir in dem chinesischen Schuking, dem ältesten Religionsbuche, wie auch in der davon abgeleiteten und darauf gegründeten Philosophie, Jn-kia, die Lehre von einem höchsten Wesen, als Vater aller Dinge, die Anhänger, die Jn-kia, nennen dasselbige aber auch Hoangtien, oder: erhabner Himmel, spielen es also schon ins Physische über. Auch hat der Schuking die Lehre von persönlichen Schutzgeistern [11]). Der Yking dagegen ist ganz metaphysisch-pantheistisch. Johannes v. Müller sagt daher treffend [12]): Der Mensch trat mit wenigen, aber reinen und befriedigenden Ideen in die Welt, und es deucht mir, dieselben eingeschaffenen Ideen hin und wieder vorleuchten zu sehen. Allein, zum Wirken gemacht, verlor er sich ins Grübeln, wovon die älteste Frucht der Yking." — Besonders scheint sich dies auch im Parsismus zu bestätigen. Serwan-Akerene, die gränzenlose Zeit, welche hier über Ormusd und Ahriman steht, ist allerdings nur ein pantheistisches Urwesen, wie Krones der Griechen. Wie kam dies nun an

---

10) Man vergl. besonders den Aufsatz von Mahony: The doctrines of Boodha from the booksof the Sengaleses. Asiatic Researches. T. VII. p. 32. und Buchanan On religion and litterature of Burman. Asiat Res. T. VI. p. 136.

11) Memoires de l'Academie des Inscriptions. T. XXXVIII. p. 272. ff.

12) Johannes v. Müllers Werke B. XVI. S. 41.

Anfange des dritten Jahrhunderts in seiner Vertheidigungsschrift für die Christen, die er an den römischen Statthalter der Provinz, (den Präses Scapula) richtete, darauf, daß dieser in seinem Bureau Leute habe, welche, wie sie auch immer gegen die Christen schreien mögten, Wohlthaten von denselben empfangen hätten, „denn der Notar des Einen ist, da er von einem bösen Geiste herabgestürzt wurde (d. h. in Anfällen des Wahnsinnes, den man von der Besitznahme durch böse Geister abzuleiten pflegte, sich herabstürzte), durch einen Christen befreit worden, und von Andern der Verwandte oder der kleine Sohn. Und wie viele ehrbare Männer (denn von Leuten aus dem Volke wollen wir nicht reden) sind von bösen Geistern oder Krankheiten geheilt worden!“

So geschah es auch, daß manche durch ganz besondere Fügungen in ihrem Leben, durch außerordentliche Eindrücke der sie heranziehenden Gnade auf ihr Gemüth zuerst zum Glauben geführt wurden. Der keinesweges leichtgläubige, große Origenes sagt darüber zu den Heiden (c. Cels. L. I.): „Mag Celsus spotten über das, was ich sagen will, so muß es doch gesagt werden, daß viele wie gegen ihren Willen zum Christenthum gekommen sind, indem ein gewisser Geist plötzlich ihre Vernunft von dem Hasse gegen die christliche Lehre zu dem Eifer für dieselbe auch das Leben hinzugeben hinriß, und indem dieser ihnen im Wachen oder im Traume gewisse Bilder vor die Seele führte. Denn wir haben viel der-

Nachweiſung der Citate des Textes.

1) Buch der Weisheit c. 13 v. 8.: „Doch ſind ſie damit nicht entſchuldigt. Denn haben ſie ſo viel mögen erkennen, daß ſie konnten die Creatur hochachten, warum haben ſie nicht viel eher den Herrn derſelbigen gefunden?“ Athanaſius Apologie p. 38.: „Wie der große Künſtler Phidias aus dem Maaße und dem Geſchmack in ſeinen Statuen erkannt wird, ſo Gott aus ſeinen großen Werken.“ —

2) Buch der Weisheit C. 13. V. 14: „Und ſo ſie ſich der Macht und Kraft verwunderten, ſollten ſie billig an denſelbigen gemerkt haben, wie viel mächtiger der ſei, der ſolches alles zubereitet hat. Denn es kann ja an derſelbigen großen Schöne und Kunſt derſelbigen Schöpfer als im Bilde erkannt werden.“

3) Theophilus ad Autolyc. L. I. c. 2.

4) Athanasii Opp. omnia ed. Parisiis 1727. p. 8.

5) Philastrius Liber de Haeresibus in Biblioth. Max. Patrum Vol. IV. Pars. 1. p. 30. in der 60ſten Häreſis.

6) Schlegel, über die Weisheit der Indier S. 279.

7) Vergl. Plut. de Iside et Os. c. 48.

8) In Stobaei Serm. I. ed. Aureliae Allobr. 1609.

9) Bei Diogenes Laertius. l. 7. §. 147.

10) Plutarchus de placitis phil. l. 1. c. 7.

11) Vgl. Cicero de Nat. Deor. l. II. c. 40. — Seneca de Trenes. IV.

12) Clemens Alex. Stromata l. V. c. 12.

13) Vergl. Eusebii Praep. Evang. l. II. c. 6.

14) S. Plut. de Iside et Osiride c. 24.

15) S. Suidas unter Σεμεχ.

16) Eben ſo mehrere Apologeten, z. B. Lact. Inst. div. l. II. c. 2.

17) Dio Chrysost. Orationes ed. Reiske Or. XII. p. 405.

18) 19) Euseb. Praep. l. III. c. 7.

20) Athan. Opp. T. 1. p. 23.

21) S. Gregor d. Gr. in seinen Briefen an Serenus, und Walafried Strabo.

22) Die treffliche Stelle bei Lactanz: Nam vulgus interdum plus sapit quia tantum quantum opus est sapit. Lact. Instit. l. 3. c. 5.

23) Noctes Atticae. l. I. c. 28.

24) Lactantius, der dies weiter ausführt, bemerkt, gerade im Unglück und in Gefahr haben sie sich der Benennung Deus vornehmlich bedient, postquam metus deseruit, et pericula recessefunt, tum vero alacres ad *Deorum* templa concurrunt, his libant. De Inst. div. II. c. 1.

25) Man sehe die wichtigen Bruchstücke von Philemon, Menander, Diphilus bei Clem. Alex. Strom. l. V. und in dem Buche de Monarchia Dei.

26) S. die trefflichen Bemerkungen über die Reformation in: Georg Müller's Reliquien. Leipzig, 1806. B. 3.

27) S. Sextus Empir. adv. Mathem. VII. §. 49.

28) Clem. Alex. Strom. V. 14. Euseb. Praep. XIII. c. 13.

29) De affect. curat. disp. III. p. 780. ed. Hal.

30) Diog. Laert. III. §. 16. im Leben Platos.

31) Sext. Emp. adv. Math. X. 193.

32) Diog. Laert. IX. § 1.

33) Denselben Gedanken, daß die Heiligung des Menschen für ihn der Weg ist, die Erkenntniß des Göttlichen zu erlangen, spricht schön aus der Muhammedaner und nachherige Chalif Omar in dem Buche Ghasali's über die vierzig Grundsätze cod. ms. Bibl. Reg. Berol. p. 6. Harira erzählt, daß einst der Prophet an sie herangetreten sei, als sie gerade von der Vorherbestimmung mit einander redeten, und habe zornig sie gescholten: Was höre ich? Bin ich deswegen an euch abgeschickt? Hab' ich nicht hundertmal gesagt, darüber

sollt ihr nicht streiten? Ahmet lieber dem Omar nach! Da man ihn fragte, was die Prädestination sei, antwortete er: Ein sehr tiefes Meer. Da man die Frage wiederholte, sagte er: Ein sehr dunkler Weg. Als man aber noch einmal ihn fragte, rief er aus: Es ist ein Geheimniß, welches, da Gott es verdeckt hat, ich nicht aufhüllen will. Wer die Geheimnisse der Könige erforschen will, weicht nicht von ihren Pforten und übt eifrig ihre Gebote. So thue auch du, willst du die Geheimnisse Gottes kennen lernen." —

34) Ps. 104, 4. Du machst die Winde zu deinen Dienern u. s. w.

35) Die Posse des Aristophanes, die er Wolken benannte, war wahrscheinlich ein Spott darauf, daß Sokrates von den Götzenbildern hinweg auf den einigen Gott im Himmel verwies. So sagt nach demselben Mißverstande Juvenal von den Juden: Nil praeter nubes et coeli numen adorant.

36) Cicero de off. III. 3.

37) Stobaei Serm. ed. Aureliae Allobrog. 1609. Sermo 78.

38) Bothe Fragm. Soph. No. VI. aus Stobäus.

39) Verwandt ist der Ausspruch des Arabers Abul Hussein Nuri in Dschamis Frühlingsgarten cod. ms. Buch 1.: „Wenn Gott selbst sich jemandem verbirgt, kann kein Wegweiser und keine Nachricht zu ihm führen. Wenn unser Geliebter nicht selbst unter dem Schleier sein Antlitz hervorstreckt, vermag niemand den Schleier ihm abzuziehen, und wiederum, wenn die ganze Welt zum Schleier wird, ist nichts zu fürchten, wo Er seine Schönheit zeigt." — Dem liegt die Wahrheit zu Grunde, daß durch vollkünstliches Laufen Gott nicht gefunden wird, sondern durch Gottes Erbarmung.

40) Stobaei Eclogae ed. Heeren, No. 5.

41) De Republ. l. VI.

42) Eutyphron c. 6.

43) c. 40. p. 40. ed. Bekker.

44) Isocrates in Busuridis laudatione.
45) Dion. Halicar. Antiqq. Romanae l. II. c. 67. So auch Eusebii Praepar. Evangel. l. II, c. 8.
46) Seneca de vita beata c. 26. Mit ihm stimmt völlig überein Plinius Histor. Nat. l. II. c. 7.
47) S. Plut. Vita Periclis c. 39.
48) Plutarchus de Iside c. 26.
49) Augustinus de civ. Dei l. II. c. 14.
50) Eusebii Praep. Evang. l. IV. c. 3. δεον σεβειν ἑκαστον τα πατρια μηδε κινεῖν τα ἀκινητα.
51) 52) Minutii Octavius c. 6. §. 1.
53) Plut. De sera Numinis vindicta c. 27.
54) Strabo geographia l. I. c. 2.
55) Dieselbe Meinung von der Gewalt des Aberglaubens über die Gemüther, wiewohl er darunter nicht die heidnische Götterlehre begreift, wie Strabo und Polybius, spricht Curtius aus. Curtii De Rebus Gestis Alexandri l. IV. c. 10.: „Nulla res efficacius multitudinem regit, quam superstitio, alioquin impotens, saeva, mutabilis, ubi vana religione capta est, melius vatibus quam ducibus suis paret.
56) Reliquiae Hist. l. VI. c. 56.
57) Polybii Histor. Reliq. l. XVI. c. 12. §. 9.
58) Cicero De Natura Deor. l. I. c. 23.
59) So nennt Macrobius den Mythus eine relatio vera per figmentum und unterscheidet hier eine doppelte Art, contextio narrationis per indigna et turpia nominibus ac monstro similia, wie die Griechischen Göttergeschichten, oder: sub pio figmentorum velamine. Macrobii Saturnalia l. I. c. 2.
60) Plut. De Iside et Osiride c. 67.
61) Non posse suaviter vivi sec. Epicur. c. 21.
62) De defectu Oraculorum c. 18.
63) De Pythiae oraculis c. 24.
64) Dion. Halic. Antiqq. Rom. l. II. c. 69.
65) Tertullian (Apologeticus c. 14.) berichtet aus Varro,

daß die Römer 300, sage dreihundert Jupiter zählten.

66) Augustinus De civit. Dei l. IX. c. 23. Epist. 21. 22. Nach dieser Darstellung sind sie, wie sie Lactanz Institut. l. I. c. 3. nennt, blos satellites Dei.

67) Dieser Gegensatz zwischen der Naturanbetung der Heiden, also dem physischen Charakter ihrer Religion und der sittlichen Tendenz des Juden- und Christenthums wird häufig von den Glaubensvertheidigern ins Licht gesetzt. Besonders schön geschieht dieses z. B. von Julius Firmicus Maternus (De Errore profanarum religionum. Magna Bibl. Patrum T. IV. P. I. c. 2.), indem er dem Trauern über die physischen Naturzustände in den heidnischen Mysterien und Festen die Trauer und Sorge um sittliche Dinge entgegensetzt: „Klaget nicht in den jährlichen Festen über fremden Tod (den des Adonis, das Verschwinden der Sonne), sondern bereitet euch an jedem Jahre den Trost, dessen ihr bei eurem Tode bedürfen werdet. O armer Mensch, du freust dich, ich weiß nicht was, gefunden zu haben (nämlich die Freude über die Wiederkehr der Sonne), während du in jedem Jahre bei jenen Festen deine eigene Seele verlierst. Du findest dort nichts als ein Bild, welches du selbst aufgestellt hast. Suche vielmehr die Hoffnung des Heils, suche den Aufgang des Lichts, suche, was dem höchsten Gott dich empfiehlt, oder in seine Arme dich zurückführt. Und hast du den wahren Heilsweg gefunden, dann rufe mit lauter Stimme: εὑρήκαμεν, συγχαίρομεν (Wir haben gefunden! Wir freuen uns zusammen!), wenn du nach rechter Buße durch die Vergebung Gottes erlöset wirst."

68) Plinii Hist. Nat. l. XXXVI. c. 5.

69) Athenaei Deipnos. l. XIII. c. 84. Luciani Amores c. 15.

70) Plinii Hist. nat. l. XXXV. c. 10.

71) Plato De legib. l. II. p. 245 ed. Bekker.

72) Dionis Orationes, ed. Reiske T. I. p. 401. 399.

73) Philostratus Vita Apollonii l. IV. c. 19.

Gott waren alle Gespenster ihrer Angst verschwunden, Freudigkeit erfüllte ihr Inneres. Sie fürchteten jetzt die bösen Geister nicht mehr, denn sie wußten, daß Christus ihnen die Macht genommen, daß denjenigen, die durch Christus mit Gott verbunden seyen, keine Gewalt, welche sie auch seyn möge, schaden, keine aus der Hand des allmächtigen Vaters sie reißen könne; ja, sie hatten das zuversichtliche Vertrauen, daß ihnen selbst im Namen Jesu Christi das Reich des Bösen unterthan seyn müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus bekämpft der Apostel Paulus den Aberglauben, ihn an seiner eigentlichen Wurzel angreifend, in dem Briefe an die Colosser: „Wie könnt ihr noch die bösen Geister fürchten, da der himmlische Vater selbst euch errettet hat aus dem Reiche der Finsterniß und euch versetzet in das Reich seines lieben Sohnes, da dieser sich siegreich zum Himmel, zur Theilnahme an der göttlichen Macht seines Vaters erhoben, mit der er jetzt in der Menschheit wirkt, da er durch sein Leiden für euch mit dem himmlischen Vater euch verbunden, euch von der Herrschaft aller Mächte der Finsterniß befreit, diese in ihrer Ohnmacht gegen das durch ihn in der Menschheit gegründete Reich Gottes gleich wie besiegte und gefangene Feinde im Triumph fortgeführt und in ihrer Schmach vor der ganzen Schöpfung bloß gestellt hat, wie könnt ihr euch noch zu Sklaven eurer Gewissensangst machen, da Christus den Schuldbrief, der in eurem Gewissen gegen euch zeugte, ans Kreuz

88) Hier finden wir ganz eigentlich einen antiken heidnischen Sonntag!

89) Scipio in Cicero de Republ. l. 4. sagt: Nunquam comoedia, nisi consuetudo vitae pateretur, probare sua Theatris flagitia potuissent. August. De civit. Dei l. II. c. 9 — 13.

90) Athenaei Deipnosophistes l. VI. c. 107. pg. 248. ed. Schweigh.

91) Valerii Max. Hist. l. II. c. 5.

92) Sallustius, Bellum Catilinarium c. IX.

93) Ammiani Marc. Histor. l. XIV. 6. Virtutum omnium domicilium.

94) 1. Macc. C. 8. V. 1. 12.

95) Dionysii Hal. Antiqq. Romm. l. II. c. 6. c. 11. c. 14. c. 24. c. 34. c. 74. l. III. c. 21 I. V. c. 60. l. VII. c. 35. l. VIII. c. 37. l. X. c. 17. vergl. Creuzers Symbolik B. II. p. 996. der neuern Ausgabe, wo diese Stellen des Dionysius nahmhaft gemacht sind. Keiner hat übrigens wohl so kräftig unter den Alten ausgesprochen, was Gottesfurcht dem Staate sei, als jener herrliche, an heiligem Sinn alle anderen Alten übertreffende Plutarch. In der Schrift Adversus Colotem. c. 31. spricht er sich darüber so aus: „Die wichtigsten aller Gesetze sind die über den Glauben an die Götter, welche daher Lykurgus, Numa, Jon, Deukalion ihren Völkern allen gelehrt, indem sie ihnen durch Gebote, Eidschwüre, Orakel, Götterstimmen ein lebendiges Gefühl der Hoffnung wie der Furcht in Bezug auf die Götter einflößten. Ja, wenn du die Erde durchwandelst, magst du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Häuser, ohne Münze, ohne Theater und Gymnasium finden, aber nie wirst du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Orakel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden stehen, als ein Staat ohne den Glauben an Götter sich erhalten. Dieser

ein Sünder, wer ein Unverständiger, wer ein Unmündiger, und mit Einem Worte, wer ein Elender ist, einen solchen wird das Reich Gottes aufnehmen. Sie sagen, daß Gott den Sünder, wenn er sich wegen seiner Schlechtheit demüthigt, annehmen, den Gerechten aber, wenn er mit Tugend von Anfang an zu ihm hinaufblickt, nicht annehmen wird." So bestätigt es sich hier an dem Beispiel dieses Mannes, der bei allem Scharfsinn und Witz in göttlichen Dingen blind war, und — was dem Menschen das Nächste — sich selbst nicht kannte, daß der natürliche Mensch nichts vernimmt vom Geiste Gottes, daß es ihm eine Thorheit ist, und er es nicht erkennen kann, weil es muß geistlich gerichtet seyn, daß, indem er darüber spottet, er nur seine eigene Blindheit zur Schau stellt, daß dem Menschen sein eigenes Innere eine fremde Welt ist, bis das Wort Gottes, welches Mark und Bein durchdringt und ein Richter ist der Gedanken und Sinne des Herzens, ihm die wahre Beschaffenheit seines Innern entdeckt. Allerdings ist es Lehre des Evangeliums und tiefe Wahrheit, die Celsus nicht fassen konnte, daß der Mensch sich als Sünder erkennen, sein Elend empfinden, seine bisherige eingebildete, natürliche, aus einer ungöttlichen Schätzung der Dinge hervorgehende Weisheit für Thorheit achten, wie ein Unmündiger, ein Kind, das Reich Gottes, zu dem er durch die Gnade berufen, annehmen muß, wenn er in dasselbe eingehen will. Gäbe es freilich

einen Menschen, welcher von Anfang an das Gesetz der Heiligkeit, das der Finger Gottes in das Gewissen des Menschen eingeschrieben, in seinem Leben erfüllte, so würde der keines Erlösers bedürfen; und er würde, wie Celsus sage, freudig zu Gott hinaufblicken können. Aber ein wahrhaft heiliger Mensch würde auch am wenigsten in die Versuchung kommen, etwas aus und durch sich selbst seyn zu wollen; sein Leben würde seyn ein Leben in Gott, und daher begründet in der Demuth, dem Bewußtseyn, daß er Alles nur sey durch und aus Gott, dem Urquell alles Lebens und alles Guten. Jedoch einen solchen von Natur Heiligen giebt es nicht, Celsus redet in der Selbsttäuschung dessen, dem das Wesen wahrer Heiligkeit, wie die wahre Beschaffenheit seines Innern unbekannt ist, der den Schein für das Wesen nimmt. Der Mensch, wie er jetzt ist, muß seiner ungöttlichen Natur absterben, ehe er zum Leben in Gott gelangen kann. Mit Recht sagt Origenes gegen den Celsus (L. III. p. 154 ed. Hoeschel): „Wie erklären es für unmöglich, daß der Mensch von Anfang an mit Tugend zu Gott hinaufblicke, denn zuerst mußte das Böse in dem Menschen hervortreten.“ Es ist also für denjenigen, der nach des Celsus Meinung getrost zu Gott hinaufblicken kann, weil er keine in die Augen fallenden Sünden begangen hat, obgleich er darum in seinem Innern keineswegs wahrhaft geheiligt ist, wie für den wegen grober Sünden auch von dem Gericht der Men-

schen Verurtheilten, nur Ein Weg zu Gott, nicht allein der Weg jener Demuth, welche jedem geschaffenen Geiste, auch dem wahrhaft heiligen und seligen nothwendig und die unabänderliche Bedingung der Heiligkeit und Seligkeit für geschaffene Geister ist, sondern auch der Weg der dem gefallenen Geist nothwendigen Demüthigung seiner selbst vor Gott, indem er seine Sündhaftigkeit sich bewußt wird, und nach der Heiligkeit, die ihm nicht einwohnt, die nur aus einer höhern Quelle ihm erst mitgetheilt werden kann, sich sehne.

Mit Recht sagt Origenes gegen den Celsus (p. 155.): „Zuweilen wird der Sünder, der sich seiner eigenen Sünde bewußt wird, und der sich deshalb zur Buße hinwendet, der sich wegen seiner Sünden demüthigt, demjenigen vorgezogen, der zwar weniger für einen Sünder gehalten wird, sich selbst aber nicht als Sünder erkennt, sondern stolz ist auf einiges Gute, dessen er sich bewußt zu seyn glaubt.“ Celsus hielt zwar die Umwandelung eines in den Lastern aufgewachsenen Menschen für etwas Unmögliches, denn er kannte nicht das Gesetz des Geistes, welches gewaltiger ist als das Gesetz in den Gliedern, die Kraft Gottes, welche mächtiger ist, als die Kraft des Fleisches und Blutes, die naturbesiegende und umbildende Kraft des Christenthums. Daher setzte er zu den oben angeführten Worten hinzu: „Es ist doch Jedem offenbar, daß diejenigen, welche Natur zum Laster geneigt, und an das Laster

gewöhnt sind, Keiner nicht einmal durch Strafen, geschweige denn durch Erbarmen ganz umwandeln kann, denn die Natur ganz umzuwandeln, ist etwas durchaus Schweres.“ Ja wohl spricht er hier ein wahres Wort, daß Gesetz, Furcht und Strafen nur die äußerlichen Ausbrüche des Bösen unterdrükken und verhindern, nicht eine wahre Besserung bei dem Menschen hervorbringen können; ein wahres Wort, daß es das Schwerste sey, die Natur des Menschen umzuwandeln. Aber nur darin irrte er wieder, wenn er meinte, daß nur gewisse Menschen, bei denen die sie beseelende Selbstsucht in auffallenden Lastern sich offenbart, zur Sünde ihrer Natur nach geneigt seyen, und einer Umwandelung ihrer Natur bedürften, da doch das Prinzip der Sünde, die Selbstsucht, in wie feinen Krümmungen, unter welchem glänzenden Schein sie sich auch verbergen mag, in jedem Menschen vorherrscht, bis sie der Macht der göttlichen Liebe weichen muß. Er irrte darin, daß er das auch bei Gott für unmöglich hielt, was bei den Menschen als unmöglich erscheint, daß er der göttlichen Barmherzigkeit nicht zutraute, das wirken zu können, was nicht durch Strafen, was überhaupt durch keine Gewalt, die in den innersten Grund der menschlichen Natur einzudringen nicht vermag, gewirkt werden kann; daß er über die Erfahrungen Andrer (der Christen) aburtheilte, weil er sie nicht selbst gemacht hatte. Eine andere Erkenntniß der menschlichen Natur,

als diejenige war, welche Celsus hatte, gab das Christenthum. Es führte zwar alle Menschen, die es in sich aufnahmen, zu dem Bewußtseyn, daß sie Sünder seyen, ermangelnd des Ruhmes, der vor Gott gilt, daß ihre ursprünglich gottverwandte Natur der Herrschaft der Sünde unterliege; aber es ließ dagegen auch eine Kraft Gottes erkennen, welche die von der Sünde beherrschte Natur, in welchen Ausbrüchen sie sich auch gezeigt haben mag, unter allen Verhältnissen, zu einem neuen Leben umbilden kann. Auf Selbsterniedrigung gründete es das Bewußtseyn der höchsten Würde, nöthigte alle, auch diejenigen, die sich im Vertrauen auf ihr äußerliches, den Forderungen der Menschen entsprechendes Leben, für gerecht gehalten hatten, sich als Sünder zu erkennen, und gab allen, ohne Unterschied, so viel sie auch durch die Last der Sünden niedergebeugt seyn mogten, wenn sie nur das Geschenk der Gnade demüthig annehmen wollten, das höchste Recht, aus Gott geboren, Kinder Gottes, göttlichen Lebens theilhaft, göttlichen Geschlechts zu werden.

„Die Verderbniß der Natur," sagt Tertullian (de anima c. 41.), „ist dem Menschen zur zweiten Natur geworden, so daß doch der Seele noch einwohnt das Gute, jenes Göttliche und Ursprüngliche, jenes eigentlich Natürliche, denn was von Gott ist, kann nicht sowohl verlöscht, als nur verdunkelt werden. Verdunkelt kann es werden, weil es nicht Gott selbst, verlöscht kann es

nicht werden, weil es von Gott ist. Wie also das Licht, welches durch ein entgegenstehendes Hinderniß gehemmt wird, zwar immer bleibt, aber nicht hervorscheint, wenn das Hemmende so dicht ist; so ist auch das von dem Bösen verdunkelte Gute in der Seele nach der verschiedenen Beschaffenheit entweder ganz wirkungslos, so daß das Licht verborgen bleibt, oder es strahlt durch, wo es Freiheit findet. So giebt es einige sehr Schlechte und einige sehr Gute, und doch sind alle Seelen nur von einem Geschlecht. So ist in dem Schlechtesten etwas Gutes, und in dem Besten etwas Schlechtes. Denn allein Gott ist ohne Sünde, und unter den Menschen allein Christus ohne Sünde, weil Christus auch Gott ist. Wenn die Seele nun zum Glauben kommt, umgebildet durch die zweite Geburt aus dem Wasser, und aus der Kraft von oben, so erblickt sie sich, nachdem die Decke der alten Verderbniß von ihr hinweggenommen, in ihrem ganzen Lichte. Sie wird von dem heiligen Geiste in seine Gemeinschaft aufgenommen, und der mit dem heiligen Geiste sich vermählenden Seele folgt der Leib nach, wie ein zur Ausstattung mitgegebener Knecht, der nicht mehr der Seele, sondern dem Geiste dient." Cyprianus, der vor seiner Bekehrung über die Möglichkeit einer solchen Umwandelung der Natur, wie Celsus dachte, nur seine eigene Natur besser gekannt zu haben scheint, redet auch hier so aus seiner eigenen Erfahrung (Ep. I. ad Donat.):

„Vernimm, was erfahren werden muß, ehe es gelernt werden kann. Da ich in der Finsterniß und in blinder Nacht lag, da ich hin und her geworfen durch die Wellen der Welt, unsicher und schwankenden Schrittes umherirrte; meines eigenen Lebens unbewußt, von der Wahrheit und dem Lichte entfremdet; so hielt ich es nach meiner damaligen Sinnesart für etwas durchaus Schweres und Hartes, daß Einer von Neuem geboren werden, was er vorher war, ablegen, und obgleich seine Leibesnatur dieselbe bliebe, in der Seele und Sinnesart ein anderer Mensch werden könne. Wie, sagte ich, ist eine so große Veränderung möglich, daß auf einmal abgelegt werde, was entweder durch die natürliche Organisation angeboren oder durch lange Gewohnheit zur Natur geworden? Wie soll der Sparsamkeit lernen, welcher an reiche Mahlzeiten gewöhnt ist, wie soll, wer in Gold und Purpur zu glänzen pflegte, zu einfacher Tracht sich herablassen? Ein anderer, von Schaaren ihm huldigender Clienten umgeben, hält es für eine Strafe allein zu seyn. Immer muß, wie bisher mit anhaltenden Reizen die Trunksucht ihn einladen, der Hochmuth ihn aufblasen, der Zorn ihn entzünden, die Ehrsucht ihn anlocken, die Wollust ihn fortreißen. So sprach ich oft zu mir selbst. Denn wie ich selbst in viele Irrthümer meines früheren Lebens verpflochten war, von denen ich nicht glaubte befreit werden zu können, so diente ich den mir anklebenden Lastern

und

und an einer Besserung verzweifelnd, huldigte ich meinen schlechten Neigungen, als ob sie zu meiner Natur gehörten. Aber als, nachdem durch die Wiedergeburt der Taufe die Verderbniß des früheren Lebens hinweggenommen worden, in das mit Gott versöhnte, reine und freudige Herz das Licht von oben sich ergoß, als mich durch den vom Himmel empfangenen Geist die zweite Geburt zu einem neuen Menschen umbildete; so erhielt auf wunderbare Weise das, was mir früher zweifelhaft war, Gewißheit, es öffnete sich mir das Verschlossene, es erschien mir Licht, wo ich vorher nur Finsterniß sah, es erschien mir möglich, was ich für unmöglich gehalten, so daß ich anerkennen mußte, mein früheres Leben, wie es fleischlich erzeugt den Sünden diente, war ein irdisches Leben, das Leben, welches jetzt der heilige Geist in mir zu bessern beginnt, ist ein Leben aus Gott."

Celsus hätte mit Recht das Christenthum anklagen können, wenn es die lasterhaften Menschen durch Vorspiegelung einer magischen, von der Gesinnung unabhängigen Sündentilgung, wie die heidnischen Priester von gewissen äußerlichen Reinigungs-Ceremonien dem geängstigten Gewissen eine solche Wirkung versprochen, wenn es dadurch die lasterhaften Menschen an sich gezogen und ihnen in ihren Lastern eine falsche Sicherheit gegeben hätte, wenn aber die Menschen, welche unverbesserlich geschienen, durch das Christenthum gebessert wurden; so war dies ja nur ein desto

„Vernimm, was erfa
muß, ehe es gelernt werden
in der Finsterniß und in blinder
ich hin und her geworfen durch d
Welt, unsicher und schwankenden
herirrte; meines eigenen Lebens u
der Wahrheit und dem Lichte entfre
ich es nach meiner damaligen Sinn
was durchaus Schweres und Hartes,
von Neuem geboren werden, was er
ablegen, und obgleich seine Leibesna
bliebe, in der Seele und Sinnesart
Mensch werden könne. Wie, sagte i
so große Veränderung möglich, daß
abgelegt werde, was entweder durch
liche Organisation angeboren oder du
Gewohnheit zur Natur geworden? Wi
Sparsamkeit lernen, welcher an reiche N
gewöhnt ist, wie soll, wer in Gold und
zu glänzen pflegte, zu einfacher Tracht
ablassen? Ein anderer, von Schaaren
digender Clienten umgeben, hält es
Strafe allein zu seyn. Immer muß, w
mit anhaltenden Reizen die Trunksucht
laden, der Hochmuth ihn aufblasen, d
ihn entzünden, die Ehrsucht ihn anloc
Wollust ihn fortreißen. So sprach ich
mir selbst. Denn wie ich selbst in viele
mer meines früheren Lebens verpflochten w
denen ich nicht glaubte befreit werden
nen, so diente ich den mir anklebenden

268) Ocelli Lucani, De natura rerum, ed. Rudolphi, c. 4. p. 39.
269) Plut. in Vita Lycurgi. Athenaei Deipn. l. XIII.
270) Aristoteles, Politica, l. II. c. 2—18. ed. Schneider.
271) Xenophontis Convivium c. 2. p. 163. edit. Schneider.
272) Plut. Conjug. Praec. c. 48.
273) Platonis Theages. p. 5. ed. Bekker.
274) Plut. de liberis educandis, c. 4. 5. 6.
275) Plato de legib. l. II. p. 245. ed. Bekker.
276) Arist. Politica, l. VIII. c. 1. ed. Schneider.
277) Aristot. Ethica ad Nicom. l. X. c. 9.
278) Aristot. Politica. l. VIII. c. 1.
279) Ein solches sich Einleben in den Geist der Familie zu kennt auch Cicero an. Orat. pro Rabirio, c. 9. nur stellenweise nicht in der rechten Tiefe.
280) Plut. Vita Catonis M. c. 20.
281) Porphyr. De abstin. carnis, l. II. c. 56. ed. Rhoer. und aus ihm Euseb. Praep. Evang. l. IV. c. 16. und Cyrillus contra Julian. l. II.
282) Clem. Alex. Protreptikos, c. 5. init.
283) Plut. Vita Aristidis c. 9.
284) Euseb. Praep. Evang. l. III. c. 16.
285) Lactant. Instit. l. I. c. 21.
286) Minutii Octavius, c. 9. §. 2.
287) Tert. Apol. c. 39.
288) Luciani Demonax, c. 57.
289) Hieronymi Ep. 26.
290) Athan. Opp. T. I. p. 105.
293) August. de doctrina Christ. l. II. c. 20. und schon vor ihm machte denselben Vergleich Origenes.
294) Socratis Hist. Eccles. l. III. c. 16.

stärkerer Beweis der göttlichen Kraft des Christenthums. Darauf konnte sich mit Recht Origenes berufen: „Wenn wir die Lehre, welche Celsus eine thörichte nennt, gleichsam mit magischer Kraft wirken sehen, wenn wir sehen, wie diese Lehre auf einmal eine Menge Menschen von einem Leben zügelloser Ausschweifungen zu einem wohlgeordneten Leben, von der Ungerechtigkeit zur Güte, von der Feigheit zu einer solchen Stärke bringt, daß sie auch den Tod für die Religion verachten; wie sollten wir nicht mit Recht die Kraft dieser Lehre bewundern?" Was waren die allgemeinen Redensarten des Celsus gegen die lebendigen Beispiele, welche die Christen anführen konnten? „Was sollen wir sagen" — spricht Justinus M. zu den Heiden: — „von der unzähligen Menge derjenigen, die durch diese Lehre aus einem Leben zügelloser Ausschweifungen umgewandelt worden, denn nicht die Gerechten, nicht die Sittlichen rief Christus zur Buße, sondern die Gottlosen, die Sittenlosen, die Ungerechten, denn der himmlische Vater will lieber die Buße, als die Bestrafung des Sünders."

Wie das Evangelium zum Theil unter den offenbaren Sündern leichter Eingang fand, als unter den selbstgerechten Pharisäern, so fand es auch zum Theil unter den Unwissenden, die aber auch nichts zu wissen glaubten, unter den Ungebildeten, die aber auch keine Bildung zu haben glaubten, den Geistig-Bedürftigen, die sich nicht mit einem scheinbaren Reichthum täuschen kon-

ten und ihr Bedürfniß fühlten, leichter Eingang, als bei denen, die sich in ihrer Scheinbildung weise dünkten; welche nicht die vermeinte Weisheit dieser Welt in göttlichen Dingen als Thorheit erkennen wollten, damit ihnen von Gott Christus gemacht werde zur Weisheit. Celsus rechnet es nach seiner Art, dem Christenthum zum Schimpf an. (III. 149.), „daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetsten und bäuerischsten Menschen, eifrige Verkündiger dieser Religion waren, Menschen, welche vor Gelehrten nicht zu reden wagten, und welche nur die Weiber und die Kinder in den Familien zu gewinnen suchten." So fand das Evangelium damals, wie in späteren Zeiten, als aus der Verderbniß durch Menschensatzungen das Licht desselben wieder reiner hervortrat, am meisten Eingang unter Handwerkern, Menschen aus dem verachteten Volke, deren wesentliche Herzensbedürfnisse nicht so sehr durch erkünstelte Bildung unterdrückt waren, die, weil ihnen die Last des irdischen Lebens durch nichts erleichtert wurde, desto leichter sich mühselig und beladen fühlten, (was zwar der fern von seinem wahren Vaterlande die Last der Sünde und des Wahns tragende Mensch immer fühlen sollte, was er aber unter den täuschenden Reitzen dieser Welt so leicht vergißt) und deshalb zu dem sich hinwandten, der sie zu sich rief, um sie zu erquicken. Diese Wirkungsweise des Christenthums mußte den Menschen der damaligen Zeit um desto befremdender erscheinen; wenn sie Leute aus diesem

stärkerer Beweis der göttlichen Kraft des Christenthums. Darauf konnte sich mit Recht Origenes berufen: „Wenn wir die Lehre, welche Celsus eine thörichte nennt, gleichsam mit magischer Kraft wirken sehen, wenn wir sehen, wie diese Lehre auf einmal eine Menge Menschen von einem Leben zügelloser Ausschweifungen zu einem wohlgeordneten Leben, von der Ungerechtigkeit zur Güte, von der Feigheit zu einer solchen Stärke bringt, daß sie auch den Tod für die Religion verachten; wie sollen wir nicht mit Recht die Kraft dieser Lehre bewundern?" Was waren die allgemeinen Redensarten des Celsus gegen die lebendigen Beispiele, welche die Christen anführen konnten? „Was sollen wir sagen" — spricht Justinus M. zu den Heiden — „von der unzähligen Menge derjenigen, die durch diese Lehre aus einem Leben zügelloser Ausschweifungen umgewandelt worden, denn nicht die Gerechten, nicht die Sittlichen rief Christus zur Buße, sondern die Gottlosen, die Sittenlosen, die Ungerechten, denn der himmlische Vater will lieber die Buße, als die Bestrafung des Sünders."

Wie das Evangelium zum Theil unter den offenbaren Sündern leichter Eingang fand, als unter den selbstgerechten Pharisäern, so fand es auch zum Theil unter den Unwissenden, die aber auch nichts zu wissen glaubten, unter den Ungebildeten, die aber auch keine Bildung zu haben glaubten, den Geistig-Bedürftigen, die sich nicht mit einem scheinbaren Reichthum täuschen kon-

ten und ihr Bedürfniß fühlten, leichter Eingang, als bei denen, die sich in ihrer Scheinbildung weise dünkten; welche nicht die vermeinte Weisheit dieser Welt in göttlichen Dingen als Thorheit erkennen wollten, damit ihnen von Gott Christus gemacht werde zur Weisheit. Celsus rechnet es nach seiner Art, dem Christenthum zum Schimpf an. (III. 149.), „daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetsten und bäuerischsten Menschen, eifrige Verkündiger dieser Religion waren, Menschen, welche vor Gelehrten nicht zu reden wagten, und welche nur die Weiber und die Kinder in den Familien zu gewinnen suchten." So fand das Evangelium damals, wie in späteren Zeiten, als aus der Verderbniß durch Menschensatzungen das Licht desselben wieder reiner hervortrat, am meisten Eingang unter Handwerkern, Menschen aus dem verachteten Volke, deren wesentliche Herzensbedürfnisse nicht so sehr durch erkünstelte Bildung unterdrückt waren, die, weil ihnen die Last des irdischen Lebens durch nichts erleichtert wurde, desto leichter sich mühselig und beladen fühlten, (was zwar der fern von seinem wahren Vaterlande die Last der Sünde und des Wahns tragende Mensch immer fühlen sollte, was er aber unter den täuschenden Reitzen dieser Welt so leicht vergißt) und deshalb zu dem sich hinwandten, der sie zu sich rief, um sie zu erquicken. Diese Wirkungsweise des Christenthums mußte den Menschen der damaligen Zeit um desto befremdender erscheinen, wenn sie Leute aus diesem

Stande mit Begeisterung von Einem allmächtigen Gott, seiner Barmherzigkeit gegen die Sünder, einem Reiche Gottes, einem Leben ewiger Seligkeit reden hörten, da die Idee von einer allgemeinen, in allen Menschen zu entwickelnden Menschenwürde (das durch die Sünde verdunkelte Ebenbild Gottes in allen Menschen), von den darauf gegründeten Rechten der menschlichen Natur in allen Menschen, unter allen Verhältnissen, den Heyden fremd war; da nach der herrschenden Meinung des Alterthums und selbst der erhabensten unter den Philosophen und Gesetzgebern des Alterthums die reinere Religionserkenntniß, und insbesondere die Idee von einem Urquell alles Daseyns, (welche in den polytheistischen Religionen nicht sowohl ganz fehlte, als vielmehr in den Hintergrund gestellt worden) nur Eigenthum der wenigen, zu philosophischem Nachdenken fähigen, durch höhere Verstandesbildung ausgezeichneten Menschen werden sollte, da man meinte, daß das Volk sich nie über den Aberglauben zu einem hellen Bewußtseyn der Religion erheben könne. Auf diese ausgezeichnete Wirkung des Christenthums beriefen sich die christlichen Apologeten häufig, da sie dies durch Vergleichung des Christenthums mit den damals vorhandenen Religionssystemen der Philosophen und des Volks am besten schätzen konnten. So sagt Justinus M. (Apolog. I. 48.): „Sokrates trieb die Menschen an, nach der Erkenntniß des ihnen unbekannten Gottes mit der Vernunft zu streben, indem er

ſprach (Bei Platon im Timäus): „Den Vater und Schöpfer alles Daſeyns iſt es nicht leicht zu finden, und wenn man ihn gefunden, iſt es unmöglich, ihn Allen bekannt zu machen.“ Das, was unſer Chriſtus durch ſeine Macht gewirkt hat. Denn dem Sokrates glaubte Keiner ſo weit, daß er für dieſe Lehre hätte ſterben ſollen. Chriſto aber folgten nicht allein Philoſophen und Gelehrte, ſondern auch Handwerker und ganz unwiſſende Menſchen, und verachteten Ehre, Furcht und Tod, da hier die Kraft des unbegreiflichen Vaters iſt, nicht was durch Beweiſe menſchlicher Vernunft gewirkt werden kann.“ Athenagoras ſagt: „Bei uns könnt ihr Unwiſſende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn ſie auch den heilſamen Einfluß der chriſtlichen Lehre nicht mit Worten zu beweiſen im Stande ſind, doch den heilſamen Einfluß der aus derſelben fließenden Geſinnung durch die That bewähren.“ Und Tertullian (Apolog. I. 46.): „Jeder chriſtliche Handwerker hat Gott gefunden, und zeigt ihn dir, und weiſet dir in der That alles da, was bei Gott geſucht wird, obgleich Plato behauptet, daß der Schöpfer des Weltalls nicht leicht gefunden, und wenn man ihn gefunden, ſchwerlich Allen bekannt gemacht werden könne.“

So wie aber auch nicht immer das Chriſtenthum unter den Laſterhaften am meiſten Eingang fand, denn viele ließen ſich ja nicht zur Buße rufen, haßten die Lehre, welche ihre böſen Werke, denen ſie nicht entſagen wollten, ſtrafte, ſo wie

Stande mit Begeisterung von Einem allmächtigen Gott, seiner Barmherzigkeit gegen die Sünder, einem Reiche Gottes, einem Leben ewiger Seligkeit reden hörten, da die Idee von einer allgemeinen, in allen Menschen zu entwickelnden Menschenwürde (das durch die Sünde verdunkelte Ebenbild Gottes in allen Menschen), von den darauf gegründeten Rechten der menschlichen Natur in allen Menschen, unter allen Verhältnissen, den Heyden fremd war; da nach der herrschenden Meinung des Alterthums und selbst der erhabensten unter den Philosophen und Gesetzgebern des Alterthums die reinere Religionserkenntniß, und insbesondere die Idee von einem Urquell alles Daseyns, (welche in den polytheistischen Religionen nicht sowohl ganz fehlte, als vielmehr in den Hintergrund gestellt worden) nur Eigenthum der wenigen, zu philosophischem Nachdenken fähigen, durch höhere Verstandesbildung ausgezeichneten Menschen werden sollte, da man meinte, daß das Volk sich nie über den Aberglauben zu einem hellen Bewußtseyn der Religion erheben könne. Auf diese ausgezeichnete Wirkung des Christenthums beriefen sich die christlichen Apologeten häufig, da sie dies durch Vergleichung des Christenthums mit den damals vorhandenen Religionssystemen der Philosophen und des Volks am besten schätzen konnten. So sagt Justinus M. (Apolog. I. 48.): „Sokrates trieb die Menschen an, nach der Erkenntniß des ihnen unbekannten Gottes mit der Vernunft zu streben, indem er

ſprach (Ber Platon im Timäus): „Den Vater und Schöpfer alles Daſeyns iſt es nicht leicht zu finden, und wenn man ihn gefunden, iſt es unmöglich, ihn Allen bekannt zu machen.“ Das, was unſer Chriſtus durch ſeine Macht gewirkt hat. Denn dem Sokrates glaubte Keiner ſo weit, daß er für dieſe Lehre hätte ſterben ſollen. Chriſto aber folgten nicht allein Philoſophen und Gelehrte, ſondern auch Handwerker und ganz unwiſſende Menſchen, und verachteten Ehre, Furcht und Tod, da hier die Kraft des unbegreiflichen Vaters iſt, nicht was durch Beweiſe menſchlicher Vernunft gewirkt werden kann.“ Athenagoras ſagt: „Bei uns könnt ihr Unwiſſende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn ſie auch den heilſamen Einfluß der chriſtlichen Lehre nicht mit Worten zu beweiſen im Stande ſind, doch den heilſamen Einfluß der aus derſelben fließenden Geſinnung durch die That bewähren.“ Und Tertullian (Apolog. I. 46.): „Jeder chriſtliche Handwerker hat Gott gefunden, und zeigt ihn dir, und weiſet dir in der That alles da, was bei Gott geſucht wird, obgleich Plato behauptet, daß der Schöpfer des Weltalls nicht leicht gefunden, und wenn man ihn gefunden, ſchwerlich Allen bekannt gemacht werden könne.“

So wie aber auch nicht immer das Chriſtenthum unter den Laſterhaften am meiſten Eingang fand, denn viele ließen ſich ja nicht zur Buße rufen, haßten die Lehre, welche ihre böſen Werke, denen ſie nicht entſagen wollten, ſtrafte, ſo wie

hingegen viele gerade durch das früher schon bei ihnen erwachte sittliche Bewußtseyn, durch das früher schon bei ihnen vorhandene sittliche Streben zu dem Evangelium hingeführt wurden, sey es, daß durch den Umgang mit Christen und die Bekanntschaft mit dem Evangelium es ihnen erst klar wurde, was zu einem wahrhaft heiligen Leben erfordert werde, daß sie jetzt erkannten, wie weit ihr bisheriges Leben hinter diesem Ideal der Heiligkeit zurückstehe, die Unzufriedenheit mit ihrem Innern nun erst bei ihnen erwachend dem Arzte der Seelen sie zuführte, oder daß sie bei ihrem redlichen Streben nach Heiligkeit schon früher den Kampf zwischen dem Gesetze des Geistes und dem Gesetze in den Gliedern erfahren, und nach Erlösung aus diesem Kampfe sich gesehnt hatten, daher freudig demjenigen, der ihnen diese Erlösung verhieß, zueilten (Origenes sagt c. Cels. III. 156.: Wir können mehr solche aufweisen, welche von einem nicht ganz schlechten Leben, als solche, die von den abscheulichsten Sünden bekehrt worden). Aehnlich war es mit dem Mangel oder dem Vorhandenseyn der geistigen Bildung. Viele waren eben durch ihre Geistesrohheit und Unwissenheit, durch den Mangel alles geistigen Lebens für das Licht des Evangeliums unempfänglich, und wurden eben dadurch in der Knechtschaft des heidnischen Aberglaubens festgehalten, (wie denn zwar schon früh die Verkündiger des Evangeliums sich gedrungen fühlten, auch das arme Landvolk in seinen Hütten aufzu-

gleiches vernommen. Wenn wir dergleichen niederschreiben wollten, würden wir, obgleich wir selbst dabei gegenwärtig und Augenzeugen waren, den Ungläubigen viel zu spotten geben, sie würden glauben, daß auch wir solches erdichten; aber Gott ist Zeuge unseres Gewissens, daß wir nicht durch falsche Erzählungen, sondern durch vielfältige zuverlässige Zeugnisse Jesu göttliche Lehre bewähren wollen."

Doch alle diese äußeren Fügungen sollten nur dazu wirken, die am Irdischen klebenden Menschen, in welchen noch kein sittliches Bedürfniß, an das sich das Evangelium hätte anschließen können, erwacht war, zuerst aus ihrem Stumpfsinn zu wecken, und sie für die Verkündigung der göttlichen Lehre empfänglich zu machen. Durch eine fortgesetzte Reihe von Wundern hätte das Christenthum in der menschlichen Natur doch keine feste Wurzel fassen können, wenn es nicht durch seine innere göttliche Kraft in dieselbe eingedrungen wäre, wenn es sich nicht durch diese als dasjenige bewährt hätte, was allein alle höheren Bedürfnisse des inneren Menschen befriedigen könne. Diese göttliche Kraft des Evangeliums offenbarte sich den Heiden in dem Leben der Christen, welche verkündeten die Tugenden deß, der sie berufen hatte von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht, und als Gottes Kinder wandelten unter dem verkehrten Geschlecht, unter welchem sie schienen als Lichter in der Welt. Diese Verkündigung des Evangeliums durch das Leben wirkte

ist, alle seine Gefühle in ein künstliches System hineinzuzwingen, bald durch die Erfahrung widerlegt wird); in jene, die der menschlichen Natur tief eingepflanzten Wünsche und Bedürfnisse unterdrückende, blinde Ergebung nicht an die weisen Leitungen einer ewigen Vaterliebe, sondern an das unwandelbare Gesetz eines liebelosen, den Kreislauf der Weltentwickelung leitenden Verhängnisses, nach welchem alles einzelne Daseyn zuletzt untergehen müsse — in jene trostlosen Ideen, konnte nur ein sich überhebendes, von einem feinen Hochmuth begleitetes sittliches Gefühl oder der abstrakte Verstand, nicht das warmfühlende Gemüth sich hineinfinden. Das Verlangen nach Daseyn ist tief dem Herzen des Menschen eingeprägt — doch verlangte der Stoicismus auch hier von dem Weisen in ruhiger Ergebung dem Tode entgegenzusehn, ohne etwas von der Zukunft zu wissen, möge die Seele sich mit dem Körper auflösen, oder noch länger fortleben — indem er verkündigte dem Menschen als das letzte Ziel, daß sich seine Seele zuletzt mit allem andern Daseyn mit den Göttern selbst in den einen Lebensgeist, von dem alles ausgeflossen, wieder auflösen werde, in diesen höchsten Gott der Stoiker, eine blinde bewußtlose Kraft, welche Leben schafft, um es wieder zu verschlingen und zu zerstören. Tiefer wirkte die platonische Philosophie, welche für manche aus dem Unglauben sich emporarbeitende Zeiten und einzelne Menschen einen Uebergangspunkt zum Christenthum bildete,

auf die Gemüther der wärmeren Menschen ein. Sie entzündete in ihnen oft die Flamme einer gewaltigen Sehnsucht nach den göttlichen Dingen, welche aber, weil sie keine angemessene Nahrung fand, weil jene Sehnsucht unbefriedigt sich in unbestimmte Gefühle und der Wirklichkeit ermangelnde Dichtungen verlor, vielmehr zerstörend als erwärmend und belebend sich äußern konnte. Den Menschen, welche sich im Gedanken an die Ewigkeit und an einen unbegreiflichen, unendlichen, verborgenen Gott niedergedrückt fühlten von dem Bewußtseyn ihres beschränkten, endlichen, nichtigen Wesens, welchen die Frage schwer auf das Herz fiel: was ist der Tropfen meines Daseyns in dem unermeßlichen Meere des Unendlichen, was ist doch der Mensch, daß Gott seiner gedenke? diesen gab sie für ihr Gefühl menschlicher Schwäche keine genügende Antwort, sie gab ihrem Wunsch glauben zu können, keine feste Stütze, um sich an derselben zur Verbindung des Glaubens mit dem Unendlichen hinaufzuschwingen. Sie führte zwar den Menschen zum Bewußtseyn einer gottverwandten über die Zeit erhabnen geistigen und sittlichen Natur; aber eine feste, beruhigende Ueberzeugung von einem über das Grab hinaus fortdauernden und zur sittlichen Vollendung, zum Genusse einer ungetrübten Seeligkeit gelangenden persönlichen Daseyn gab sie dem Menschen doch nicht. Die Lehre von einer ihrem Wesen nach über Entstehen und Vergehen erhabenen, ohne Bewußtseyn des früheren Zustandes, die

ist, alle seine Gefühle in ein künstliches System hineinzuzwingen, bald durch die Erfahrung widerlegt wird, in jene, die der menschlichen Natur tief eingepflanzten Wünsche und Bedürfnisse unterdrückende, blinde Ergebung nicht an die weisen Leitungen einer ewigen Vaterliebe, sondern an das unwandelbare Gesetz eines liebelosen, den Kreislauf der Weltentwickelung leitenden Verhängnisses, nach welchem alles einzelne Dasein zuletzt untergehen müsse — in jene trostlosen Lehren, konnte nur ein sich überhebendes, von einem feinen Hochmuth begleitetes sittliches Gefühl oder der abstrakte Verstand, nicht das warmfühlende Gemüth sich hineinfinden. Das Verlangen nach Daseyn ist tief dem Herzen des Menschen eingeprägt — doch verlangte der Stoicismus auch hier von dem Weisen in ruhiger Ergebung dem Tode entgegenzusehn, ohne etwas von der Zukunft zu wissen, möge die Seele sich mit dem Körper auflösen, oder noch länger fortleben — oder er verkündigte dem Menschen als das letzte Ziel, daß sich seine Seele zuletzt mit allem andern Daseyn mit den Göttern selbst in den einen Lebensgeist, von dem alles ausgeflossen, wieder auflösen werde, in diesen höchsten Gott der Stoiker, eine blinde bewußtlose Kraft, welche Leben schafft, um es wieder zu verschlingen und zu zerstören. Tiefer wirkte die platonische Philosophie, welche für manche aus dem Unglauben sich emporarbeitende Zeiten und einzelne Menschen einen Uebergangspunkt zum Christenthum bildete,

ſpenſtern ihrer Angſt verfolgt wurden, ſchildert Plutarch in ſeinem Buche über Aberglauben und Unglauben. „Im Wachen — ſagt er — „gebrauchen ſie ihre Vernunft nicht, und im Schlafe ſind ſie von dem, was ſie beunruhigt, nicht befreit; ſtets träumt ihre Vernunft, ſtets wacht ihre Furcht, es giebt keine Flucht für ſie.“

Es konnte nichts helfen, wenn es auch für den Augenblick gelang, dieſe unglückſeligen Menſchen zu überzeugen, daß ſie ſich ſelbſt mit einer ungegründeten Furcht gemartert hatten. So lange ihre nicht bloß eingebildete, ſondern wirkliche innere Krankheit nicht geheilt, ſo lange ihr ganzer Gemüthszuſtand nicht umgebildet war; mußten immer neue Schreckbilder aus demſelben hervorgehen. Welchen Eindruck mußte nun auf ſolche Menſchen das Evangelium machen, das ſie nicht von Neuem ängſtigte durch Forderungen, welche ſie zu erfüllen, in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befanden, ſich nicht fähig fühlten; ſondern ihnen zuerſt die freie Gnade und Erbarmung des himmliſchen Vaters verkündigte, der aus lauter Liebe zu ihnen ſeinen eingebornen Sohn in die Welt geſandt, ihn die größte Leiden für ſie habe tragen laſſen, um ſie von ihrem Elende zu befreien, ſie, wie gefallne Kinder zu dem verſöhnten Vater, der Alles, was ſie geſündigt, als nicht geſchehen anſehen wolle, zurückzuführen. Nun war auf einmal die Laſt von ihrem Herzen hinweggenommen, mit dem kindlichen Vertrauen zu

Erscheinungsformen wechselnden Seele, die Lehre daß die Seelen, welche in diesem zeitlichen Leben eine besondere Stufe der Tugend und Weisheit erlangt hätten, nach ihrer Trennung vom Körper für eine lange Periode zu einem göttlichen übersinnlichen Leben erhoben würden, um erst nach Verfluß dieser langen Periode wieder durch die Macht des Verhängnisses zur Verbindung mit einem irdischen Körper herabgezogen zu werden. Diese Lehre konnte das Herzensbedürfniß der mehr praktischen als spekulativen Menschen nicht befriedigen. Das Bedürfniß der meisten Menschen verlangte eine sichere, feste Stütze des Glaubens, einen Anker, der hineingehen konnte in das unsichtbare Heiligthum, welches die Seele, ihrer Bestimmung für den Himmel und ihrer ursprünglich gottverwandten, obgleich durch die Sünde von Gott entfremdeten Natur gemäß, zu suchen sich gedrungen fühlt. Wie gewaltig dieses Bedürfniß unter den Menschen dieser Zeit sich hervordrängte, mögen die merkwürdigen Worte des heidnischen Philosophen im dritten Jahrhundert bezeugen, welcher alles aufbot, um durch die von einem vergeistigenden mystischen Platonismus in ein erkünsteltes Leben zurückgerufene hellenische Religion dies Bedürfniß auf eine täuschende Weise zu befriedigen und die Menschen durch diese Täuschung, von dem Christenthum, welchem sie durch die Macht dieses Bedürfnisses zugeführt wurden, fern zu halten. Zur Einleitung in seine deshalb veranstaltete Sammlung der alten Sch-

geheftet und vernichtet, euch Vergebung aller Sünden erworben und zugesichert hat."

„Wie könnt ihr fürchten, durch irdische vergängliche Dinge befleckt zu werden, wie könnt ihr durch Satzungen, die auf solche Dinge gerichtet sind, euch gefangen nehmen lassen, solchen Dingen eine Bedeutung für euer inneres Leben beilegen, da ihr doch mit Christo abgestorben seyd allen irdischen Dingen, mit Christo auferstanden, mit ihm, eurem innern Leben nach, in den Himmel erhoben; nach oben hin, wo Christus ist, zur Rechten Gottes, muß allein euer Glaube gerichtet seyn; euer Leben ist mit Christo verborgen in Gott, gehört nicht mehr der Erde an."

Wie demjenigen, der gekommen war, die Sünder zur Buße zu rufen, sein Umgang mit den Zöllnern und Sündern von den, auf den äußerlichen Schein einer eingebildeten Gerechtigkeit stolzen Pharisäern, zum Vorwurf gemacht worden, so rechneten gebildete Heiden, die durch keine in die Augen fallenden groben Laster an ihre Sündhaftigkeit erinnert wurden, und sich deshalb für gerecht hielten, es dem Christenthum zum Schimpf an, daß es unter Menschen, die durch Sünden berüchtigt waren, Eingang gefunden. Es stellt sich die Denkart derjenigen Menschen, welche in dieser Verblendung des Hochmuths das Christenthum glaubten verachten zu können, recht anschaulich dar in diesen Worten des Heiden Celsus: „Laßt uns hören, welche Leute von den Christen gerufen werden. Wer

ter, Clemens, nachher römischer Bischof, hier seine innere Lebensgeschichte darstellt: „Ich, Clemens konnte meine erste Lebenszeit in sittlichem Wandel zubringen, da der von Kindheit an mich verfolgende Gedanke mich von der Lust zur Betrübniß und zur Anstrengung abtrieb, denn es wohnte mir der, ich weiß nicht woher, in mich hineingekommene Gedanke ein, der mich häufig an den Tod erinnerte, daß ich nach dem Tode nicht seyn werde, und dann keiner meiner gedenken wird, indem die unendliche Zeit alles in Vergessenheit bringt. Wann die Welt geworden, und was war, bevor die Welt war? War sie von Ewigkeit her, so wird sie auch ewig fortdauern. Ist sie entstanden, so wird sie, auch einst aufgelöst werden. Und was wird nach ihrer Auflösung wieder da seyn, wenn nicht vielleicht Todtenstille und Vergessenheit (die trostlose Idee, die sich in mehreren alten Religions-Systemen Asiens findet, daß die wechselnden Formen des einzelnen Daseyns sich zuletzt in ein bewußtloses All auflösen würden, allgemeiner Tod das letzte Ziel, alles Daseyn ein wesenloses Gespenst) und vielleicht wird dann etwas seyn, das ich jetzt noch nicht begreifen kann."

„In solche und ähnliche Gedanken, ich weiß nicht woher, unaufhörlich versunken, marterte ich mich so sehr, daß ich blaß und abgezehrt wurde. Und das Schrecklichste: wenn ich einmal diese Sorge als eine unnütze von mir abwälzen wollte, so wurden meine Leiden nur noch heftiger. Ich

war unwillig darüber, ohne zu wissen, daß dieser mir einwohnende Gedanke der segnende Wegweiser zu einer seligen Unsterblichkeit mir werden sollte, wie ich nachher aus eigner Erfahrung erkannte, und dem allmächtigen Gott dafür dankte, denn durch den mich von Anfang an quälenden Gedanken wurde ich genöthigt, die Wahrheit zu suchen; und gelangte endlich dazu, sie zu finden, und als ich sie gefunden, besiegte ich diejenigen, welche ich schon aus Unwissenheit glücklich preisen wollte."

„Da ich nun von Kindheit an mit solchen Gedanken mich beschäftigte, besuchte ich die Schulen der Philosophen, um eine sichere Erkenntniß zu erlangen, und ich fand dort nichts als Systeme, aufbauen und umstürzen, vielfältigen Streit der Meinungen. Zum Beispiel siegte bald die Meinung, daß die Seele unsterblich, bald daß sie sterblich sey. Im ersten Falle freute, im zweiten betrübte ich mich, und nichts blieb endlich fest in meiner Seele. Da ich nun erkannte, daß die Sachen nicht wie sie in Wahrheit sind erscheinen, sondern wie sie von dem Menschen dargestellt werden, ergriff mich noch mehr Schwindel. Deshalb seufzte ich aus der Tiefe meiner Seele, denn ich konnte nichts Festes gewinnen, und doch konnte ich mich von diesen Sagen nicht losmachen, obgleich ich es wollte, wie ich vorhin sagte, denn obgleich ich mir oft Schweigen gebot, so weiß ich doch nicht, wie mir geschah, daß solche Gedanken sich wieder, so daß ich Freude daran empfand, bei mir einschlichen."

„Und in neue Zweifel gerathend, sprach ich zu mir, warum mühe ich mich vergebens ab, da doch die Sache klar ist? Werde ich nach dem Tode nicht mehr seyn, so sollte ich mich nicht, während ich lebe, darüber betrüben. Ich will lieber die Trübniß versparen für jene Zeit, wenn ich nicht mehr seyn werde, und mich daher auch nicht mehr werde betrüben können. Und sogleich drängte sich in mir ein anderer Gedanke auf, denn ich sprach zu mir: Wenn ich nur nicht dort noch etwas Aergeres als meine jetzige Betrübniß erleiden werde, falls ich kein frommes Leben geführt habe, und wenn ich nur nicht nach den Lehren einiger Philosophen in der Unterwelt ewigen Strafen werde überliefert werden! Ich wandte mir dann ein: aber so ist es nicht; und dann sagte ich wieder: aber wenn es so ist? Da die Sache also ungewiß ist, sagte ich, so ist es sicherer für mich, ein frommes Leben zu führen. Und wie werde ich, um des Guten willen, auf eine ungewisse Hoffnung hinblickend, die sinnlichen Begierden besiegen können? Aber ich habe auch nicht einmal eine zuversichtliche Ueberzeugung darüber, was das Gute und das Gott Wohlgefällige sey. Ich weiß nicht, ob die Seele sterblich oder unsterblich sey, ich kann keine gewisse Lehre finden, und kann doch auch vor solchen Gedanken nicht ruhen."

„Was soll ich nun thun? Ich will nach Aegypten reisen, mir die Hierophanten und Propheten (nicht Weissager, sondern Offenbarer) der

dortigen Mysterien zu Freunden machen, ich will einen Zauberer suchen, und wenn ich einen auffinde, ihn durch große Summen bewegen, einen Geist mir zu citiren, als ob ich ihn über eine Sache befragen wolle. Meine Frage aber wird die Unsterblichkeit der Seele betreffen. Ich werde nicht auf die Antwort des Geistes warten, sondern dessen Anblick, dessen Erscheinung wird mir schon hinreichender Beweis seyn, und ungewisse Worte werden mir was ich durch den Augenschein erfahren habe, nicht umstürzen können. Doch theilte ich diese meine Absicht einem mir bekannten Philosophen mit, welcher mir aus vielen Gründen rieth, dies nicht zu wagen. Denn — sagte er — wird die Seele dem Zauberer nicht gehorchen, so wirst du, weil du den Gesetzen, welche dies verbieten, entgegen gehandelt hast, in Gewissensangst leben. Wenn sie aber dem Rufe folgt, so wirst du, neben der Gewissensangst, auch in den Dingen der Religion kein Gedeihen mehr haben, weil du solches gewagt hast, denn die Gottheit soll gegen diejenigen zürnen, welche die Seelen der Abgeschiedenen beunruhigen."

„Da ich dies hörte, hatte ich zwar nicht mehr solche Lust, dies zu versuchen, aber ich gab doch mein früheres Vorhaben noch nicht auf, es schmerzte mich nur, mich von der Ausführung desselben zurückgehalten zu sehn."

In dieser Stimmung des Suchens, Wünschens, Zweifelns, Schwankens befand sich Cleo-

als diejenige war, welche Celsus hatte, gab das Christenthum. Es führte zwar alle Menschen, die es in sich aufnahmen, zu dem Bewußtseyn, daß sie Sünder seyen, ermangelnd des Ruhmes, der vor Gott gilt, daß ihre ursprünglich gottverwandte Natur der Herrschaft der Sünde unterliege; aber es ließ dagegen auch eine Kraft Gottes erkennen, welche die von der Sünde beherrschte Natur, in welchen Ausbrüchen sie sich auch gezeigt haben mag, unter allen Verhältnissen, zu einem neuen Leben umbilden kann. Auf Selbsterniedrigung gründete es das Bewußtseyn der höchsten Würde, nöthigte alle, auch diejenigen, die sich im Vertrauen auf ihr äußerliches, den Forderungen der Menschen entsprechendes Leben, für gerecht gehalten hatten, sich als Sünder zu erkennen, und gab allen, ohne Unterschied, so viel sie auch durch die Last der Sünden niedergebeugt seyn mogten, wenn sie nur das Geschenk der Gnade demüthig annehmen wollten, das höchste Recht, aus Gott geboren, Kinder Gottes, göttlichen Lebens theilhaft, göttlichen Geschlechts zu werden.

„Die Verderbniß der Natur," sagt Tertullian (de anima c. 41.), „ist dem Menschen zur zweiten Natur geworden, so daß doch der Seele noch einwohnt das Gute, jenes Göttliche und Ursprüngliche, jenes eigentlich Natürliche, denn was von Gott ist, kann nicht sowohl verlöscht, als nur verdunkelt werden. Verdunkelt kann es werden, weil es nicht Gott selbst, verlöscht kann es

vaten lieben, und der denjenigen zu trinken giebt, welche das Wasser des Lebens trinken wollen *). Und derselbe nennt das Wort der Wahrheit und der Weisheit, brennender und heller leuchtend als die Kraft der Sonne, es dringe, sagt er, in die Tiefen des Herzens und des Geistes ein (l. c. 350.). So war der durch frommen Eifer und wissenschaftliche Erkenntniß ausgezeichnete Bischof Dionysius von Alexandrien im dritten Jahrhundert durch Prüfung verschiedener Systeme zum Christenthum gekommen. Indem er alles zu untersuchen und zu prüfen pflegte, war ihm dieses, wie er selbst sagt, der Weg zum Glauben geworden. (Euseb. hist. eccles. 7. 7.) In den Systemen mancher christlichen Theosophen des Orients (der Gnostiker), welche aus einer Vermischung christlicher Ideen mit schon vorhandenen Denk- und Anschauungsweisen des Orients gebildet worden, läßt sich eine deutliche Spur davon auffinden, daß jene merkwürdigen Männer mit einer über die Gränzen der Menschheit hinausstrebenden Sehnsucht die räthselhaften Bruchstücke aus dem grauen Alterthum herstammender Religionssysteme durchsucht hatten, bis sie von der alles überstrahlenden Herrlichkeit der Offenbarung Gottes im Evangelium angezogen wurden. Wenn gleich sie nur von der einen

*) Της καλης πετρας και ζων υδωρ ταις καρδιαις των δι αυτου αγαπησαντων τον πατερα των ολων βρυουσης και ποτιζουσης τους βουλομενους το της ζωης υδωρ παιν. 342. l. c.)

„Vernimm, was erfahren werden muß, ehe es gelernt werden kann. Da ich in der Finsterniß und in blinder Nacht lag, da ich hin und her geworfen durch die Wellen der Welt, unsicher und schwankenden Schrittes umherirrte; meines eigenen Lebens unbewußt, von der Wahrheit und dem Lichte entfremdet; so hielt ich es nach meiner damaligen Sinnesart für etwas durchaus Schweres und Hartes, daß Einer von Neuem geboren werden, was er vorher war, ablegen, und obgleich seine Leibesnatur dieselbe bliebe, in der Seele und Sinnesart ein anderer Mensch werden könne. Wie, sagte ich, ist eine so große Veränderung möglich, daß auf einmal abgelegt werde, was entweder durch die natürliche Organisation angeboren oder durch lange Gewohnheit zur Natur geworden? Wie soll der Sparsamkeit lernen, welcher an reiche Mahlzeiten gewöhnt ist, wie soll, wer in Gold und Purpur zu glänzen pflegte, zu einfacher Tracht sich herablassen? Ein anderer, von Schaaren ihm huldigender Clienten umgeben, hält es für eine Strafe allein zu seyn. Immer muß, wie bisher mit anhaltenden Reizen die Trunksucht ihn einladen, der Hochmuth ihn aufblasen, der Zorn ihn entzünden, die Ehrsucht ihn anlocken, die Wollust ihn fortreißen. So sprach ich oft zu mir selbst. Denn wie ich selbst in viele Irrthümer meines früheren Lebens verpflochten war, von denen ich nicht glaubte befreit werden zu können, so diente ich den mir anklebenden Lastern

und

eines verborgenen Gottes zu dem klaren, lebendigen und belebenden Bewußtseyn der innigen Verbindung mit einem in Christo geoffenbarten Gott machte. Die Idee von Einem Urheber und Urquell alles Daseyns, in dem wir leben, weben und sind, von dessen Geschlechte wir sind und der nicht fern ist von einem Jeden unter uns, diese Idee liegt der geistigen und sittlichen Natur des Menschen tief zum Grunde. Aber wenn sie nur als dunkele Ahnung in dem Hintergrunde des menschlichen Bewußtseyns bleibt, wenn sie nicht als beseelendes Princip in das ganze Leben eingreift, das ganze Leben in Beziehung auf dieselbe aufgefaßt wird, so ist sie etwas durchaus unfruchtbares, sie wird endlich ganz von dem Menschen vergessen, und diese übertragen das Gefühl des Göttlichen, das ihnen einwohnt, auf die Mannichfaltigkeit der großen Gegenstände, welche mächtig auf ihre Sinne einwirken, und verfallen in Polytheismus. Es half nichts, wenn nachdenkende Männer die abstrakte Erkenntniß von einer höchsten Einheit hatten, diese konnte, wie dies auch die alten Weisen und Gesetzgeber einsahen, dem Volksbewußtseyn nicht nahe gebracht und nicht in demselben lebendig fortgepflanzt werden. Nicht durch Ueberlieferung einer abstrakten Gotteserkenntniß, sondern nur dadurch, daß das Leben jedes Einzelnen in eine persönliche Beziehung zu einem nicht mehr als verborgen gedachten, sondern als unmittelbar eingreifend in die menschliche Natur, in seiner le-

hendigen Offenbarung erkannten Gott gesetzt wurde, nur dadurch konnte das Heidenthum von Grund aus vernichtet werden. In der verschiedenen eigenthümlichen Art, wie zum Christenthum übergetretene Heiden jenes lebendige und ihr ganzes Innere erfüllende und durchdringende Gottesbewußtseyn im Verhältniß zu ihrer frühern Denkart aussprachen, läßt sich die Verschiedenheit jener Richtungen und Wege, von welchen aus die Menschen zum Christenthum gekommen waren, wieder erkennen.

Auf die gewöhnliche Frage der sinnlichen Heiden an die Christen: Wer ist denn der Gott, den ihr im Verborgenen ohne allen sinnlichen Cultus, ohne Bilder, Tempel, Altäre verehrt, antwortete Theophilus von Antiochien: „Er ist es, dessen Hauch das All belebt; wenn Er seinen Hauch zurückhält, sinkt das All in Nichts. Du kannst nicht reden, ohne von ihm zu zeugen, von Ihm zeugt dein Lebensathem — und Ihn kennst du nicht. Das geschieht dir wegen der Blindheit deiner Seele, der Verstockung deines Herzens. Gott wird von denen gesehen, welche ihn sehen können, wenn sie das Auge der Seele offen haben. Alle haben Augen; aber Einiger Augen sind verfinstert und sehen das Sonnenlicht nicht, und es folgt nicht daraus, weil die Blinden nicht sehen, daß das Sonnenlicht auch nicht scheinen sollte; sich selbst und ihre eigne Augen mögen die Blinden anklagen. So hast auch du, o Mensch, die Augen deiner Seele verfinstert

durch die Sünde. Der Mensch muß die Seele rein haben, gleich einem hellen Spiegel. Wenn Sünde im Menschen, gleich wie Rost auf dem Spiegel ist, kann ein solcher Mensch Gott nicht sehn. Aber wenn du willst, kannst du geheilt werden. Gieb dich dem Arzt hin, und Er wird die Augen deiner Seele und deines Herzens öffnen. Wer ist der Arzt? Der Gott, welcher heilt und lebendig macht durch sein Wort." So zeigt Theophilus dem Heiden, daß der Mensch durch die Entfremdung von Gott vermöge seiner innern Verderbniß gehindert werde, die durch alles Daseyn ihm entgegentretende Offenbarung Gottes zu vernehmen (Vergl. Röm. 1, 20 u. 18.) und also suchen müsse, von dieser Verderbniß befreit zu werden, um in einem geheiligten Herzen das Bild eines geheiligten Gottes abzuspiegeln. Er weiset mit Recht, wie er dies bei seinem Uebertritt aus dem Heidenthum zum Christenthum erfahren hatte, darauf hin, daß die wahre Gotteserkenntniß nicht als etwas Abstraktes durch gewisse Begriffe von außen her dem Menschen mitgetheilt werden könne, sondern nur auf eine lebendige Weise von einer Wiedergeburt des innern Lebens ausgehen müsse.

Männer, welche vor ihrem Uebertritt zum Christenthum die verschiedenen Systeme der alten Philosophen durchforscht hatten, erinnerten sich nun mit Freude an die über den Volksaberglauben sich erhebenden reineren aus dem durch die Philosophie entwickelten religiösen Bewußtseyn

hervorgehenden religiösen Ideen, welche ihnen dort waren mitgetheilt worden. Von dem Mittelpunkt des Christenthums aus konnten sie nun in allen zerstreuten Spuren der Wahrheit etwas Verwandtes erkennen und vom beigemischten Falschen es sondern, wie sich Clemens von Alexandrien ausdrückt: „das durch menschlichen Irrthum zerstreute wieder zu Einem harmonischen Ganzen der Wahrheit verbinden und so ohne Gefahr die Wahrheit erkennen. (Clem. Stromat. I. 298.)"

Einem Tertullian hingegen, dessen Richtung mehr zum Leben als zur Wissenschaft hinging, der die Spekulation als Verfälscherin des Ursprünglichen haßte, ihm erschien die Stimme der ursprünglichen, gottverwandten Natur des Menschen am stärksten und unverdächtigsten, wo sie in dem einfachen ungebildeten Menschen in unwillkührlichen Aeußerungen hervorbricht. Er wollte zeigen, wie selbst die Herrschaft des Wahns das ursprüngliche Gottesbewußtseyn nicht ganz unterdrücken könne. „Ich rede zu die Seele," (sagt er in seinem Buche de testimonio animae), „die du nicht durch Schulen gebildet, nicht in Büchern gelehrt bist, nicht menschlicher Weisheit voll, auf dich einfältige, ungebildete und unwissende berufe ich mich, wie du bei denen bist, die nichts als dich haben, wie du auf dem Markte und in der Werkstätte erscheinst. Ich fordere das von dir, was du mit dir dem Menschen zuführst, was du entweder aus dir

ſelbſt oder von deinem Schöpfer, wer er ſey, fühlen gelernt haſt. Wir hören dich öffentlich und mit voller Freiheit, was uns nicht verſtattet wird, zu Hauſe und außer dem Hauſe ſo ausrufen: Was Gott giebt, wenn Gott ſo will. Durch dieß Wort bezeugſt du das Daſeyn eines Gottes, ſchreibſt ihm alle Gewalt zu, nach deſſen Willen du hinſiehſt, du leugneſt auch das Daſeyn der übrigen Götter, indem du dieſe mit ihren beſonderen Namen nennſt. Auch was wir von dem Weſen Gottes ſagen iſt dir nicht verborgen. Es iſt dein Wort: Der gute Gott, Gott giebt das Gute. Du ſetzeſt in der That hinzu: Aber der Menſch iſt ſchlecht. So deuteſt Du durch dieſen Gegenſatz an, daß der Menſch eben deshalb ſchlecht ſey, weil er ſich von dem guten Gott entfremdet. Auch in dem, was wir für den heiligſten Grund der Lehre und des Lebens halten, in dem Glauben, daß Gott allein die Quelle des Guten für den Menſchen ſey, kommen wir überein. Gott ſegne dich, ſagſt du ſo leicht, als es dem Chriſten nothwendig iſt zu ſagen. — „Gott ſieht alles; ich empfehle es Gott; Gott wird es vergelten; Gott wird zwiſchen uns richten.“ Woher ſolche Ausſprüche der Nicht-Chriſten? Ja, während ſie oft den Göttern huldigen?“ — Er nennt dieſe Ausſprüche der gottbewußten Seele: „Die Lehre der urſprünglichen Natur, im Stillen anvertraut dem angebornen Bewußtſeyn.“ Was Wunder, wenn ſie von Gott herſtammend daſſelbe ausſpricht, was

Gott den Seinen zu erkennen verliehen hat! In seinem Apologetikus nennt er diese unwillkührlichen Aeußerungen der Menschen das Zeugniß der Seele, welche von Natur eine Christin ist (testimonium animae naturaliter christianae). „Und indem sie solches ausspricht — sagt er — sieht sie nicht zum Capitol, sondern zum Himmel hinauf, denn sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes, von ihm und von dorther stammt sie ab. Obgleich in dem Kerker des Körpers eingeschlossen, obgleich durch schlechte Unterweisung gefangen genommen, obgleich durch Lüste und Begierden entkräftet, obgleich Sklavin der falschen Götter, doch wenn sie wie aus einem Rausche, wie aus einem Schlafe, wie aus einer Krankheit zur Besinnung kommt, und zu einem Gefühl der Gesundheit gelangt, nennt sie Gott mit dem Namen allein, der dem wahren Gott eigen ist" (Apolog. c. 16.)

Wenn Tertullian mit Recht in dem Christenthum die Offenbarung des Gottes erkannte, der nie ganz verborgen seyn, nie ganz dem Menschen fehlen könne, der sich immer erkennen, immer vernehmen lasse, für den unser ganzes Daseyn zeuge und in dem es ruhe, der nicht, bewiesen zu werden brauche, der dadurch bewiesen werde, daß er nicht verleugnet werden könne (c. Marcion. I. c. 10. 11.), so wurde hingegen das warme Herz des Marcion so hingerissen von der Herrlichkeit der Offenbarung Gottes in Christo, daß er ausrief: Der Gott der Heiligkeit und

Liebe, den ich im Evangelium finde, war der Welt bisher ganz fremd; weder die Natur, noch die Vernunft konnte zu ihm hinweisen; der Gott, den Natur und Vernunft verkündeten, ist nicht jener höchste in Christo geoffenbarte Gott. In der beschränkten, schwachen Natur des Menschen ist nichts diesem allmächtigen, heiligen Gott Verwandtes, erst das Christenthum hat ein aus diesem Gott herfließendes, göttliches Leben dem Menschen mitgetheilt, durch das er sich über die ganze endliche Schöpfung zur Gemeinschaft mit diesem unendlichen Wesen der Heiligkeit und Liebe erhebt.“ Wenn gleich hier Wahres und Falsches vermischt ist, so erkennen wir doch daraus, wie außerordentlich und neu das, was das Christenthum von Gott den Menschen mittheilte und die Wirkung desselben in der Menschheit, dem Gemüth eines warmen Heiden erscheinen konnte, wie er, wenn er die Welt, in welche das Christenthum ihn versetzte, mit der Welt, in der er früher gelebt hatte, die ihn umgab, die er im Alterthum vor sich sah, verglich, nun glauben konnte, daß kein Vermittelungspunkt zwischen diesen beiden Welten möglich sey!

III.

Das Verhältniß der christlichen Kirche zu der heidnischen Welt, in welche sie eintrat.

Die Idee einer die Bedürfnisse der menschlichen Natur als solchen zu befriedigen bestimm-

ten, daher für den Menschen unter allen verschiedenen äußeren Verhältnissen geeigneten, über alle irdischen Bildungsformen der Menschheit erhabenen Religion, die Idee einer Religion der Menschheit war dem Alterthum fremd. Der Gegner des Christenthums, Celsus, sagt, ganz unverständig müsse der seyn, welcher glauben könne, daß Hellenen und Barbaren, in Asien, Europa und Libyen, alle bis zu den Gränzen der Erde zur Annahme Einer Religionslehre sich vereinigen würden (Orig. c. Cels. L. V. 438.). Alle alte Religionen waren Volks- und Staats-Religionen, und dies galt insbesondere bei den Römern, bei denen der politische Gesichtspunkt überall und auch in der Religion vorherrschend war. Der öffentliche Abfall der Staats-Bürger von der Staats-Religion, die Einführung einer fremden oder neuen, vom Staate nicht als gesetzmäßig anerkannten Religion (religio illicita) erschien als ein Staatsverbrechen. So wurde daher auch der Uebertritt römischer Bürger oder Unterthanen zum Christenthum von Anfang an angesehen. „Eure Religion ist etwas ungesetzliches (non licet esse vos),“ war der gewöhnliche Vorwurf, der den Christen ohne Rücksicht auf den Inhalt ihrer Religion gemacht wurde; dazu kam nun noch der auffallende Unterschied zwischen dem Christenthum und allem, was man bisher Religion zu nennen pflegte. — Da doch alle anderen Religionen aus dem grauen Alterthum überlie- te Heiligthümer bestimmter Völker sind, so ist

hingegen eure Religion von Anfang an mit Aufruhr entstanden, Empörung gegen die durch ihr Alter ehrwürdige, wenn gleich wegen ihrer Unduldsamkeit tadelnswerthe, Religion der Ebräer war ihr Ursprung, und sie droht nun überall die vorhandenen Heiligthümer und somit die durch heilige Sitten und Gebräuche befestigte Ordnung der Dinge umzustürzen. Seht doch, wie eure Religion sich von allem, was man bisher Religion zu nennen pflegte, unterscheidet: keine Tempel, keine Altäre, keine Bilder, keine Opfer. Wie paßt eine solche Religion, die nichts für die Sinne giebt, für den in der Sinnenwelt lebenden Menschen, und wenn auch eine rein geistige Religion für wenige Philosophen geeignet seyn könnte, wie für das rohe, unvernünftige Volk?" Erst das Christenthum hat, indem es das wahre Wesen der Religion und das Verhältniß der menschlichen Natur zu Gott in's Licht stellte, die Ideen von Gewissens- und Religionsfreiheit in Umlauf gebracht, wie zuerst die christlichen Apologeten diese Ideen geltend machten. „Es ist doch" — sagt Tertullian zu dem römischen Statthalter Scapula — Menschenrecht und gehört zur natürlichen Freiheit eines Jeden, zu verehren, was seiner Ueberzeugung gemäß ist, und die Religion des Einen kann dem Andern weder schaden noch nützen. Es ist aber auch nicht Religion, Religion erzwingen zu wollen, denn die Religion muß freiwillig, ohne Zwang angenommen werden. Opfer werden auch nur von dem

freien Herzen verlangt. Wenn ihr uns zu opfern zwingt, werdet ihr euren Göttern nichts geben, denn diese werden keine erzwungene Opfer wollen."

Zuweilen redeten solche Staatsbeamte, welche nicht selbst von dem fanatischen Hasse gegen die Christen ergriffen waren, sondern nur ungern den Gesetzen gegen dieselben dienten, sie selbst redeten den Christen zu, sie mögten doch die äußerlichen Ceremonien der Staatsreligion verrichten, wie die Gesetze es verlangten, sie könnten ja in ihren Herzen glauben, was sie wollten, das Gesetz gebiete nur die äußere Handlung, die etwas an und für sich gleichgültiges sey. Aber die Christen kannten durch solche Klügeleien ihr Gewissen nicht beschwichtigen; tief ihren Herzen eingeprägt war das Wort des Heilandes, das ihnen vor ihrer Taufe war angekündigt worden und von ihren Bischöfen in den Predigten ihnen oft vorgehalten wurde: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Manche römische Beamte in den Provinzen, denen es mehr um Gewinn als Erfüllung ihrer Amtspflichten zu thun war, erboten sich für eine gewisse Summe, einzelnen Christen einen Schein (libellum) auszustellen, daß sie den Gesetzen gemäß die heidnischen Religionsceremonien verrichtet hätten, und ihnen dadurch für immer

Ruhe zu verschaffen; aber auch dies anzunehmen, wurde von der Kirche als Verleugnung des Glaubens verworfen. Doch die römischen Staatsmänner verlangten nur blinden Gehorsam, sie wußten die Begeisterung, in welcher die Christen ihr irdisches Leben lieber hingaben, als etwas gegen ihr Gewissen zu thun, nicht zu verstehen, die Rechte dessen, was seiner Natur nach das Freieste im Menschen seyn sollte, der religiösen Ueberzeugung eines Jeden nicht zu achten. Sie sahen in dieser Standhaftigkeit der Christen nur blinde Schwärmerei, strafbaren Ungehorsam und Eigensinn (inflexibilis obstinatio, ψιλη παραταξις). Freilich erschienen in dieser durch Despotismus entnervten Zeit Menschen, die mit solcher Ruhe dem Tode und grausamen Martern entgegengingen, um einige wenige Worte nicht auszusprechen, einige Ceremonien nicht zu verrichten, besonders auffallend und verdächtig. Eine solche Härte der Seelen — sagte man — passe für die herwischen Zeiten der alten Republik, aber nicht für diese Zeit des Friedens und weicherer Empfindung (nunc tranquillitas pacis et ingenia mitiora. Ad nation. L. I. c. 18.). So sehr die Christen durch ihren gewissenhaften Gehorsam gegen die Obrigkeit sich in jener Zeit auszeichneten, da der Gehorsam gegen die Gesetze oft nur so weit als die Furcht ging (wie denn unter andern Tertullian sich darauf berufen konnte, daß das, was der Staat an Tempeleinkünften durch Abnahme des Götzendienstes ver-

liere, demſelben reichlich durch die gewiſſenhafte Treue, mit der die Chriſten Abgaben und Zölle entrichteten, wieder eingebracht werde), ſo konnte ſie doch nichts bewegen, den Menſchen mehr als Gott zu gehorchen. Nichts konnte ſie bewegen, den Kaiſern eine Ehre zu erweiſen, welche abgöttiſche Schmeichelei der Heiden erſonnen hatte, bei den Genien der Kaiſer zu ſchwören, ihren Bildniſſen zu opfern oder Weihrauch zu ſtreuen, an den lärmenden, ausſchweifenden und oft unanſtändigen öffentlichen Freudensbezeugungen und Luſtbarkeiten zur Ehre der Kaiſer, an den Geburtstagen derſelben, den Jahrestagen ihrer Thronbeſteigung, bei ihrer Siegesfeier Theil zu nehmen. Deshalb klagte man ſie nun an, ohne die Gründe ihrer Handlungsweiſe zu berückſichtigen, die den Kaiſern ſchuldige Ehrfurcht verletzt zu haben (man nannte ſie hostes publicos, irreligiosos in Caesares). „Wir" — ſagt Tertullian, Apologetic. 30. — die Chriſten gegen jenen Vorwurf vertheidigend — „wir rufen für das Wohl der Kaiſer den ewigen, wahren, lebendigen Gott an, den, welchen auch die Kaiſer ſelbſt vor allen Andern zu ihrem eigenen Gott zu haben wünſchen, ſie wiſſen, wer ihnen die Regierung verliehen, ſie wiſſen als Menſchen, von wem ſie auch das Leben haben. Sie fühlen es, daß der einzige Gott der ſey, in deſſen Gewalt allein ſie ſtehn, nach dem ſie die erſten ſind, ſie über alle Götter erhaben. Denn wie ſollten ſie es nicht ſeyn, da ſie über alle Menſchen erhaben ſind. Sie beden-

ken, wie weit die Gewalt ihrer Regierung sich erstrecket und erkennen so den Gott, gegen den sie nichts vermögen, durch den sie alles zu vermögen sich bewußt sind. Zu dem blicken wir Christen hinauf, indem wir unsre Hände, weil sie schuldlos sind, frei zu ihm ausstrecken, mit entblößtem Haupt, weil wir uns nicht vor ihm schämen; endlich ohne dazu aufgefordert zu werden, weil es aus dem Herzen kommt, beten wir für alle Kaiser, daß ihnen langes Leben, eine sichere Regierung, ein tapferes Heer, ein treuer Senat, ein redliches Volk, ein ruhiges Reich, und was der Mensch und der Kaiser wünschen kann, zu Theil werde. Dies kann ich von Keinem Andern erbitten, als von Dem, von dem ich es zu erlangen gewiß bin, weil Er der ist, der allein dies verleihen kann, und ich dazu geeignet bin, es von ihm zu erlangen, ich sein Diener, der ich ihn allein verehre, der ich für sein Gesetz mein Leben hingebe, der ich ihm das wahre Opfer darbringe, das er selbst geboten, ein Gebet, das aus einem keuschen Leibe, aus einer schuldlosen Seele, das vom heiligen Geiste kommt, nicht ein Paar Körner Weihrauchs, nicht zwei Tropfen Wein, nicht das Blut eines abgelebten Stiers, der schon zu sterben wünscht, und nach allem Verunreinigenden noch dazu ein befleckes Gewissen, so daß es mich wundert, warum, wenn bei euch die Opferthiere von den lasterhaftesten Priestern besichtigt werden, ihr vielmehr die Herzen der Opferthiere als der Opfernden selbst un-

tersucht?“ Und nachher: Ich will dem Kaiser wohl Herrn nennen, aber nur dann, wenn ich nicht gezwungen werde, ihn statt Gott meinen Herrn zu nennen. Sonst bin ich frei vor ihm, denn ich habe nur einen Herrn, den allmächtigen ewigen Gott, derselbe, der auch des Kaisers Herr ist. Wie mag der Herr seyn, welcher Vater des Vaterlandes ist?“

Unter der Kaiserherrschaft betrachtete man alle geschlossenen Verbindungen (ἑταιρεῖαι) mit Argwohn, man fürchtete politische Zwecke. Nun bemerkte man die innige und lebendige Verbindung, die brüderliche Liebe und Theilnahme unter den Christen in allen Gegenden. Römische Polizeileute hatten von dem, was die Herzen zusammenhielt, von jenem Bunde unsichtbarer Gemeinschaft keine Ahnung. Sie suchten äußerliche Zwecke und Mittel der Verbindung. „Kaum“ — hieß es — „kommen Christen zusammen, so erkennen sie einander als Glieder eines geheimen Bundes zu verborgenen Zwecken an gewissen Zeichen, und sind deshalb gleich wie Brüder mit einander verbunden. Bei Ihren Liebesmälern (Agapen) verbinden sie sich durch schauervolle Eidesformeln und sinnbildliche Gebräuche.“ Tertullian sagt gegen diesen Argwohn (Apologet. c. 38.): „Wir, die wir gegen Ehre und Ruhm kalt sind, haben keine Ursache zu geheimen Verbindungen, nichts ist uns mehr fremd, als die Politik, wir kennen nur Einen Staat für alle, die Welt.“ Während die Einen verborgene politi-

litische Absichten bei den Christen suchten, klagten die Andern hingegen ihr zurückgezogenes freudenloses, finsteres, um die öffentlichen Dinge unbekümmertes Leben an. Es fielen die Christen ihnen auf, wie sie von den öffentlichen, lärmenden Lustbarkeiten sich zurückzogen, wie man sie nicht in den Schau- und Zechrspielen bemerkte, wie sie besorgt fasteten, mehr von dem ewigen Leben, als von dem irdischen sprachen. Man nannte sie „unbrauchbar für das Leben, lichtscheue Menschen, die stumm sind, wenn sie öffentlich erscheinen, geschwätzig, wenn sie unter einander zusammenkommen.“ Gegen jene Vorwürfe sagte Tertullian (c. 42): „Wie sollten diejenigen für das Leben unbrauchbare Menschen seyn, die mit euch leben, denselben Lebensunterhalt, dieselben Lebensbedürfnisse mit euch gemein haben? Denn wir sind keine Brachmanen oder Gymnosophisten der Inder, keine Waldbewohner, keine Einsiedler, die das Leben fliehen. Wir sind wohl eingedenk des Dankes, den wir Gott unserm Herrn und Schöpfer schuldig sind. Wir verschmähen keinen Genuß seiner Gaben, wir suchen nur das rechte Maß zu halten, und Mißbräuche zu vermeiden. Wir bewohnen diese Welt daher nicht ohne euren Markt, eure Badeanstalten, Wirthshäuser, Werkstätten, Messen und alles, was sonst zum Verkehr des Lebens gehört, zu theilen. Wir treiben Schifffahrt, Kriegsdienst, Landbau, Handel mit euch. Wir theilen eure

mens, als er von dem in Palästina erschienenen Sohne Gottes hörte, welcher allen, die ihm glauben, und seiner Lehre gemäß ihr Leben einrichten würden, ewige Seligkeit verheißen, und durch sichere Thatbeweise göttlicher Kraft seine Verkündigungen unterstützt habe, und da er das Evangelium kennen lernte, fand er in demselben die gesuchte Ruhe. In dieser Darstellung der innern Lebensgeschichte des Clemens zeigt sich uns, wenn sie auch Dichtung seyn mag, gewiß der innere Lebensgang mancher Menschen dieser Zeit. So kam Justin der Märtyrer, nachdem er in manchen philosophischen Systemen gesucht, zuletzt von dem platonischen, durch das er am meisten angezogen worden, endlich zum Christenthum. Derselbe sagt von sich selbst, nachdem er aus einem heydnischen Philosophen ein christlicher geworden: „Erst im Christenthum fand ich die einzige zuverläßige und heilsame Philosophie. Gern mögte ich Allen denselben Sinn mittheilen, den ich jetzt habe, von den Lehren des Heilandes nicht zu weichen, denn diese Lehren haben etwas Furcht Gebietendes in sich, eine Kraft, diejenigen zurückzuhalten, welche von dem wahren Lebenswege sich entfernen wollen, und denjenigen, welche es sich angelegen seyn lassen, diese Lehre zu üben, wird die seligste Ruhe zu Theil; (F. 225 ed. Colon.). Derselbe nennt nachher aus eigner Erfahrung redend Christus den herrlichen Felsen, von dem lebendiges Wasser in die Herzen derjenigen strömt, welche durch ihn den Allvater

tan und ſeinen Engeln und all ſeinem Weſen, worunter man nicht allein allen Götzendienſt und Alles, was mit demſelben in Verbindung, vorgebliche Zauberei, Wahrſagerkünſte, heidniſche Luſtbarkeiten, ſondern überhaupt alle Arten der Sünde verſtand, und ein gottgeweihtes, der Lehre Chriſti entſprechendes Leben zu führen. Dieſe Verpflichtung nannte man den chriſtlichen Soldateneid, das sacramentum militiae Christianae. So betrachtete man das Glaubensbekenntniß, welches die Chriſten auswendig lernten und bei der Taufe ablegten, als die chriſtliche Parole (tessera militiae Christianae, symbolum). Das Zeichen des Kreuzes, mit welchem die Chriſten alle bedeutenden Handlungen des Lebens und Geſchäfte des Tages zu beginnen pflegten, als das Bild ihres Imperators, welches die Soldaten vor ihrer Stirn trugen. Daher betrachteten die Chriſten ſich, wenn ſie im Gebet verſammelt ihre Herzen zum Herrn erheben wollten, dies ſo als ob ſie vor ihrem Herrn auf dem Poſten ſtänden und Wache hielten (stationes).

Die chriſtlichen Streiter erwarteten, wenn ſie aus dem Kampfe dieſes Lebens treu in ihrem Beruf abträten, den Siegeskranz aus der Hand ihres Imperators, Chriſtus. An jene bei der Taufe eingegangene Verpflichtung wurden die Chriſten immer erinnert, wenn man ſie zur Treue in ihren Chriſtenpflichten ermahnte. So ſchreibt Tertullian (ad Martyres c. 3.) da er die Chriſten zur Standhaftigkeit unter den Verfolgun-

Gewerbe, wir geben unsre Arbeit auch für euren Gebrauch her.“

IV.

Wie die Christen ihren Beruf betrachteten.

Das in der heiligen Schrift oft gebrauchte so anschauliche und in seiner Anwendung so fruchtbare Bild, wenn das Leben des Christen mit einem fortwährenden Kampfe, der Christ mit einem Streiter des Herrn verglichen wird; dies Bild war den Christen dieser ersten Zeit besonders lieb und geläufig. Denn wenn die Christen andrer Zeiten in der äußeren Ruhe und Wohlfahrt das Wesen ihres Berufs vergessen konnten, so wurden die Christen dieser ersten Zeit durch ihre ganze äußere Lage an ihre Bestimmung zur geistlichen Ritterschaft erinnert, denn überall sah sich ja die Kirche mit der heidnischen Welt im Kampfe, und schon das äußere Bekenntniß des Christenthums nöthigte zur Theilnahme an diesem Kampfe. Die Christen betrachteten sich als Streiter Gottes und Christi (milites Dei et Christi), gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß, gegen alles, was diesen dem Reiche des Satans angehörend erschien, gegen den heidnischen Götzen- und Sündendienst. Durch die Taufe (das signaculum Chr[illegible] der christlichen Kir[illegible]nschla[illegible] einen einem [illegible] Handschla[illegible]

tan und seinen Engeln und all seinem Wesen, worunter man nicht allein allen Götzendienst und Alles, was mit demselben in Verbindung, vorgebliche Zauberei, Wahrsagerkünste, heidnische Lustbarkeiten, sondern überhaupt alle Arten der Sünde verstand, und ein gottgeweihtes, der Lehre Christi entsprechendes Leben zu führen. Diese Verpflichtung nannte man den christlichen Soldateneid, das sacramentum militiae Christianae. So betrachtete man das Glaubensbekenntniß, welches die Christen auswendig lernten und bei der Taufe ablegten, als die christliche Parole (tessera militiae Christianae, symbolum). Das Zeichen des Kreuzes, mit welchem die Christen alle bedeutenden Handlungen des Lebens und Geschäfte des Tages zu beginnen pflegten, als das Bild ihres Imperators, welches die Soldaten vor ihrer Stirn trugen. Daher betrachteten die Christen sich, wenn sie im Gebet versammelt ihre Herzen zum Herrn erheben wollten, dies so als ob sie vor ihrem Herrn auf dem Posten ständen und Wache hielten (stationes).

Die christlichen Streiter erwarteten, wenn sie aus dem Kampfe dieses Lebens treu in ihrem Beruf abträten, den Siegeskranz aus der Hand ihres Imperators, Christus. An jene bei der [illegible]e einge[illegible]ene Ver[illegible]ung wurden die [illegible]ten i[illegible]nner[illegible] man sie zur Treue [illegible]ren [illegible]lic[illegible]hnte. So schreibt [illegible]ulli[illegible] [illegible].) da er die Chri[illegible] [illegible]ter den Verfolgun-

Gewerbe, wir geben unſre Arbeit auch für euren Gebrauch her.“

IV.

Wie die Chriſten ihren Beruf betrachteten.

Das in der heiligen Schrift oft gebrauchte ſo anſchauliche und in ſeiner Anwendung ſo fruchtbare Bild, wenn das Leben des Chriſten mit einem fortwährenden Kampfe, der Chriſt mit einem Streiter des Herrn verglichen wird; dies Bild war den Chriſten dieſer erſten Zeit beſonders lieb und geläufig. Denn wenn die Chriſten andrer Zeiten in der äußeren Ruhe und Wohlfahrt das Weſen ihres Berufs vergeſſen konnten, ſo wurden die Chriſten dieſer erſten Zeit durch ihre ganze äußere Lage an ihre Beſtimmung zur geiſtlichen Ritterſchaft erinnert, denn überall ſah ſich ja die Kirche mit der heidniſchen Welt im Kampfe, und ſchon das äußere Bekenntniß des Chriſtenthums nöthigte zur Theilnahme an dieſem Kampfe. Die Chriſten betrachteten ſich als Streiter Gottes und Chriſti (milites Dei et Christi), gegen die feindlichen Mächte der Finſterniß, gegen alles, was dieſen dem Reiche des Satans angehörend erſchien, gegen den heidniſchen Götzen- und Sündendienſt. Wer durch die Taufe (das signaculum Christi dominorum) der chriſtlichen Kirche ſich anſchloß, mußte durch einen einem der Vorſteher der Gemeinde gegebenen Handſchlag geloben, zu entſagen dem Sa-

tan und seinen Engeln und all seinem Wesen, worunter man nicht allein allen Götzendienst und Alles, was mit demselben in Verbindung, vorgebliche Zauberei, Wahrsagerkünste, heidnische Lustbarkeiten, sondern überhaupt alle Arten der Sünde verstand, und ein gottgeweihtes, der Lehre Christi entsprechendes Leben zu führen. Diese Verpflichtung nannte man den christlichen Soldateneid, das sacramentum militiae Christianae. So betrachtete man das Glaubensbekenntniß, welches die Christen auswendig lernten und bei der Taufe ablegten, als die christliche Parole (tessera militiae Christianae, symbolum). Das Zeichen des Kreuzes, mit welchem die Christen alle bedeutenden Handlungen des Lebens und Geschäfte des Tages zu beginnen pflegten, als das Bild ihres Imperators, welches die Soldaten vor ihrer Stirn trugen. Daher betrachteten die Christen sich, wenn sie im Gebet versammelt ihre Herzen zum Herrn erheben wollten, dies so als ob sie vor ihrem Herrn auf dem Posten ständen und Wache hielten (stationes).

Die christlichen Streiter erwarteten, wenn sie aus dem Kampfe dieses Lebens treu in ihrem Beruf abträten, den Siegeskranz aus der Hand ihres Imperators, Christus. An jene bei der Taufe eingegangene Verpflichtung wurden die Christen immer erinnert, wenn man sie zur Treue in ihren Christenpflichten ermahnte. So schreibt Tertullian (ad Martyres c. 3.) da er die Christen zur Standhaftigkeit unter den Verfolgun-

hervorgehenden religiösen Ideen, welche ihnen dort waren mitgetheilt worden. Von dem Mittelpunkt des Christenthums aus konnten sie nun in allen zerstreuten Spuren der Wahrheit etwas Verwandtes erkennen und vom beigemischten Falschen es sondern, wie sich Clemens von Alexandrien ausdrückt: „das durch menschlichen Irrthum zerstreute wieder zu Einem harmonischen Ganzen der Wahrheit verbinden und so ohne Gefahr die Wahrheit erkennen. (Clem. Stromat. I. 298.)

Einem Tertullian hingegen, dessen Richtung mehr zum Leben als zur Wissenschaft hinging, der die Spekulation als Verfälscherin des Ursprünglichen haßte, ihm erschien die Stimme der ursprünglichen, gottverwandten Natur des Menschen am stärksten und unverdächtigsten, wo sie in dem einfachen ungebildeten Menschen in unwillkührlichen Aeußerungen hervorbricht. Er wollte zeigen, wie selbst die Herrschaft des Wahns das ursprüngliche Gottesbewußtseyn nicht ganz unterdrücken könne. „Ich rede zu die Seele," (sagt er in seinem Buche de testimonio animae), „die du nicht durch Schulen gebildet, nicht in Büchern gelehrt bist, nicht menschlicher Weisheit voll, auf dich einfältige, ungebildete und unwissende berufe ich mich, wie du bei denen bist, die nichts als dich haben, wie du auf dem Markte und in der Werkstätte erscheinst. Ich fordere das von dir, was du mit dir dem Menschen zuführst, was du entweder aus dir

tan und seinen Engeln und all seinem Wesen, worunter man nicht allein allen Götzendienst und Alles, was mit demselben in Verbindung, vorgebliche Zauberei, Wahrsagerkünste, heidnische Lustbarkeiten, sondern überhaupt alle Arten der Sünde verstand, und ein gottgeweihtes, der Lehre Christi entsprechendes Leben zu führen. Diese Verpflichtung nannte man den christlichen Soldateneid, das sacramentum militiae Christianae. So betrachtete man das Glaubensbekenntniß, welches die Christen auswendig lernten und bei der Taufe ablegten, als die christliche Parole (tessera militiae Christianae, symbolum). Das Zeichen des Kreuzes, mit welchem die Christen alle bedeutenden Handlungen des Lebens und Geschäfte des Tages zu beginnen pflegten, als das Bild ihres Imperators, welches die Soldaten vor ihrer Stirn trugen. Daher betrachteten die Christen sich, wenn sie im Gebet versammelt ihre Herzen zum Herrn erheben wollten, dies so als ob sie vor ihrem Herrn auf dem Posten ständen und Wache hielten (stationes).

Die christlichen Streiter erwarteten, wenn sie aus dem Kampfe dieses Lebens treu in ihrem Beruf abträten, den Siegeskranz aus der Hand ihres Imperators, Christus. An jene bei der Taufe eingegangene Verpflichtung wurden die Christen immer erinnert, wenn man sie zur Treue in ihren Christenpflichten ermahnte. So schreibt Tertullian (ad Martyres c. 3.) da er die Christen zur Standhaftigkeit unter den Verfolgun-

gen ermahnt: „Schon damals wurden wir berufen zur Ritterschaft des lebendigen Gottes (ad militiam Dei vivi), als wir unsern Soldateneid durch unser Ja auf die uns vorgelegten Fragen (Entsagst du u. s. w.?) ablegten (cum in sacramenti verba respondimus). Kein Krieger geht mit seinen Bequemlichkeiten, oder aus seiner Stube zur Schlacht, sondern aus dem Lager, wo man sich abhärtet und an alle Ungemächlichkeit gewöhnt. Auch im Frieden lernen die Soldaten durch Arbeit und Mühseligkeiten schon den Krieg ertragen, indem sie immer unter den Waffen sind, auf dem Felde sich üben, Gräben aufführen. Also, ihr Gesegneten, betrachtet alles, was euch hart ist, als Uebung eurer Seelen- und Körperkräfte. Ihr zieht in einen guten Kampf, bei welchem der lebendige Gott der Kampfrichter ist, wo der heilige Geist die Kampfübungen leitet, der Siegespreis engelgleiches Leben im Himmel, ewige Herrlichkeit."

Aus der heiligen Schrift abgeleitet, und tief in dem Wesen des Christenthums begründet, war auch eine andere Idee, mit welcher die ersten Christen ihren Beruf gern bezeichneten, und aus welcher Idee wie aus jener des christlichen Kriegerstandes manche besondere Vorstellungen und Gebräuche derselben herflossen. Die Idee von einem allgemeinen christlichen Priesterthume, einem priesterlichen Geschlechte, dem alle Christen angehörten. Das Christenthum hat die Scheidewand zwischen Priestern und Laien, Geistlichen

und Weltlichen aufgehoben. Durch den Einen wahren Priester, Christus, sind alle, die an ihn glauben, dem himmlischen Vater geweiht; als seine Brüder mit ihm Priester geworden, mit ihm durch den Glauben verbunden, von dem Geist der Kindschaft Gottes durch ihn erfüllt, erheben sie sich frei ins himmlische Heiligthum, wohin Er ihnen vorangegangen und wozu Er den Zugang ihnen eröffnet hat, sie bedürfen daher keines Menschen zum Priester, der ihnen das Heiligthum, das ihnen nicht mehr im Schatten und Bilde, sondern in Wahrheit und Wesen offenbart worden, vorzeichne oder sie als Unmündige an dem Gängelbande seiner Satzungen dahin leite, der als Verwalter die Schätze des Himmels, die Alle auf gleiche Weise aus der Hand der ewigen Liebe empfangen können, nach seiner Weisheit abmessend ihnen austheile, der ihnen sage, was von Gott zu wissen ihnen gerade Noth thut, denn alle sollen von Gott gelehrt werden, von demselben Geiste, der in alle Wahrheit leitet, lernen, aus derselben inneren Salbung schöpfen, für alle, Ein Geist, Ein göttliches Leben, Ein Glauben, Eine Hoffnung, Ein Erlöser, der allein Meister will genannt seyn, vor dem alle, die sich die Seinen nennen wollen, auf gleiche Weise sich als Sünder bekennen müssen, um alle allein von ihm unmittelbar, nicht von irgend einem Menschen oder durch irgend einen Menschen Erlösung und Heiligung zu empfangen. Es war nicht mehr die Zeit, da die Menschen hingingen

zu ihren stummen Götzen, wie sie geführt wurden von ihren Priestern, alle waren jetzt in der Religion mündig geworden. Der hohe Priester der Menschheit, dem sie jetzt folgten nicht zu stummen Götzen, sondern zu dem lebendigen Gott hin, leitete sie nicht so blindlings, sondern gab ihnen selbst ein inneres Licht, das sie nicht verließ, Einen Geist, der sich in mancherlei Gaben offenbarte. Jeder wahre Christ sollte nach seiner eigenthümlichen, durch diesen göttlichen Geist beseelten und geheiligten Natur seine besondere Gnadengabe, durch die er als Glied zum Besten des Ganzen wirken sollte, empfangen. Justinus Martyr sagt: Wenn die Propheten des alten Bundes nur einzelne Gaben und Kräfte von dem göttlichen Geiste empfangen hatten, so besitzt dagegen Christus die ganze Fülle dieses göttlichen Geistes, und er theilt den Gläubigen, wie den Propheten des alten Bundes, aus seiner Fülle Geistesgaben mit, je nachdem sich Jeder solcher würdig macht. „Die Christen empfangen, nachdem sie erleuchtet worden im Namen Christi (dies bezieht sich auf die Wiedergeburt durch die Taufe, welche auch mit dem Namen der Erleuchtung in dieser Zeit bezeichnet wurde), der Eine den Geist der Erkenntniß, der Andere den Geist des Raths (der christlichen Lebensweisheit), der Andere den Geist der Kraft, der Andere den Geist der Heilung, der Andere den Geist des Vorhersehens, der Andere den Geist der Lehrgaben, der Andere den Geist der Furcht Gottes.“ (vergl. S. 258 u. 314.)

So war es eine in das Leben und Denken tief eingedrungene Idee, daß sie alle durch den Glauben an Christus, den hohen Priester, und die Gemeinschaft mit ihm, geworden seyen ein wahrhaft priesterliches Geschlecht, zu Priestern Gottes geweihe durch die von ihrem Erlöser empfangene innere Salbung eines heiligenden göttlichen Geistes, [daher die symbolische Handlung, die eben durch die Taufe mit Christo Verbundenen zu salben (Tertull. de baptismo c. 7.)], bestimmt durch Wort und Werk zu verkündigen die Tugenden deß, der sie von der Finsterniß berufen zu seinem wunderbaren Licht, ihm in ihrem Gebet und Leben ein geistliches Dankopfer als Erlöste darzubringen. Ihm sollte ihr ganzes Leben und Gut als seine Gabe im Namen Christi geheiligt, wieder zu seinem Dienste im Geiste freier, kindlicher Liebe geweiht seyn. Wir sind — sagt Justin M. Dial. Tryph. 344. — durch Jesu Namen wie Ein Mensch Gott dem Schöpfer des Weltalls geweiht, durch seinen Namen haben wir das schmutzige Kleid der Sünde ausgezogen, erglühe durch das Wort seiner Berufung, und wir sind das wahre hohepriesterliche Geschlecht Gottes, wie Gott selbst bezeugt, indem er spricht, daß an allen Orten unter den Heiden wohlgefällige und reine Opfer ihm dargebracht werden sollen. (Malcach. 1, 11.) Er nimmt von Keinem Opfer an, als von seinen Priestern. Nur Gebet und Danksagung, von den Würdigen dargebracht, sind ächte und Gott wohlgefällige

freien Herzen verlangt. Wenn ihr uns zu opfern zwingt, werdet ihr euren Göttern nichts geben, denn diese werden keine erzwungene Opfer wollen."

Zuweilen redeten solche Staatsbeamte, welche nicht selbst von dem fanatischen Hasse gegen die Christen ergriffen waren, sondern nur ungern den Gesetzen gegen dieselben dienten, sie selbst redeten den Christen zu, sie mögten doch die äußerlichen Ceremonien der Staatsreligion verrichten, wie die Gesetze es verlangten, sie könnten ja in ihren Herzen glauben, was sie wollten, das Gesetz gebiete nur die äußere Handlung, die etwas an und für sich gleichgültiges sey. Aber die Christen kannten durch solche Klügeleien ihr Gewissen nicht beschwichtigen; tief ihren Herzen eingeprägt war das Wort des Heilandes, das ihnen vor ihrer Taufe war angekündigt worden und von ihren Bischöfen in den Predigten ihnen oft vorgehalten wurde: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Manche römische Beamte in den Provinzen, denen es mehr um Gewinn als Erfüllung ihrer Amtspflichten zu thun war, erboten sich für eine gewisse Summe, einzelnen Christen einen Schein (libellum) auszustellen, daß sie den Gesetzen die heidnischen Religionsceremonien hätten, und ihnen dadurch für immer

Ruhe zu verschaffen; aber auch dies anzunehmen, wurde von der Kirche als Verleugnung des Glaubens verworfen. Doch die römischen Staatsmänner verlangten nur blinden Gehorsam, sie wußten die Begeisterung, in welcher die Christen ihr irdisches Leben lieber hingaben, als etwas gegen ihr Gewissen zu thun, nicht zu verstehen, die Rechte dessen, was seiner Natur nach das Freieste im Menschen seyn sollte, der religiösen Ueberzeugung eines Jeden nicht zu achten. Sie sahen in dieser Standhaftigkeit der Christen nur blinde Schwärmerei, strafbaren Ungehorsam und Eigensinn (inflexibilis obstinatio, ψιλη παραταξις). Freilich erschienen in dieser durch Despotismus entnervten Zeit Menschen, die mit solcher Ruhe dem Tode und grausamen Martern entgegenginge, um einige wenige Worte nicht auszusprechen, einige Ceremonien nicht zu verrichten, besonders auffallend und verdächtig. Eine solche Härte der Seelen — sagte man — passe für die heroischen Zeiten der alten Republik, aber nicht für diese Zeit des Friedens und weicherer Empfindung (nunc tranquillitas pacis et ingenia mitiora. Ad nation. L. I. c. 18.). So sehr die Christen durch ihren gewissenhaften Gehorsam gegen die Obrigkeit sich in jener Zeit auszeichneten, da der Gehorsam gegen die Gesetze oft nur so weit als die Furcht ging (wie denn unter andern Tertullian sich darauf berufen konnte, daß das, was der Staat an Tempeleinkünften durch Abnahme des Götzendienstes ver-

liere, demſelben reichlich durch die gewiſſenhafte Treue, mit der die Chriſten Abgaben und Zölle entrichteten, wieder eingebracht werde), ſo konnte ſie doch nichts bewegen, den Menſchen mehr als Gott zu gehorchen. Nichts konnte ſie bewegen, den Kaiſern eine Ehre zu erweiſen, welche abgöttiſche Schmeichelei der Heiden erſonnen hatte, bei den Genien der Kaiſer zu ſchwören, ihren Bildniſſen zu opfern oder Weihrauch zu ſtreuen, an den lärmenden, ausſchweifenden und oft unanſtändigen öffentlichen Freudensbezeugungen und Luſtbarkeiten zur Ehre der Kaiſer, an den Geburtstagen derſelben, den Jahrestagen ihrer Thronbeſteigung, bei ihrer Siegesfeier Theil zu nehmen. Deshalb klagte man ſie nun an, ohne die Gründe ihrer Handlungsweiſe zu berückſichtigen, die den Kaiſern ſchuldige Ehrfurcht verletzt zu haben (man nannte ſie hostes publicos, irreligiosos in Caesares). „Wir" — ſagt Tertullian, Apologetic. 30. — die Chriſten gegen jenen Vorwurf vertheidigend — „wir rufen für das Wohl der Kaiſer den ewigen, wahren, lebendigen Gott an, den, welchen auch die Kaiſer ſelbſt vor allen Andern zu ihrem eigenen Gott zu haben wünſchen, ſie wiſſen, wer ihnen die Regierung verliehen, ſie wiſſen als Menſchen, von wem ſie auch das Leben haben. Sie fühlen es, daß der einzige Gott der ſey, in deſſen Gewalt allein ſie ſtehn, nach dem ſie die erſten ſind, ſie über alle Götter erhaben. Denn wie ſollten ſie es nicht ſeyn, da ſie über alle Menſchen erhaben ſind. Sie beden-

ken, wie weit die Gewalt ihrer Regierung sich erstrecket und erkennen so den Gott, gegen den sie nichts vermögen, durch den sie alles zu vermögen sich bewußt sind. Zu dem blicken wir Christen hinauf, indem wir unsre Hände, weil sie schuldlos sind, frei zu ihm ausstrecken, mit entblößtem Haupt, weil wir uns nicht vor ihm schämen; endlich ohne dazu aufgefordert zu werden; weil es aus dem Herzen kommt, beten wir für alle Kaiser, daß ihnen langes Leben, eine sichere Regierung, ein tapferes Heer, ein treuer Senat, ein redliches Volk, ein ruhiges Reich, und was der Mensch und der Kaiser wünschen kann, zu Theil werde. Dies kann ich von Keinem Andern erbitten, als von Dem, von dem ich es zu erlangen gewiß bin, weil Er der ist, der allein dies verleihen kann, und ich dazu geeignet bin, es von ihm zu erlangen, ich sein Diener, der ich ihn allein verehre, der ich für sein Gesetz mein Leben hingebe, der ich ihm das wahre Opfer darbringe, das er selbst geboten, ein Gebet, das aus einem keuschen Leibe, aus einer schuldlosen Seele, das vom heiligen Geiste kommt, nicht ein Paar Körner Weihrauchs, nicht zwei Tropfen Wein, nicht das Blut eines abgelebten Stiers, der schon zu sterben wünscht, und nach allem Verunreinigenden noch dazu ein befleckes Gewissen, so daß es mich wundert, warum, wenn bei euch die Opferthiere von den lasterhaftesten Priestern besichtigt werden, ihr vielmehr die Herzen der Opferthiere als der Opfernden selbst un-

terſuche?“ Und nachher: Ich will dem Kaiſer wohl Herrn nennen, aber nur dann, wenn ich nicht gezwungen werde, ihn ſtatt Gott meinen Herrn zu nennen. Sonſt bin ich frei vor ihm, denn ich habe nur einen Herrn, den allmächtigen ewigen Gott, derſelbe, der auch des Kaiſers Herr iſt. Wie mag der Herr ſeyn, welcher Vater des Vaterlandes iſt?“

Unter der Kaiſerherrſchaft betrachtete man alle geſchloſſenen Verbindungen (*συστήματα*) mit Argwohn, man fürchtete politiſche Zwecke. Nun bemerkte man die innige und lebendige Verbindung, die brüderliche Liebe und Theilnahme unter den Chriſten in allen Gegenden. Römiſche Polizeileute hatten von dem, was die Herzen zuſammenhielt, von jenem Bunde unſichtbarer Gemeinſchaft keine Ahnung. Sie ſuchten äußerliche Zwecke und Mittel der Verbindung. „Kaum“ — hieß es — „kommen Chriſten zuſammen, ſo erkennen ſie einander als Glieder eines geheimen Bundes zu verborgenen Zwecken an gewiſſen Zeichen, und ſind deshalb gleich wie Brüder mit einander verbunden. Bei Ihren Liebesmälern (Agapen) verbinden ſie ſich durch ſchauervolle Eidesformeln und ſinnbildliche Gebräuche.“ Tertullian ſagt gegen dieſen Argwohn (Apologet. c. 38.): „Wir, die wir gegen Ehre und Ruhm kalt ſind, haben keine Urſache zu geheimen Verbindungen, nichts iſt uns mehr fremd, als die Politik, wir kennen nur Einen Staat für alle, die Welt.“ Während die Einen verborgene politi-

litiſche Abſichten bei den Chriſten ſuchten, klagten die Andern hingegen ihr zurückgezogenes freudenloſes, finſteres, um die öffentlichen Dinge unbekümmertes Leben an. Es fielen die Chriſten ihnen auf, wie ſie von den öffentlichen, lärmenden Luſtbarkeiten ſich zurückzogen, wie man ſie nicht in den Schau- und Fechterſpielen bemerkte, wie ſie beteten, faſteten, mehr von dem ewigen Leben, als von dem irdiſchen ſprachen. Man nannte ſie „unbrauchbar für das Leben, lichtſcheue Menſchen, die ſtumm ſind, wenn ſie öffentlich erſcheinen, geſchwätzig, wenn ſie unter einander zuſammenkommen.“ Gegen jene Vorwürfe ſagte Tertullian (c. 42): „Wie ſollten diejenigen für das Leben unbrauchbare Menſchen ſeyn, die mit euch leben, denſelben Lebensunterhalt, dieſelben Lebensbedürfniſſe mit euch gemein haben? Denn wir ſind keine Brachmanen oder Gymnoſophiſten der Inder, keine Waldbewohner, keine Einſiedler, die das Leben fliehen. Wir ſind wohl eingedenk des Dankes, den wir Gott unſerm Herrn und Schöpfer ſchuldig ſind. Wir verſchmähen keinen Genuß ſeiner Gaben, wir ſuchen nur das rechte Maß zu halten, und Mißbräuche zu vermeiden. Wir bewohnen dieſe Welt daher nicht ohne euren Markt, eure Badeanſtalten, Wirthshäuſer, Werkſtätten, Meſſen und alles, was ſonſt zum Verkehr des Lebens gehört, zu theilen. Wir treiben Schifffahrt, Kriegsdienſt, Landbau, Handel mit euch. Wir theilen eure

Gewerbe, wir geben unsre Arbeit auch für euren Gebrauch her.“

IV.

Wie die Christen ihren Beruf betrachteten.

Das in der heiligen Schrift oft gebrauchte so anschauliche und in seiner Anwendung so fruchtbare Bild, wenn das Leben des Christen mit einem fortwährenden Kampfe, der Christ mit einem Streiter des Herrn verglichen wird; dies Bild war den Christen dieser ersten Zeit besonders lieb und geläufig. Denn wenn die Christen andrer Zeiten in der äußeren Ruhe und Wohlfahrt das Wesen ihres Berufs vergessen konnten, so wurden die Christen dieser ersten Zeit durch ihre ganze äußere Lage an ihre Bestimmung zur geistlichen Ritterschaft erinnert, denn überall sah sich ja die Kirche mit der heidnischen Welt im Kampfe, und schon das äußere Bekenntniß des Christenthums nöthigte zur Theilnahme an diesem Kampfe. Die Christen betrachteten sich als Streiter Gottes und Christi (milites Dei et Christi) gegen die feindlichen Mächte der Finsterniß, gegen alles, was diesen dem Reiche des Satans angehörend erschien, gegen den heidnischen Götzen- und Götzendienst. Wer durch die Taufe (das signaculum Christianorum) der christlichen Kirche sich anschloß, mußte durch einen einem der Vorsteher der Gemeinde gegebenen Eid geloben, zu entsagen dem Sa-

ten und seinen Engeln und all seinem Wesen, worunter man nicht allein allen Götzendienst und Alles, was mit demselben in Verbindung, vorgebliche Zauberei, Wahrsagerkünste, heidnische Lustbarkeiten, sondern überhaupt alle Arten der Sünde verstand, und ein gottgeweihtes, der Lehre Christi entsprechendes Leben zu führen. Diese Verpflichtung nannte man den christlichen Soldateneid, das sacramentum militiae Christianae. So betrachtete man das Glaubensbekenntniß, welches die Christen auswendig lernten und bei der Taufe ablegten, als die christliche Parole (tessera militiae Christianae, symbolum). Das Zeichen des Kreuzes, mit welchem die Christen alle bedeutenden Handlungen des Lebens und Geschäfte des Tages zu beginnen pflegten, als das Bild ihres Imperators, welches die Soldaten vor ihrer Stirn trugen. Daher betrachteten die Christen sich, wenn sie im Gebet versammelt ihre Herzen zum Herrn erheben wollten, dies so als ob sie vor ihrem Herrn auf dem Posten ständen und Wache hielten (stationes).

Die christlichen Streiter erwarteten, wenn sie aus dem Kampfe dieses Lebens treu in ihrem Beruf abträten, den Siegeskranz aus der Hand ihres Imperators, Christus. An jene bei der Taufe eingegangene Verpflichtung wurden die Christen immer erinnert, wenn man sie zur Treue in ihren Christenpflichten ermahnte. So schreibt Tertullian (ad Martyres c. 3.) da er die Christen zur Standhaftigkeit unter den Verfolgun-

gen ermahnt: „Schon damals wurden wir berufen zur Ritterschaft des lebendigen Gottes (ad militiam Dei vivi), als wir unsern Soldateneid durch unser Ja auf die uns vorgelegten Fragen (Entsagst du u. s. w.?) ablegten (cum in sacramenti verba respondimus). Kein Krieger geht mit seinen Bequemlichkeiten, oder aus seiner Stube zur Schlacht, sondern aus dem Lager, wo man sich abhärtet und an alle Ungemächlichkeit gewöhnt. Auch im Frieden lernen die Soldaten durch Arbeit und Mühseligkeiten schon den Krieg ertragen, indem sie immer unter den Waffen sind, auf dem Felde sich üben, Gräben aufführen. Also, ihr Gesegneten, betrachtet alles, was euch hart ist, als Uebung eurer Seelen- und Körperkräfte. Ihr zieht in einen guten Kampf, bei welchem der lebendige Gott der Kampfrichter ist, wo der heilige Geist die Kampfübungen leitet, der Siegespreis engelgleiches Leben im Himmel, ewige Herrlichkeit."

Aus der heiligen Schrift abgeleitet, und tief in dem Wesen des Christenthums begründet, war auch eine andere Idee, mit welcher die ersten Christen ihren Beruf gern bezeichneten, und aus welcher Idee wie aus jener des christlichen Kriegerstandes manche besondere Vorstellungen und Gebräuche derselben herflossen. Die Idee von einem allgemeinen christlichen Priesterthume, einem priesterlichen Geschlechte, dem alle Christen angehörten. Das Christenthum hat die Scheidewand zwischen Priestern und Laien, Geistlichen

und Weltlichen aufgehoben. Durch den Einen wahren Priester, Christus, sind alle, die an ihn glauben, dem himmlischen Vater geweiht; als seine Brüder mit ihm Priester geworden, mit ihm durch den Glauben verbunden, von dem Geist der Kindschaft Gottes durch ihn erfüllt, erheben sie sich frei ins himmlische Heiligthum, wohin Er ihnen vorangegangen und wozu Er den Zugang ihnen eröffnet hat, sie bedürfen daher keines Menschen zum Priester, der ihnen das Heiligthum, das ihnen nicht mehr im Schatten und Bilde, sondern in Wahrheit und Wesen offenbart worden, vorzeichne oder sie als Unmündige an dem Gängelbande seiner Satzungen dahin leite, der als Verwalter die Schätze des Himmels, die Alle auf gleiche Weise aus der Hand der ewigen Liebe empfangen können, nach seiner Weisheit abmessend ihnen austheile, der ihnen sage, was von Gott zu wissen ihnen gerade Noth thut, denn alle sollen von Gott gelehrt werden, von demselben Geiste, der in alle Wahrheit leitet, lernen, aus derselben inneren Salbung schöpfen, für alle, Ein Geist, Ein göttliches Leben, Ein Glauben, Eine Hoffnung, Ein Erlöser, der allein Meister will genannt seyn, vor dem alle, die sich die Seinen nennen wollen, auf gleiche Weise sich als Sünder bekennen müssen, um alle allein von ihm unmittelbar, nicht von irgend einem Menschen oder durch irgend einen Menschen Erlösung und Heiligung zu empfangen. Es war nicht mehr die Zeit, da die Menschen hingingen

zu ihren stummen Götzen, wie sie geführt wurden von ihren Priestern, alle waren jetzt in der Religion mündig geworden. Der hohe Priester der Menschheit, dem sie jetzt folgten nicht zu stummen Götzen, sondern zu dem lebendigen Gott hin, leitete sie nicht so blindlings, sondern gab ihnen selbst ein inneres Licht, das sie nicht verließ, Einen Geist, der sich in mancherlei Gaben offenbarte. Jeder wahre Christ, sollte nach seiner eigenthümlichen, durch diesen göttlichen Geist beseelten und geheiligten Natur seine besondere Gnadengabe, durch die er als Glied zum Besten des Ganzen wirken sollte, empfangen. Justinus Martyr sagt: Wenn die Propheten des alten Bundes nur einzelne Gaben und Kräfte von dem göttlichen Geiste empfangen hatten, so besitzt dagegen Christus die ganze Fülle dieses göttlichen Geistes, und er theilt den Gläubigen, wie den Propheten des alten Bundes aus seiner Fülle Geistesgaben mit, je nachdem sich Jeder solcher würdig macht. „Die Christen empfangen, nachdem sie erleuchtet worden im Namen Christi (dies bezieht sich auf die Wiedergeburt durch die Taufe, welche auch mit dem Namen der Erleuchtung in dieser Zeit bezeichnet wurde), der Eine den Geist der Erkenntniß, der Andere den Geist des Raths (der christlichen Lebensweisheit), der Andere den Geist der Kraft, der Andere den Geist der Heilung, der Andere den Geist des Vorhersehens, der Andere den Geist der Lehrgaben, der [illegible] den Geist der Furcht Gottes." (vergl. S. 4.)

So war es eine in das Leben und Denken tief eingedrungene Idee, daß sie alle durch den Glauben an Christus, den hohen Priester, und die Gemeinschaft mit ihm, geworden seyen ein wahrhaft priesterliches Geschlechte, zu Priestern Gottes geweiht durch die von ihrem Erlöser empfangene innere Salbung eines heiligenden göttlichen Geistes, [daher die symbolische Handlung, die eben durch die Taufe mit Christo Verbundenen zu salben (Tertull. de baptismo c. 7.)], bestimmt durch Wort und Werk zu verkündigen die Tugenden deß, der sie von der Finsterniß berufen zu seinem wunderbaren Licht, ihm in ihrem Gebet und Leben ein geistliches Dankopfer als Erlöste darzubringen. Ihm sollte ihr ganzes Leben und Gut als seine Gabe im Namen Christi geheiligt, wieder zu seinem Dienste im Geiste freier, kindlicher Liebe geweiht seyn. Wir sind — sagt Justin M. Dial. Tryph. 344. — durch Jesu Namen wie Ein Mensch Gott dem Schöpfer des Weltalls geweiht, durch seinen Namen haben wir das schmutzige Kleid der Sünde ausgezogen, erglüht durch das Wort seiner Berufung, und wir sind das wahre hohepriesterliche Geschlecht Gottes, wie Gott selbst bezeugt, indem er spricht, daß an allen Orten unter den Heiden wohlgefällige und reine Opfer ihm dargebracht werden sollen. (Maleach. 1, 11.) Er nimmt von Keinem Opfer an, als von seinen Priestern. Nur Gebet und Danksagung, von den Würdigen dargebracht, sind ächte und Gott wohlgefällige

Opfer und solche allein sind die Christen zu verrichten angewiesen. „Alle Gerechte haben Priesterwürde," sagt Irenäus (L. IV. c. 20.), und an einer andern Stelle: „Die Juden hatten Gott ihre Zehnten geweiht, die Christen aber, welche die Freiheit erlangt, bestimmen alle das Ihrige freudig und frei zum Dienste des Herrn." (IV. 34.) „Das Gebet" — sagt Tertullian (de oratione c. 28.) „ist das geistliche Opfer, welches an die Stelle der Opfer des alten Bundes getreten. Was Gott verlangt, lehrt uns das Evangelium: Es kommt die Zeit, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten, Gott ist ein Geist, und solche Anbeter verlangt er daher auch. Wir sind die wahren Anbeter und die wahren Priester, die wir im Geiste betend, im Geiste Gott das ihm gehörende und ihm wohlgefällige Gebet opfern. Ein solches, das aus einem Herzen voll Andacht kommt, durch Glauben genährt ist, durch schuldloses Leben rein bewahrt wird, ein solches müssen wir verherrlicht durch die Liebe, begleitet von dem Zuge guter Werke unter Psalmen und Hymnen zu dem Altar Gottes bringen, und alles wird es uns von Gott erlangen." Hieher gehört auch die schöne Stelle des Origenes (lib. V. c. Cels.), in der er die Christen gegen den Vorwurf der Heiden vertheidigt, daß sie keine Tempel, Bilder und Altäre hätten, wie die Bekenner anderer Religio-

nen (s. oben): „Er sieht nicht ein, daß bei uns die Seelen der Gerechten die Altäre sind, von welchen auf eine wahrhafte und geistige Weise die Gott wolgefälligen Opfer, die Gebete aus reinem Gewissen emporsteigen. Die Bildsäulen und gotteswürdige Weihegeschenke, nicht von Handwerkern verfertigt, sondern von dem Worte Gottes ausgebildet, sind die Tugenden, durch welche wir uns bilden nach dem Erstgebornen der ganzen Schöpfung, in welchem das Ideal aller Gerechtigkeit und Weisheit ist. Das herrlichste weit über die ganze Schöpfung erhabene Bild ist freilich in unserem Heilande, der von sich sagen konnte (Joh. 14. 10.): Der Vater ist in mir, aber auch in einem Jeden derer, welche nach Vermögen sich ihm nachbilden, ist das Bild deß, der ihn geschaffen hat (Colos. 2.), wie es hervorgeht aus dem Hinblick zu Gott mit reinem Herzen. Und überhaupt alle Christen suchen solche Altäre und Bildsäulen in ihren Herzen aufzustellen, nicht solche leb- und empfindungslose, in welche man die Götzen bannt, (ein schöner Gegensatz, indem die heidnischen Theologen behaupteten, daß durch gewisse magische Einweihungsformeln ihre Götter zur Verbindung mit den ihnen geweihten Bildsäulen herabgezogen würden), sondern solche, welche den Geist Gottes in sich aufnehmen, der sich mit dem Verwandten verbindet. Das zeigt die heilige Schrift an, wenn Gott dem Gerechten verheißt Levit. 26, 12.: „Ich will unter euch wandeln und will euer Gott seyn,

ſo ſollt ihr mein Volk ſeyn," und der Heiland (Joh. 14, 23.): „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen."

Als man am Ende des zweiten Jahrhunderts ſchon hin und wieder anfing, auf eine falſche Weiſe das jüdiſche Prieſterthum auf die chriſtliche Kirche anzuwenden, als ob es in derſelben auch ein ſolches ſichtbares und äußerliches Prieſterthum und eine vorzugsweiſe Gott geweihte Prieſterkaſte geben müſſe, widerſetzte ſich der noch vorhandene urchriſtliche Geiſt dieſer unevangeliſchen Anmaßung, und die Laien beriefen ſich darauf, daß auch ſie als Chriſten ein prieſterliches Volk ſeyen.

Da ferner orientaliſche Theoſophen, die zum Chriſtenthum übergetreten waren, ohne ihre Denkart ganz nach dem Chriſtenthum und durch daſſelbe umbilden zu wollen, die in den alten orientaliſchen Religionsſyſtemen vorherrſchende Unterſcheidung einer höhern geheimen Prieſterlehre und einer exoteriſchen Volksreligion auch in das Chriſtenthum zu übertragen ſuchten, die Gnoſtiker ſich einer höheren Erkenntniß vor der nur zum Autoritätsglauben fähigen Menge rühmten, ſich die Geiſtlichgeſinnten im Gegenſatz gegen die das Chriſtenthum zu fleiſchlich Auffaſſenden zu nennen pflegten; ſo hielt dagegen die chriſtliche Kirche den Grundſatz feſt, daß alle Chriſten an demſelben Einen einfachen Glauben und in demſelben an Einem höhern Leben Theil haben ſollten, daß alle

ächte Christen auch nothwendig von dem Geiste Gottes erleuchtete, wahrhaft geistlich gesinnte Menschen seyen. Gegen jene Anmaßung vertheidigt Clemens von Alexandrien den allgemeinen geistlichen Charakter aller wahren Christen (Pädagog. L. I. c. VI.): „Wir leben schon, die wir vom Tode uns losgemacht haben. Christo nachfolgen ist also schon das Heil. Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, spricht er, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. So ist schon das Glauben und Wiedergeborenwerden das wahre Leben, denn Gott wirkt nichts halb. Ihr selbst, spricht der Apostel (1. Thessal. 4, 8.), seyd von Gott gelehrt. Wir können uns also nicht vorstellen, daß er seinen Unterricht unvollständig lasse. Wer nun wiedergeboren und erleuchtet worden, ist folglich befreit von der Finsterniß, und hat von selbst das Licht empfangen; so wie wer vom Schlaf sich losgemacht, sogleich im Inneren wach ist. Oder vielmehr, so wie, wer sich den Staar gestochen, nicht von außen her dem kranken Auge ein neues Licht mittheilt, da er ein solches nicht hat, sondern er hat nur das dem Gesicht entgegenstehende Hinderniß hinweggenommen und dem Augapfel seine Freiheit wieder gegeben; so werden wir auch durch die Taufe von der Sünde, welche wie ein Nebel den Strahlen des göttlichen Geistes entgegensteht, befreit, und erhalten wieder frei, ungehemmt in

ſo ſollt ihr mein Volk ſeyn," und der Heiland (Joh. 14, 23.): „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen."

Als man am Ende des zweiten Jahrhunderts ſchon hin und wieder anfing, auf eine falſche Weiſe das jüdiſche Prieſterthum auf die chriſtliche Kirche anzuwenden, als ob es in derſelben auch ein ſolches ſichtbares und äußerliches Prieſterthum und eine vorzugsweiſe Gott geweihte Prieſterkaſte geben müſſe, widerſetzte ſich der noch vorhandene urchriſtliche Geiſt dieſer unevangeliſchen Anmaßung, und die Laien beriefen ſich darauf, daß auch ſie als Chriſten ein prieſterliches Volk ſeyen.

Da ferner orientaliſche Theoſophen, die zum Chriſtenthum übergetreten waren, ohne ihre Denkart ganz nach dem Chriſtenthum und durch daſſelbe umbilden zu wollen, die in den alten orientaliſchen Religionsſyſtemen vorherrſchende Unterſcheidung einer höhern geheimen Prieſterlehre und einer exoteriſchen Volksreligion auch in das Chriſtenthum zu übertragen ſuchten, die Gnoſtiker ſich einer höheren Erkenntniß vor der nur zum Autoritätsglauben fähigen Menge rühmten, ſich die Geiſtlichgeſinnten im Gegenſatz gegen die das Chriſtenthum zu fleiſchlich Auffaſſenden zu nennen pflegten; ſo hielt dagegen die chriſtliche Kirche den Grundſatz feſt, daß alle Chriſten an demſelben Einen einfachen Glauben und in demſelben an Einem höhern Leben Theil haben ſollten, daß alle

ächte Christen auch nothwendig von dem Geiste Gottes erleuchtete, wahrhaft geistlich gesinnte Menschen seyen. Gegen jene Anmaßung vertheidigt Clemens von Alexandrien den allgemeinen geistlichen Charakter aller wahren Christen (Pädagog. L. I. c. VI.): „Wir leben schon, die wir vom Tode uns losgemacht haben. Christo nachfolgen ist also schon das Heil. Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, spricht er, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. So ist schon das Glauben und Wiedergeborenwerden das wahre Leben, denn Gott wirkt nichts halb. Ihr selbst, spricht der Apostel (1. Thessal. 4, 8.), seyd von Gott gelehrt. Wir können uns also nicht vorstellen, daß er seinen Unterricht unvollständig lasse. Wer nun wiedergeboren und erleuchtet worden, ist folglich befreit von der Finsterniß, und hat von selbst das Licht empfangen; so wie wer vom Schlaf sich losgemacht, sogleich im Inneren wach ist. Oder vielmehr, so wie, wer sich den Staar gestochen, nicht von außen her dem kranken Auge ein neues Licht mittheilt, da er ein solches nicht hat, sondern er hat nur das dem Gesicht entgegenstehende Hinderniß hinweggenommen und dem Augapfel seine Freiheit wieder gegeben; so werden wir auch durch die Taufe von der Sünde, welche wie ein Nebel den Strahlen des göttlichen Geistes entgegensteht, befreit, und erhalten wieder frei, ungehemmt in

Ferner betrachteten die Christen ihren neuen Stand gern als einen Kinderstand in Bezug auf das durch Christum erlangte neue Leben, das neue kindliche Verhältniß zum himmlischen Vater, den heiligen Kindersinn der nichts Eigenes suchenden, an kein Falsch denkenden unbefangenen, aufrichtigen Gottergebenheit (daher in manchen Gegenden von Afrika der symbolische Gebrauch, dem Neugetauften als Zeichen jener christlichen Kindschaft und jenes davon unzertrennlichen Kindersinnes eine Mischung von Milch und Honig, womit man die Kinder zu nähren pflegte, vorzusetzen). Christus der Kindererzieher, der sich zu allen ihren Bedürfnissen herabläßt, um sie zu sich heraufzuziehen. (So sagt Clemens in seinem Hymnus an Christus: versammle deine einfachen Kinder, zu preisen mit heiligem Sinne, zu loben ohne Falsch, mit unschuldigem Munde den Führer der Kinder, Christus.) Sie betrachteten sich auch gern als die freien Kinder im Reiche der Gnade im Gegensatz gegen die Knechte unter der Herrschaft des Gesetzes, oder als die durch den Erlöser freigemachten Knechte. Ein Christ, der zu den Sklaven im Kaiserlichen Dienste (den servis Caesarianis) gehörte, und mit andern Christen, welche freye Bürger waren, vor Gericht geführt wurde, sprach auf die Frage, wer er sey: „Ich bin zwar ein Knecht des Kaisers; aber ein Christ, den Christus selbst mit der Freiheit beschenkt hat, durch Seine Wohlthat und Gnade derselben Hoffnung mit denen,

welche ihr hier vor euch ſehet, theilhaft.“ Die Chriſten waren aber fern davon, die Freiheit zu mißbrauchen, um dem Fleiſche Raum zu geben; ſie wußten wohl, daß das Weſen der chriſtlichen, der einzig wahren Freiheit (da alle andre, die ſich dafür ausgiebt, nur Knechtſchaft mit Knechtſchaft, Götzen mit Götzen vertauſcht) in der freimachenden, mit Luſt und Freude das Geſetz erfüllenden Liebe beſtehet. „Nicht deshalb“ — ſagt Irenäus (IV, 274) — „hat er uns befreit, daß wir ihn verlaſſen ſollten (denn Keiner kann, von den Gütern ſeines Herrn ſich ausſchließend, ſich ſelbſt, was ihm zum Heil nothwendig iſt, erwerben), ſondern daß wir, je mehr wir ſeine Gnade erlangt, deſto mehr ihn lieben ſollten.“

V.

Lieblingsſinnbilder der Chriſten.

Die Sinnbilder, welche den Chriſten dieſer Zeit am geläufigſten und liebſten waren, zeigen uns die Empfindungen und Ideen, durch welche ihr inneres Leben beſeelt wurde. Zwar gab es noch keine Gemälde und Bildniſſe in den einfachen Verſammlungshäuſern der Chriſten, denn dieſe fürchteten durch den Gebrauch derſelben bei dem Gottesdienſte den Heiden ſich zu ſehr zu nähern, und wir bemerken ja oben, wie ihnen dieſe bilderloſe Religion von den Heiden zum

Ferner betrachteten die Christen ihren neuen Stand gern als einen Kinderstand in Bezug auf das durch Christum erlangte neue Leben, das neue kindliche Verhältniß zum himmlischen Vater, den heiligen Kindersinn der nichts Eigenes suchenden, an kein Falsch denkenden unbefangenen, aufrichtigen Gottergebenheit (daher in manchen Gegenden von Afrika der symbolische Gebrauch, dem Neugetauften als Zeichen jenes christlichen Kindschaft und jenes davon unzertrennlichen Kindersinnes eine Mischung von Milch und Honig, womit man die Kinder zu nähren pflegte, vorzusetzen). Christus der Kindererzieher, der sich zu allen ihren Bedürfnissen herabläßt, um sie zu sich heraufzuziehen. (So sagt Clemens in seinem Hymnus an Christus: versammle deine einfachen Kinder, zu preisen mit heiligem Sinne, zu loben ohne Falsch, mit unschuldigem Munde den Führer der Kinder, Christus.) Sie betrachteten sich auch gern als die freien Kinder im Reiche der Gnade im Gegensatz gegen die Knechte unter der Herrschaft des Gesetzes, oder als die durch den Erlöser freigemachten Knechte. Ein Christ, der zu den Sklaven im Kaiserlichen Dienste (den servis Caesarianis) gehörte, und mit andern Christen, welche freye Bürger waren, vor Gericht geführt wurde, sprach auf die Frage, wer er sey: „Ich bin zwar ein Knecht des Kaisers; aber ein Christ, den Christus selbst mit der Freiheit beschenkt hat, durch Seine Wohlthat und Gnade derselben Hoffnung mit denen,

me eines Fiſches, die Anfangsbuchſtaben der griechiſchen Worte: Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes und Heiland in ſich ſchließend (ἰχθυς. ἰησους χριστος θεου υἱος σωτηρ). „Wir Fiſche werden durch unſeren Fiſcher Jeſus Chriſtus im Waſſer geboren, und können nur im Waſſer bleibend gedeihen, d. h. nur wenn wir, dem Taufbund treu, die dort empfangene Gnade bewahren. (Sed nos pisciculi secundum ἰχθυν nostrum Jesum Christum in aqua nascimur nec aliter quam in aqua permanendo salvi sumus. Tertull. de Bapt. c. 1.). So zeigt ſich in dieſen Bildern, mit denen der Chriſt am meiſten vertraut war, der auf das Himmliſche gerichtete Sinn, die kindliche Liebe zum Erlöſer, das Bewußtſeyn der Chriſten, daß ſie aus ſich ſelbſt nichts vermögten, ihm Alles verdankten; hier zeigt ſich uns

VI.

Die Seele des inneren Chriſtenlebens, und wie ſich dieſes äußerlich offenbaren müſſe.

Es war die beſeelende Idee in der chriſtlichen Denkart, daß aus der Gemeinſchaft mit dem Erlöſer die Theilnahme an deſſen göttlichem Leben hervorgehe, welches immer mehr die ganze Natur des Menſchen durchdringen, und durch einen neuen heiligen Wandel ſich offenbaren ſollte.

„Wie die trockne Erde — sagt Irenäus (L. III. c. 19.) — „wenn sie nicht befeuchtet wird, keine Frucht bringt, so würden auch wir, die wir vorher ein dürres Holz waren, niemals Frucht göttlichen Lebens bringen, ohne den Thau von oben. Durch den heiligen Geist — sagt er nachher — wird das Bild und Gepräge des Vaters und Sohnes uns mitgetheilt.“ „Der Mensch — sagt derselbe (L. III. c. 22.) — sollte, an sich selbst erfahrend, aus welchem Elende er befreit worden, immer Gott dankbar seyn, und nachdem er die Gabe des unvergänglichen Lebens von ihm erlangt, desto mehr ihn lieben, denn wem viel vergeben worden, der liebt viel. Der Mensch ist bestimmt die Wirkungen Gottes in sich aufzunehmen, daß an ihm die Weisheit und Kraft Gottes sich offenbare. So wie die Kunst des Arztes an den Kranken sich offenbart, so offenbart sich Gott an dem Menschen.“

„Wir“ — sagt der römische Clemens am Ende des ersten Jahrhunderts — „die wir durch den Willen Gottes in Christo berufen worden, wir werden nicht gerechtfertigt durch uns selbst, nicht durch unsre Weisheit, Frömmigkeit oder unsre in Heiligkeit des Herzens vollbrachten Werke, sondern durch den Glauben. Was sollen wir also nun thun? sollen wir ablassen vom Gutesthun und der Liebe entsagen? Nimmermehr lasse der Herr dies bei uns geschehen, sondern laßt uns streben, mit rastlosem Eifer und Freudigkeit alle guten Werke zu vollbringen, denn so er-

freut ſich ja der Schöpfer und Herr alles Da ſeyns ſeiner Werke.“ Er will ſagen: Wir verdanken unſre Rechtfertigung nur der göttlichen Gnade, die wir uns durch den Glauben erringen, wir konnten ſie nicht durch unſre Werke verdienen, denn erſt durch den Glauben erlangen wir die heiligende Gnade und dadurch Kraft zum Guten. Alles was wir haben iſt nur ein Werk der Gnade, die uns Sündern ohne unſer Verdienſt verliehen worden, und auch als durch die Gnade gebeſſerte Menſchen bleiben wir doch immer noch hinter dem Ideal der Heiligkeit, welches die Menſchheit darzuſtellen beſtimmt iſt, zurück, und wir können alſo nie auf die ewige Seligkeit als ſchuldigen Lohn eines vollkommenen Gehorſams gegen das göttliche Geſetz Anſpruch machen. Aber ſollen wir denn darum, weil wir der Rechtfertigung durch den Glauben gewiß ſind, weil wir dieſelbe durch unſre Werke nicht verdienen konnten, die Vollbringung des Guten uns nicht angelegen ſeyn laſſen? Nein, nach dem Ebenbilde Gottes erneut, mit einem göttlichen Leben erfüllt, fühlen wir uns nothwendig durch das göttliche Leben gedrungen, in göttlichem Sinne zu wirken, fühlen uns nur ſelig im Gutesthun, thun das Gute, nicht um etwas dadurch zu erlangen, ſondern weil die uns eingepflanzte neue göttliche Natur uns von ſelbſt dazu antreibt, gleich wie der ſelbſtgenugſame Gott, deſſen Bild wir jetzt in uns tragen, aus freier Liebe immerfort wirkt, und durch ſeine Werke ſich offenbart.

„Wie die trockne Erde — ſagt Irenäus (L. III. c. 19.) — „wenn ſie nicht befeuchtet wird, keine Frucht bringt, ſo würden auch wir, die wir vorher ein dürres Holz waren, niemals Frucht göttlichen Lebens bringen, ohne den Thau von oben. Durch den heiligen Geiſt — ſagt er nachher — wird das Bild und Gepräge des Vaters und Sohnes uns mitgetheilt.“ „Der Menſch — ſagt derſelbe (L. III. c. 22.) — ſollte, an ſich ſelbſt erfahrend, aus welchem Elende er befreit worden, immer Gott dankbar ſeyn, und nachdem er die Gabe des unvergänglichen Lebens von ihm erlangt, deſto mehr ihn lieben, denn wem viel vergeben worden, der liebt viel. Der Menſch iſt beſtimmt die Wirkungen Gottes in ſich aufzunehmen, daß an ihm die Weisheit und Kraft Gottes ſich offenbare. So wie die Kunſt des Arztes an den Kranken ſich offenbart, ſo offenbart ſich Gott an dem Menſchen.“

„Wir“ — ſagt der römiſche Clemens am Ende des erſten Jahrhunderts — „die wir durch den Willen Gottes in Chriſto berufen worden, wir werden nicht gerechtfertigt durch uns ſelbſt, nicht durch unſre Weisheit, Frömmigkeit oder unſre in Heiligkeit des Herzens vollbrachten Werke, ſondern durch den Glauben. Was ſollen wir alſo nun thun? ſollen wir ablaſſen vom Gutesthun und der Liebe entſagen? Nimmermehr laſſe der Herr dies bei uns geſchehen, ſondern laßt uns ſtreben, mit raſtloſem Eifer und Freudigkeit alle guten Werke zu vollbringen, denn ſo er-

freut ſich ja der Schöpfer und Herr alles Da ſeyns ſeiner Werke.“ Er will ſagen: Wir verdanken unſre Rechtfertigung nur der göttlichen Gnade, die wir uns durch den Glauben aneignen, wir konnten ſie nicht durch unſre Werke verdienen, denn erſt durch den Glauben erlangen wir die heiligende Gnade und dadurch Kraft zum Guten. Alles was wir haben iſt nur ein Werk der Gnade, die uns Sündern ohne unſer Verdienſt verliehen worden, und auch als durch die Gnade gebeſſerte Menſchen bleiben wir doch immer noch hinter dem Ideal der Heiligkeit, welches die Menſchheit darzuſtellen beſtimmt iſt, zurück, und wir können alſo nie auf die ewige Seligkeit als ſchuldigen Lohn eines vollkommenen Gehorſams gegen das göttliche Geſetz Anſpruch machen. Aber ſollen wir denn darum, weil wir der Rechtfertigung durch den Glauben gewiß ſind, weil wir dieſelbe durch unſre Werke nicht verdienen können, die Vollbringung des Guten uns nicht angelegen ſeyn laſſen? Nein, nach dem Ebenbilde Gottes erneut, mit einem göttlichen Leben erfüllt, fühlen wir uns nothwendig durch das göttliche Leben gedrungen, in göttlichem Sinne zu wirken, fühlen uns nur ſelig im Gutesthun, thun das Gute, nicht um etwas dadurch zu erlangen, ſondern weil die uns eingepflanzte neue göttliche Natur uns von ſelbſt dazu antreibt, gleich wie der ſelbſtgenugſame Gott, deſſen Bild wir jetzt in uns tragen, aus freier Liebe immerfort wirkt, und durch ſeine Werke ſich offenbart.

So sagt auch der an das apostolische Zeitalter wahrscheinlich gränzende Verfasser des Briefes an den Diognet, nachdem er von der Gnade der Erlösung gesprochen: „Welche Freude muß dich erfüllen, wenn du dies erkennst? Oder wie wirst du den lieben, der dich so sehr zuerst geliebt hat? Wenn du ihn aber liebst, wirst du Nachahmer seiner Güte werden.“ Und wie ahmt der Mensch Gott nach, fragt er? „Wenn er die Last des Nächsten auf sich nimmt, wenn er durch das, was er vor dem anderen voraus hat, dem, der ihm nachsteht, wohlzuthun sucht, wenn er das, was er selbst von Gott empfangen, den Dürftigen mittheilt, und so gleichsam Gott wird für die Empfangenden (Gottes Werkzeug, durch das Gott selbst seine Gaben mittheilt), ein Solcher ist Nachahmer Gottes.“ —

Tertullian betrachtet das ganze Leben des Christen als ein Dankopfer des Erlösten, welches durch den ewigen Priester der ganzen Menschheit Gott dargebracht werde. Indem er den von der Sünde gereinigten Christen mit dem vom Aussatze gereinigten nach 3. Mos. 14. vergleicht, sagt er: „Der durch das Wort gereinigte Sünder bringt Gott seine Gabe im Tempel dar, Gebet und Dank in der Gemeinde durch Christus, den allgemeinen Priester des Vaters (c. Marcion. L. IV. c. 9.). Der Bischof Cyprianus von Carthago spricht zu den Christen: „Laßt uns wissen und bedenken, daß unsere Glieder Tempel Gottes sind. Wir sind die Priester und Diener

dieſer Tempel: Laßt uns dem dienen, dem wir angefangen haben anzugehören. Laßt uns, die wir durch das Blut Chriſti erlöſet ſind, durch alle Arten der Dienſterfüllung der Regierung des Erlöſers uns gehorſam erweiſen, und mögen wir es uns angelegen ſeyn laſſen, daß nichts Unreines und Unheiliges den Tempel Gottes berühre, damit Er nicht den Sitz, den Er bewohnt, erzürnt verlaſſe. Es ſind die Worte des Herrn, der heilt und wehrt: „Du biſt geſund geworden, ſündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres widerfahre;“ Joh. 5. 14. Nachdem er die Geſundheit geſchenkt, gebietet er, die Sünde zu meiden, er läßt nicht zügellos umherſchweifen, ſondern ſpricht ein deſto ſchwereres Drohwort zu dem, welcher eben dadurch, daß er vom ihm geheilt worden, ihm zu dienen verpflichtet iſt.“ (De habitu virg.) „Nach dem Ewigen und Göttlichen — ſagt derſelbe — müſſen wir trachten, nach dem Willen Gottes müſſen wir alles thun, um den göttlichen Fußtapfen und Lehren unſers Herrn nachzufolgen, welcher ſprach: „ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, ſondern deß, der mich geſandt hat.“ Wenn aber der Knecht nicht größer iſt denn ſein Herr, und wenn der Befreyte ſeinem Befreyer zu gehorchen ſchuldig iſt; ſo müſſen wir, die wir Chriſten ſeyn wollen, dem nachfolgen, was Chriſtus geſprochen und gethan hat. Es ſteht geſchrieben, wir leſen und hören es, die Gemeinde führt es im Munde uns zum

Vorbilde: „Wer da sagt, daß er in ihm bleibet, der soll auch wandeln, gleich wie er gewandelt hat.“ (1. Joh. 2. 6.). Nur dann entspricht unser Wandel dem Namen, zu dem wir uns bekennen, nur dann wird den Gläubigen der Lohn zu Theil, wenn sie, was sie glauben, auch im Leben üben (si quod creditur et geratur). „Nicht bloß wer den Götzen opfert,“ — schreibt derselbe Bischof (ep. 52 ad Antonian.) —, sondern Jeder, der, indem er Sünde begeht, den Willen des Satans thut, diene den bösen Geistern und den Götzen.“ Derselbe spricht zu den Christen: „Wenn wir Kinder Gottes sind, wenn wir schon angefangen haben, Gottes Tempel zu seyn, wenn wir den heiligen Geist empfangen haben, heilig und geistlich zu leben, wenn wir die Augen von der Erde zum Himmel erhoben, wenn wir das Herz, das Gottes und Christi voll ist, zum Himmel, zu dem Göttlichen hin aufgerichtet haben; so laßt uns nur thun, was Gottes und Christi würdig ist, wie uns auch der Apostel mahnt und anreibt (Col. 3, 1—4.). Wir, die wir also durch die himmlische Wiedergeburt mit Christo auferstanden sind, laßt uns, was Christi ist, sinnen und thun, wie auch derselbe Apostel uns ermahnt: „Welcherley der himmlische ist, solcherley sind auch die himmlischen; und wie wir getragen haben das Bild des irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.“ Diese Worte des Apostels Paulus in der Stelle 1. Corinth. 15.

gehören zwar der buchstäblichen Beziehung nach nicht hieher; aber doch konnte Cyprian dem Geiste nach diese Worte mit Recht hier anwenden, denn nach der Lehre des Apostels soll ja in der ganzen Natur des Menschen bey der Auferstehung das nur zur Vollendung kommen, was durch den Glauben schon in diesem zeitlichen Leben vorbereitet worden und den Keim, der sich immer mehr entwickeln muß, begonnen hat, die Erneuerung nach dem Bilde des himmlischen Menschen, Christi, vermöge der inwendigen Aufnahme und Aneignung dieses himmlischen Menschen, und mit Recht konnte daher Cyprian hinzusetzen: „Das himmlische Bild aber können wir nicht tragen, wenn wir nicht in dem, was wir schon zu seyn begonnen haben, die Aehnlichkeit mit Christo zu erkennen geben, denn das heißt: den alten Wandel abgelegt und etwas zu seyn begonnen haben, das du nicht warst, daß die göttliche Geburt in dir hervorleuchte, daß Gott dem himmlische Vater ein göttlicher Wandel entspreche, daß Gott durch das Leben des Menschen verherrlicht werde, indem er nur denen, die ihn verherrlichen, verheißt, daß er sie wieder verherrlichen werde.“ (De zelo et livore.)

VII.

Allgemeine Schilderung des christlichen Lebens.

Dieses göttliche Leben konnte sich unter allen verschiedenen Verhältnissen und Lagen der Menschen offenbaren, es ließ alle äußere menschliche Ordnung, insofern sie nichts dem Sittengesetze oder der wahren und reinen Gottesverehrung Widersprechendes enthielt, wie sie war, bestehen, theilte aber einen neuen Geist derselben mit. Während die Christen sich äußerlich allen bestehenden Gesetzen und gesellschaftlichen Einrichtungen unterwarfen, erhoben sie sich doch durch ihr in Gott ruhendes Leben, ihren himmlischen Wandel über alles Beschränkende in denselben. „Das Erhabene, nicht sowohl in den Worten, als im Leben — ist das Merkmal der ächten Christen (non loqui magna, sed vivere)“ sagt Cyprian de bono patientiae. Wir wollen hören, wie der schon genannte Verfasser des Briefes an den Diognet uns das Leben der Christen in dieser Rücksicht schildert: „Die Christen sondern sich weder durch ihren Wohnsitz, noch Sprache, noch Sitten von den übrigen Menschen ab; obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen, je nachdem einem Jeden das Loos zu Theil geworden, und in Kleidung und Nahrung und der übrigen Lebensweise den Landessitten folgen, so zeichnen sie sich doch durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Le-

benswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge, sie nehmen an Allem Theil, wie Bürger, und sie dulden Alles, wie Fremde. Ein jedes fremde Land ist ihnen Vaterland, und jedes Vaterland wie ein fremdes Land. Sie heirathen wie Alle; sie zeugen Kinder, aber sie setzen ihre Kinder nicht aus (was damals unter den Heiden nicht selten war. s. Anmerk.). Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf der Erde, aber sie leben im Himmel, sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben alle, und werden von Allen verfolgt, verkannt und verdammt. Sie werden getödtet und lebendig gemacht (d. h. der Tod führt sie zum Leben, sie gehn durch Leiden in das ewige Leben ein, daher der Todestag der Märtyrer ihr Geburtstag genannt wurde). Sie sind arm und machen viele reich, sie haben an Allem Mangel und an Allem Ueberfluß. Sie werden beschimpfe und segnen. Mit einem Worte, was in dem Körper die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Wie die Seele durch alle Glieder des Körpers verbreitet ist, so sind die Christen in alle Städte der Welt verbreitet. Die Seele wohnt zwar im Körper, aber sie ist nicht von dem Körper, und die Christen wohnen in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele ist in einem sichtbaren Körper eingeschlossen, so kennt man die Christen als Bewohner der Welt, aber

VII.

Allgemeine Schilderung des christlichen Lebens.

Dieses göttliche Leben konnte sich unter allen verschiedenen Verhältnissen und Lagen der Menschen offenbaren, es ließ alle äußere menschliche Ordnung, insofern sie nichts dem Sittengesetze oder der wahren und reinen Gottesverehrung Widersprechendes enthielt, wie sie war, bestehen, theilte aber einen neuen Geist derselben mit. Während die Christen sich äußerlich allen bestehenden Gesetzen und gesellschaftlichen Einrichtungen unterwarfen, erhoben sie sich doch durch ihr in Gott ruhendes Leben, ihren himmlischen Wandel über alles Beschränkende in denselben. „Das Erhabene, nicht sowohl in den Worten, als im Leben — ist das Merkmal der ächten Christen (non loqui magna, sed vivere)“ sagt Cyprian de bono patientiae. Wir wollen hören, wie der schon genannte Verfasser des Briefes an den Diognet uns das Leben der Christen in dieser Rücksicht schildert: „Die Christen sondern sich weder durch ihren Wohnsitz, noch Sprache, noch Sitten von den übrigen Menschen ab; obgleich sie in den Städten der Hellenen und Barbaren wohnen, je nachdem einem Jeden das Loos zu Theil geworden, und in Kleidung und Nahrung und der übrigen Lebensweise den Landessitten folgen, so zeichnen sie sich doch durch einen wunderbaren und allgemein auffallenden Le-

benswandel aus. Sie bewohnen ihr eigenes Vaterland, aber wie Fremdlinge, sie nehmen an Allem Theil, wie Bürger, und sie dulden Alles, wie Fremde. Ein jedes fremde Land ist ihnen Vaterland, und jedes Vaterland wie ein fremdes Land. Sie heirathen wie Alle; sie zeugen Kinder, aber sie setzen ihre Kinder nicht aus (was damals unter den Heiden nicht selten war; s. Anmerk.). Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf der Erde, aber sie leben im Himmel, sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, und durch ihr Leben erheben sie sich über die Gesetze. Sie lieben alle, und werden von Allen verfolgt, verkannt und verdammt. Sie werden getödtet und lebendig gemacht (d. h. der Tod führt sie zum Leben, sie gehn durch Leiden in das ewige Leben ein, daher der Todestag der Märtyrer ihr Geburtstag genannt wurde). Sie sind arm und machen viele reich, sie haben an Allem Mangel und an Allem Ueberfluß. Sie werden beschimpft und segnen. Mit einem Worte, was in dem Körper die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Wie die Seele durch alle Glieder des Körpers verbreitet ist, so sind die Christen in alle Städte der Welt verbreitet. Die Seele wohnt zwar im Körper, aber sie ist nicht von dem Körper, und die Christen wohnen in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Die unsichtbare Seele ist in einem sichtbaren Körper eingeschlossen, so kennt man die Christen als Bewohner der Welt, aber

ihre Gottesverehrung bleibt eine unsichtbare (s. oben). Das Fleisch haßt und bekämpft die Seele, obgleich die Seele dem Fleisch nichts zu Leide thut, weil sie dasselbe hindert, seinen Lüsten sich hinzugeben. So haßt auch die Welt die Christen, obgleich sie derselben nichts zu Leide thun, weil sie den Lüsten derselben sich entgegenstellen. Die Seele leidet das sie haßende Fleisch und die Christen lieben diejenigen, von denen sie gehaßt werden. Die Seele ist in dem Körper eingeschlossen, und sie ist es doch, die den Körper zusammenhält, und die Christen werden in der Welt wie auf einem Posten zurückgehalten, und sie sind es doch, welche die Welt zusammenhalten. Die sterbliche Seele wohnt in dem sterblichen Körper und die Christen wohnen als Fremdlinge im Vergänglichen, und erwarten das unvergängliche Leben im Himmel. Einen so wichtigen Posten hat ihnen Gott vertraut, den sie nicht verlassen dürfen. Justin der Märtyrer entwirft diese Schilderung von dem Leben der Christen (Apol. II.): „Wir, die wir einst der Wollust dienten, streben jetzt nur nach Sittenreinheit, wir, die wir auch Zauberkünste gebrauchten (die damals so vielfach unter den Heiden verbreiteten Gaukeleien vorgeblicher Magie, Goetteia), wir haben uns dem guten und ewigen Gott geweiht. Wir, die wir einst Geldgewinn mehr als Alles liebten, theilen jetzt auch das, was wir besitzen, mit Allen, und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten,

die wir die aus fremden Völkern Stammenden wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, wir tragen nach der Erscheinung Christi kein Bedenken, mit ihnen zusammen zu leben; wir beten für unsre Feinde, und wir suchen die uns mit Unrecht Hassenden zu überzeugen, damit sie nach den herrlichen Lehren Christi leben und dadurch die freudige Hoffnung empfangen mögten, dasselbe, wie wir, von dem allmächtigen Gott zu erhalten.“ Die großen sittlichen Wirkungen des Christenthums bedurften keiner glänzenden, äußerlichen Verhältnisse, um hervorzuleuchten, wie die großen Wirkungen der Vaterlandsliebe im Alterthum, die doch oft von einer feineren Selbstsucht begleitet waren, sondern die christliche Tugend, still und anspruchslos mit Furcht und Zittern einhergehend (in der Erscheinung der Knechtsgestalt das Bewußtseyn einer Freiheit in sich tragend, die nicht auf irdischen Verhältnissen, sondern in Gott gegründet und darum allein eine ächte und unveräußerliche ist, die nicht durch Fleisch und Blut, sondern allein durch den Sohn Gottes verliehen wird), diese Tugend konnte in der Hütte des Aermsten, wie in dem Pallaste, ja in der ersten noch leichter, ihren Platz finden, weil weniger die Täuschung des Scheins irdischer Herrlichkeit ihr entgegenstand; und in dem Gegensatze gegen die irdische Niedrigkeit strahlte nur desto heller die verborgene Herrlichkeit in dem armseligen Gefäß her-

vor. Wir bemerkten schon oben, daß das Chriſtenthum frühzeitig unter den Sklaven Eingang fand. Dieſe erhielten nun zwar daſſelbe erhabene Bewußtſeyn, wie alle Gläubige, welches den Menſchen nicht allein über alle irdiſche Gewalt, ſondern auch über alle Stufen des Daſeyns bis zu dem Throne des ewigen Gottes erhebt, das Bewußtſeyn, daß ſie Kinder Gottes ſeyen, nicht von dem Willen des Fleiſches, noch von dem Willen eines Menſchen, ſondern von Gott geboren, und alle Kinder Gottes erkannten ſie als ihre Brüder an. Alle erſchienen in den gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften als gleich vor dem Herrn, ſie erhielten ja wie jeder Andere Theil an der Gemeinſchaft mit dem Herrn im heiligen Abendmahl als Glieder des Einen Leibes Chriſti, an welchem kein Unterſchied zwiſchen dem Knecht und dem Freien ſeyn ſollte, ſondern alle allzumal ſollten Einer ſeyn in Chriſto Jeſu. Keiner ſcheute ſich, ihnen den Bruderkuß bei der heiligen Feier zu ertheilen, wie jedem andern; bei den gemeinſchaftlichen Liebesmählern erhielten ſie ihren Platz unter allen übrigen Gläubigen. Aber das Chriſtenthum bewahrte auch vor der verderblichen Verwechſelung geiſtlicher und leiblicher Freiheit; es ließ auch den Sklaven im Bewußtſeyn der beſeligenden Gemeinſchaft Chriſti mit ſeiner Lage zufrieden ſeyn und ſeinen Beruf mit Liebe, und Gott vor Augen, erfüllen. Von innen heraus wirkte überall das Chriſtenthum, keine gewaltſamen Umwälzungen brachte es hervor, wie das

menschliche Kraftgefühl, das nicht mit stiller Ergebung Gottes Wege gehen will, sondern mit stolzem Eigenwillen sich selbst durch Zerstörung den Weg zu bahnen sucht, — wenn gleich, sobald das Christenthum in das Leben der Menschheit nach allen Seiten eingedrungen war, von selbst ein Verhältniß fallen mußte, das der christlichen allgemeinen Menschenliebe, den durch das Christenthum verbreiteten Ideen über die Bestimmung, das Recht, die Hoffnungen aller Menschen entgegen ist. Der Bischof Ignatius von Antiochia schreibt so über die Sklaven an den Bischof Polykarpus von Smyrna: „Verachte die Knechte und Mägde nicht. Sie müssen aber auch nicht hochmüthig werden, sondern zur Ehre Gottes desto eifriger dienen, um die höhere Freiheit von Gott zu erlangen. Sie müssen nicht darnach verlangen, von der Gemeinde frei gekauft zu werden, damit sie nicht als Knechte ihrer irdischen Begierde sich zeigen."

Wie der Herzensumgang mit Gott und ihrem Erlöser das wesentliche Bedürfniß der Christen war, wie sie durchdrungen waren von dem Bewußtseyn, daß sie ohne Gott, ihrer sündhaften und schwachen Natur überlassen, nichts vermögten, so war ihnen tägliche Nahrung und Stärkung, Hülfe in allen Gefahren, Trost in allen Leiden: —

VIII.

Das Gebet.

Tertullian fordert mit diesen Worten zum Gebet auf: „Laßt uns unter den Waffen die Fahne unsers Herzogs bewachen (s. oben), die Posaunen des Engels betend erwarten. Auch alle Engel beten, alle Geschöpfe beten, selbst der Herr betete.“ Von dem Eigenthümlichen des christlichen Gebetes redet er so: „Was mag Gott dem vom Geiste und von der Wahrheit kommenden Gebete nicht verliehen haben, da er ein solches Gebet verlangte? Das Gebet des alten Bundes rettete aus dem Feuer, aus dem Rachen der wilden Thiere, vom Hunger, und es hatte noch nicht seine Regel von Christo empfangen. Um so viel mächtiger wird übrigens jetzt gebetet, da das Gebet der Christen nicht den löschenden Engel mitten in die Flammen herabruft (Daniel 3. 28.), nicht den Rachen des Löwen verstopft (Daniel 6.), und nicht dem hungernden Volk Speise bringt (II. Könige IV.). Da die Gnade den Menschen verliehen ist, wehrt es kein Gefühl der Leiden von ihnen ab, sondern es rüstet die Leidenden, die Fühlenden, die Schmerz Empfindenden mit Geduld aus, daß der Glaube wisse, was er von dem Herrn zu erwarten habe, sich bewußt, was er für den Herrn leide. Aber ehemals führte das Gebet auch Landplagen herbei, schlug feindliche Heere. Jetzt aber wehrt

das Gebet der Gerechtigkeit allen Zorn Gottes ab, es wacht für die Feinde, es verwendet sich für die Verfolger. Christus hat dem Gebet nur Kraft zum Guten verliehen. Es weiß nichts als die Seelen der Abgeschiedenen von dem Wege des Todes selbst zurückzurufen, Kranke zu heilen, von der Herrschaft böser Geister zu befreien (s. oben), die Fesseln der Unschuldigen zu lösen. Es tilgt Sünden, vertreibt Versuchungen, dämpft Verfolgungen, tröstet die Kleinmüthigen, beseligt die Hochherzigen, geleitet die Wanderer, beruhigt die Wellen, nährt die Armen, leitet die Reichen, richtet die Gefallenen auf, hält die Fallenden aufrecht, bewahrt die Stehenden. Das Gebet ist die Mauer des Glaubens, unsere vollständige Waffenrüstung gegen den von allen Seiten uns auflauernden Feind. Also lasset uns nie unbewaffnet einhergehen.“ Origenes behauptet den Nutzen und die Kraft des Gebetes gegen den Hochmuth gewisser Theosophen, welche, wie schon frühzeitig die unchristlichen Richtungen an das Christenthum sich anzuschließen wagten, das Gebet als ein Zeichen der Schwäche verachteten (freilich des Gefühls der Schwäche; das Christenthum setzt aber auch voraus, daß die Menschen sich schwach fühlen und nur stark seyn wollen im Herrn), er sagt gegen diese: „Wie viel hat Jeder von uns, wenn er sich dankbar der Wohlthaten Gottes erinnernd, Lobgesang dafür zu Gott hinaufsendend will, zu erzählen? Seelen, welche lange Zeit Dürre empfunden, wur-

christlichen Bruders Abschied nahm, wurde er mit Gebet aus der christlichen Familie entlassen, denn in deinem Bruder — sagte man — hast du deinen Herrn selbst gesehen. Zu allen gemeinsamen Berathungen bereitete man sich durch Gebet vor. Bei wichtigen, die allgemeine Theilnahme erregenden Begebenheiten, wie drohenden Verfolgungen, wie wenn ein Mann, dessen Leben für das Beste der ganzen Gemeinde wichtig war, vom Tode bedroht wurde, pflegten sie sich zu gemeinschaftlichem Gebete zu versammeln, und man erzählte Beispiele von besonderen Gebetserhörungen in solchen Fällen. „Oft" — sagt Irenäus II. 56. — „wenn die ganze Gemeinde eines Orts mit Fasten Gott anrief wegen des besondern Bedürfnisses, kehrte das Leben in den Gestorbenen zurück, und er wurde dem Gebet der Christen geschenkt."

Die christliche Kirche war, wie wir oben bemerkten, fern davon, das Gebet in fleischlich jüdischem Sinn an gewisse Zeiten, als ob diese eine besondere Heiligkeit enthielten, zu binden. Sie betrachtete das Gebet als einen den belebenden Geist von oben an sich ziehenden Aushauch des innersten christlichen Lebens. Durch das Gebet sollte das ganze Leben der Christen geheiligt werden und ihr ganzes Leben sollte ein fortwährendes Gebet seyn, — Dank für die Gnade der Erlösung und Bitte um fernere Gnade zur Heiligung. „Das ganze Leben des Christen" — sagt Origenes (de orat. 12.) — soll ein zusammen-

hangendes großes Gebet seyn (μια συνεπτομενη μεγαλη ευχη) und das gewöhnlich so genannte Gebet nur ein Theil dieses großen Gebetes." Und Clemens von Alexandria sagt (Stromat. 7. 722.): „Das Gebet ist Umgang mit Gott; wenn wir also auch nur leise lispeln, wenn wir auch nicht einmal die Lippen öffnen, nur schweigend mit Gott reden, so rufen wir zu ihm von innen heraus, denn Gott hört ohne Unterlaß alles, was wir im Innern mit ihm reden. — Wenn Einige aber auch bestimmte Stunden für das Gebet festsetzen, so betet doch der gereifte Christ durch sein ganzes Leben, indem er durch das Gebet sich mit Gott zu verbinden strebt." Cyprian sagt: Wir, die wir in Christo, das heißt der wahren Sonne und in dem wahren Tageslichte leben, wir müssen den ganzen Tag mit Gebet umgehn; und wenn die Nacht auf den Tag folgt, muß auch dieses unser Gebet nicht unterbrechen, denn für die Kinder des Lichts ist auch in der Nacht Tag. Denn wann ist der ohne Licht, der das Licht im Herzen hat? Oder wann fehlt dem Sonne und Tag, welchem Christus Sonne und Tag ist? Durch Gottes Gnade im Geiste erneut und wiedergeboren, laßt uns schon hier dem nachtrachten, was wir einst seyn werden. Da wir im Himmelreich bloß Tag ohne Unterbrechung der Nacht haben werden; laßt uns in der Nacht, wie am Tage, zum Gebete wach seyn. Da wir dort ohne Unterlaß beten und Gott danken werden; laßt uns auch hier nicht aufhören, zu beten und zu danken."

Die christlichen Kirchenlehrer bekämpften eine abergläubische Denkart, welche auf eine gewisse äußerliche Richtung des Körpers und gewisse äußere Gebräuche bei dem Gebete den größten Werth legte, und sie suchten den Christen zu zeigen, daß nicht auch auf eine gewisse Richtung des Körpers, sondern eine gewisse Richtung des Herzens bei dem Gebet Alles ankomme, wie oben Cyprian. So sagt Origenes: „Es scheint mir, daß wer zum Gebet kommen will, sich zuerst etwas zurückziehen und in sich selbst sich sammeln, und dann desto inbrünstiger ganz dem Gebet sich hingeben muß. Er muß sich vorher so viel als möglich an die Größe dessen erinnern, zu dem er sich naht, daß es ein Frevel ist, nachlässig, als wenn man ihn verachte, zu ihm zukommen, daß man alles Fremde abthuend, so zum Gebet kommen muß, indem man vor den Händen die Seele, vor den Augen den Geist zu Gott emporhebt, daß man alle Vergeltungssucht gegen Jemand, von dem man Unrecht erlitten, so sehr aus der Seele verbannt, als man Nichtvergeltung der eigenen Sünden bei Gott sucht. Man kann gar nicht zweifeln, daß, da sich mannichfaltige Richtungen des Körpers denken lassen, die Richtung mit Emporstrecken der Hände und Emporheben der Augen allen andern vorzuziehen ist, als ein Bild derjenigen Gemüthsbeschaffenheit, in welcher sich die Seele bei dem Gebet befinden sollte. Wir meinen aber nur, daß dies vor allem vorgezogen werden muß, wenn keine

Umstände es hindern, denn unter gewissen Umständen kann man auf eine würdige Weise auch sitzend oder liegend beten wegen einer Krankheit. Und unter gewissen Umständen, zum Beispiel, wenn man zu Schiffe ist, oder Geschäfte es uns nicht erlauben, uns zurückzuziehen und das gewohnte Gebet zu verrichten, kann man beten, ohne daß man zu beten scheint. Auf das geistige Kniebeugen, welches so genannt wird, weil das Herz im Namen Jesu vor Gott sich nieder wirft, und ein jedes Wesen sich bei sich selbst demüthigt, auf dies scheint uns der Apostel hinzuweisen Phil. II. 10." „Gott" — sagt Tertullian gegen diejenigen, welche zu laut in der Gemeinde ihre Gebete verrichteten — „Gott hört nicht die Stimmen, sondern das Herz, so wie er in das Herz sieht." Derselbe sagt gegen diejenigen, welche vor jedem Gebet sich glaubten waschen zu müssen (orat. c. XI.): „Was heißt das, mit gewaschenen Händen, aber unreinem Geiste das Gebet verrichten? da doch den Händen selbst die Geistesreinheit nothwendig ist, daß sie rein von Trug, Blutvergießen, Grausamkeit, Zauberei (s. oben), vom Götzendienst und von dem übrigen Bösen, das vom Geiste ausgehend, durch das Werk der Hände vollbracht wird, zu Gott erhoben werden. Das ist die wahre Reinheit, nicht diejenige, für welche Viele (Solche nämlich, die jüdischen oder heidnischen Aberglauben in das Christenthum mit hinüber genommen hatten) Sorge tragen. Rein genug sind unsere

Hände, die wir mit dem ganzen Körper ein für alle Mal in Christo abgewaschen haben" (Anspielung auf die Taufe, welche damals mit Untertauchung des ganzen Körpers verrichtet wurde. Dem Tertullian schwebte hier Joh. 13, 10. vor. Der Sinn: da wir ein für alle Mal durch die Wiedergeburt im Glauben an den Erlöser gereinigt worden, kann uns nichts verunreinigen, wenn wir nur die empfangene Reinigung treu bewahren). Von solchen eiteln Gebräuchen, welche nicht aus der Lehre des Herrn und seiner Apostel genommen seyen, sagte er, „solche erkünstelte Gebehrden gehören nicht der Religion, sondern dem Aberglauben an, es zeigt sich darin vielmehr ein fürwitziger und nutzlos geschäftiger, als ein vernünftiger Gottesdienst. Man muß solches schon deshalb unterdrücken, weil wir dadurch den Heiden ähnlich werden." Eben derselbe sagt (c. 10.): „Die treue Beobachtung der Lehre Christi bahnt dem Gebete den Weg zum Himmel, worunter das Vornehmste ist, daß wir nicht bevor zum Altar Gottes hinaufsteigen, als wir uns mit unsern Brüdern versöhnen, wenn wir uns mit ihnen entzweit oder sie beleidigt haben. Denn was heißt das: zum Frieden Gottes kommen ohne Frieden? Vergebung der Schuld suchen, wenn man sie Andern behält? Wie kann der seinen Vater versöhnen, wer gegen seinen Bruder zürnt? Und die Richtung des Gebetes muß nicht allein von Zorn, sondern überhaupt von aller Gemüthsunruhe frei seyn, aus einem solchen Geiste kom-

mend, welcher ähnlich ist dem Geiste, an den es gerichtet wird. Der heilige Geist kann keinen unreinen Geist, der Geist der Freude keinen betrübten Geist, der freie Geist keinen in irdischen Sorgen befangenen Geist anerkennen, keiner nimmt den, welcher feindselig gegen ihn ist, jeder nur den Befreundeten in seine Gemeinschaft auf." Der Bischof Cyprianus sagt: Der Herr lehrte uns in der Stille beten, in unsrem Kämmerlein selbst; daß wir wissen, Gott sey allgegenwärtig, er höre und sehe Alle, er durchdringe mit der Fülle seiner Majestät auch den verborgensten Winkel; Gott hört nicht die Stimme, sondern das Herz (Deus non vocis, sed cordis auditor est). — Wenn wir beten, muß unser ganzes Herz auf das Gebet gerichtet seyn. Es sey dem Widersacher verschlossen und stehe allein Gott offen, denn Jener schleicht sich dann häufig ein und zieht durch seine Täuschungen unser Gebet von Gott ab, so daß wir etwas Andres im Herzen, etwas Andres im Munde haben, da doch zu dem Herrn mit aufrichtiger Richtung zu ihm hin nicht der Schall der Stimme, sondern Seele und Sinn beten müssen. — Christus lehrt uns beten: Unser Vater, nicht mein Vater. Der einzelne Christ soll nicht für sich allein beten. Unser Gebet ist ein gemeinschaftliches. Wir beten nicht bloß für den Einzelnen, sondern für die ganze Gemeinde, denn wir, die wir Eine Gemeinde sind, wir sind Eins. Gott

wollte, daß der Eine für Alle beten sollte, wie er Einen die Sünden Aller tragen ließ.“

Insbesondere waren die Christen überzeugt, daß man mit dem Lesen der heiligen Schrift das Gebet verbinden müsse, um in den Sinn derselben recht eindringen zu können. Da Origenes seinen ehemaligen Schüler, den nachher allgemein verehrten Gregorius Thaumaturgus zum fleißigen Studium der heiligen Schrift ermahnte, setzte er hinzu: „Es sey dir aber nicht genug, zu suchen und anzuklopfen; am nothwendigsten, um die göttlichen Dinge verstehen zu lernen, ist das Gebet. Indem der Herr uns dazu antrieb, sprach er nicht allein: Klopfet an, so wird euch aufgethan; suchet so werdet ihr finden; sondern auch: bittet, so wird euch gegeben werden.“

IX.

Das Fasten mit dem Gebet verbunden.

Die Christen betrachteten zwar das Gebet als ihre tägliche Geistes- und Herzensnahrung, als die tägliche Weihe ihres Lebens; aber sie hatten doch, Jeder nach seinen besonderen Lagen und Bedürfnissen gewisse Zeiten, da sie sich besonders aus dem Gewirr der irdischen Geschäfte zurückzogen, sich im Stillen vor Gott sammelten, ihr bisheriges Leben vor seinen Augen und nach der Anleitung seines Wortes durchgingen; wegen

des Schlechten, das sie in ihrem innern und äußern Leben bemerkten, Buße thaten und ihn mit zerknirschtem Herzen im Namen Christi um die Gnade der Sündenvergebung und Heiligung anriefen. Wenn die Christen sich einen Tag zu diesem Zwecke auswählten, pflegten sie dann zugleich einen Theil desselben, etwa bis um drei Uhr Nachmittags zu fasten, oder nur eine besonders dürftige Kost an diesem Tage zu führen, um durch die Sinnlichkeit (was besonders in den heißen Gegenden des Orients und Afrikas der Fall war) in der Beschäftigung ihres Gemüths mit göttlichen Dingen weniger gestört zu werden, so daß sie dann zugleich, was sie durch ihre Entbehrungen an diesem Tage erübrigten, unter Arme austheilten. Am liebsten wählte man zu diesem Zwecke den Freitag, der wegen des Andenkens an das Leiden Jesu zur Erlösung der sündhaften Menschheit besonders geeignet schien, die Empfindungen der Buße hervorzurufen; denn der Gedanke, in der Buße, der Kreuzigung des alten Menschen, dem Leiden Christi, des Gekreuzigten, nachzufolgen, um mit ihm aufzuerstehen in vollkommener Heiligkeit, zu dem herrlichen Leben einer zweiten höheren Schöpfung, in einem verklärten Körper und in einer verklärten Welt; dieser Gedanke beseelte ja das ganze Leben der Christen. So war ja der Sonntag hingegen nur ein Tag heiliger Freude, an dem man nicht an den alten Adam denken, sondern des neuen, von dem auferstandenen und verherrlichten Christus empfangenen

Leben sich freuen sollte, an dem Keiner fasten, das Knie beugen, sondern Jeder nur aufrecht stehend beten sollte, sich freuend, daß Christus den gefallenen Menschen von der Erde wieder zum Himmel aufgerichtet. So war ja auch in jedem Jahr der Erinnerungstag an das Leiden Christi und die nächste vorhergehende Zeit vorzugsweise Bußzeit, und die Zeit von dem Auferstehungsfeste hingegen bis zum eigentlichen Pfingstfeste, diese sieben Wochen wurden auf ähnliche Art wie jeder Sonntag mit freudiger Feier begangen.

An einem solchen Freitage pflegte man entweder nur Jeder für sich in seinem Hause einen solchen Bet- und Fasttag zu halten, oder sich auch an die versammelte Gemeinde anzuschließen.

X.

Das Leben der Asketen.

Wenn die übrigen Christen nur für einen bestimmten Tag sich solche Entbehrungen vorschrieben, so wurden dagegen einzelne, da sie dem heidnischen Sündendienste bei der Taufe entsagten, von einer solchen Sehnsucht nach heiligem Leben, einem solchen Abscheu gegen die sinnlichen Begierden, von denen sie sich früher hatten beherrschen lassen, einem solchen Triebe, ganz in Gott zu leben, ergriffen, daß sie ihr Vermögen zu wohlthätigen Zwecken hingaben, allen ir-

dischen Vergnügungen entsagten, unverheirathet blieben, um unzerstreut durch irdische Familiensorgen, nur ganz der Beschäftigung mit dem Göttlichen und der Wirksamkeit für das Reich Gottes zu leben; daß sie jene Entbehrungen, jene dürftige Kost durch ihr ganzes Leben fortsetzten, auch in jener zwiefachen Absicht, um durch die Regungen der Sinnlichkeit desto weniger gestört zu werden und um das, was sie durch diese dürftige Kost von den Erwerbnissen der Arbeit ihrer Hände ersparten, zum Besten der Armen zu verwenden. Diese Menschen, welche nach ihrem Bestreben, zur christlichen Tugend sich zu bilden (ἄσκησις) ἀσκηταὶ, oder nach jenem Bilde vom Soldatenstande, christliche Kämpfer (ἀγωνιστικοὶ) oder die Enthaltsamen (Continentes) genannt wurden, trennten sich dabei keineswegs von der übrigen Gemeinde. Sie lebten mitten unter derselben und gebrauchten zum Nutzen Anderer die geistlichen Erfahrungen, welche sie in der stillen Sammlung des Gemüths sich erwarben, theilten Anderen zu deren Besten aus dem Schatz mit, den sie durch den Umgang mit Gote im Gebet und in dem fleißigen Studium des göttlichen Wortes gewonnen.

Auch bei den Heiden standen damals Männer, die ein solches enthaltsames Leben führten, wenn sie in dem Philosophenmantel (τρίβων, pallium) erschienen, in besonderer Verehrung. Die Christen, die nun in dieser Tracht als Asketen umhergingen, konnten also dadurch die Hei-

den auf die aus dem Orient gekommene Weisheit aufmerksam machen, und dadurch Veranlassung gewinnen, sie ihnen vorzutragen.

Um einen solchen im Philosophenmantel erscheinenden Mann sammelte sich leicht eine Anzahl wißbegieriger, Wahrheit suchender oder neugieriger Menschen; man hielt ihn für einen erleuchteten Weisen, man erlaubte dem strengen Sittenrichter auch die öffentlichen Laster anzugreifen (s. Tertullian. de pallio c. VI.). Wer ihm auf einsamem Wege begegnete, der knüpfte ein Gespräch mit ihm an, und so konnte er mancherlei Gelegenheiten zur Verkündigung des Evangeliums benutzen. „Freue dich, Philosophenmantel," sagt Tertullian, „eine bessere Philosophie hat dich gewürdigt, sich in dich zu hüllen, seitdem du angefangen, das Gewand eines Christen zu seyn (Gaude pallium et exulta, melior jam te philosophia dignata est, ex quo Christianum vestire coepisti)."

XI.

Opposition des ächt christlichen Geistes gegen eine falsche asketische Richtung.

Diese asketische Lebensrichtung war nun an und für sich nichts dem Christenthum Eigenthümliches und an und für sich nichts wesentlich Christliches, denn diese asketische Richtung findet sich bei den Religionen des Alterthums, welche

der christlichen durchaus nicht verwandt sind, und sie scheint in dem Orient und Aegypten besonders einheimisch zu seyn. Leicht geht diese Richtung vielmehr hervor aus einer dem Christenthum entgegengesetzten Denkart, welche die Sinnlichkeit für den Grund und das Prinzip des Bösen ansieht und daher Entäußerung von der Sinnlichkeit als den wahren Weg zur Vollkommenheit vorschreibt, einem Hochmuth, der die Menschen glauben läßt, daß sie durch eine, die Sinnlichkeit ganz unterdrückende, sittliche Kraft über die gewöhnliche menschliche Natur zur Verbindung mit der Gottheit sich erheben könnten. Das Christenthum ist gerade im Kampf gegen diese asketische Richtung aufgetreten (s. Colosser 2. 23. 1. Timoth. 4. 3—8.), indem es den Grund des Bösen der menschlichen Natur nicht in irgend etwas Aeußerem, nicht in der Sinnlichkeit, sondern in der dem göttlichen Gesetze entgegenstehenden Selbstsucht finden ließ, (welche Selbstsucht sich eben sowohl durch eine feinere geistliche Eitelkeit, als durch die groben Triebe der Sinnlichkeit offenbaren, die Asketik selbst zu ihrer Stütze gebrauchen kann), und indem es den Körper als das Organ einer geheiligten Seele, als einen Tempel des heiligen Geistes achten lehrte. Nur in dem vorherrschenden sittlichen Ernste und in der mehr geistigen Richtung kam das Christenthum mit jener Asketik überein, und es konnte sich allerdings an dieselbe eher, als an eine sinnliche Genußsucht anschließen. Entbehren, leiden,

aufopfern, mehr im Geiſte als im Fleiſch leben, lehrte ja das Chriſtenthum wie jene Askeſe. Aber das Unterſcheidende im Chriſtenthum war bei dieſem Ernſte und dieſer Richtung zum Innern der Geiſt der thätigen Liebe und der unbefangene Kinderſinn.

So konnte nun allerdings das Vorherrſchen dieſer asketiſchen Richtung dem Weſen des praktiſchen Chriſtenthums nachtheilig werden; aber wir bemerken auch, ſobald ſich Spuren dieſes nachtheiligen Einfluſſes zeigen, einen aus dem urſprünglichen chriſtlichen Geiſte hervorgehenden Widerſtand gegen denſelben. Das wahre, gottgefällige Faſten — wird in einer wenigſtens aus der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts herrührenden Schrift geſagt — iſt nicht das äußerliche Faſten, ſondern: „vor allen Dingen reinige zuerſt dein Herz von aller Befleckung, von Rach- und Gewinnſucht. An dem Tage, wo du faſteſt, ſey zufrieden mit Waſſer und Brod und Gemüſe, und genieße dieſes, Gott dafür Dank ſagend; berechne, was du ſonſt an dieſem Tage für dein Mittagmahl ausgegeben haben würdeſt, und gieb dies einer Wittwe einem Waiſen oder einem anderen Armen.“ (Der Hirt des Hermas III. Sim. V.)

Clemens von Alexandria ſagt gegen die Kaſteyungen gewiſſer Sekten (Stromat. L. III. 446), daß es ja manche Prieſterarten in verſchiedenen heidniſchen Religionen gebe, welche im Coelibat und in ſtrenger Enthaltung leben. „So

wie die Demuth durch Sanftmuth sich offenbart, nicht aber durch Kasteyung des Körpers, so ist auch die Enthaltsamkeit eine Tugend der Seele, nicht im Aeußerlichen, sondern im Innern gegründet. Diese Hochmüthigen sagen, daß sie dem Herrn nachahmen, der weder geheirathet noch etwas Irdisches besessen, aber die heilige Schrift ruft ihnen zu: „Gott widersteht den Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade.“ (1. Petri 5, 5.) In diesem Sinne schrieb auch Clemens eine Abhandlung über die Frage: Wer ist der Reiche, der zur Seligkeit gelangt (τις ὁ σωζομενος πλουσιος), wo er zu zeigen sucht, daß das Aeußere etwas an und für sich selbst Gleichgültiges sey, an und für sich dem Seelenheil weder schaden noch nützen könne, daß alles vielmehr auf die Gesinnung, in welcher man es recht anwende oder mißbrauche, ankomme, daß nicht der Reichthum an und für sich etwas Schädliches sey, sondern nur die Liebe zum irdischen Gut, nicht die Armuth an und für sich etwas Lobenswerthes, sondern nur die Lossagung der Seele von dem Irdischen in der Gesinnung. Als die Schwärmer der montanistischen Sekte gesetzmäßige Fasten für gewisse Zeiten vorschreiben wollten, erklärten sich viele Stimmen dagegen: der evangelischen Freiheit gemäß — sagten sie — dürfe hier nichts vorgeschrieben werden, ein Jeder müsse hier frei nach seinen Bedürfnissen, seinen Verhältnissen und Neigungen verfahren. Sie beriefen sich auf Jesa. 58, 5, 6 u. f. „Daß nicht

Fasten, sondern Werke der Gerechtigkeit Gott wohlgefällig seyen." (Matth. 18, 1.; 1. Timoth. 4, 1 u. d. f.; 1. Cor. 8, 8.)

In der blutigen Verfolgung, welche die Gemeinde zu Lyon im Jahre 177 traf, legte auch ein Mann, der bisher als Askete gelebt hatte, Namens Alcibiades, ein standhaftes Bekenntniß ab, und wurde in ein schweres Gefängniß geworfen. Hier setzte er seine frühere harte Lebensweise fort, nährte sich bloß von Wasser und Brot und wollte wahrscheinlich nichts von den Spriſen genießen, welche die Christen ihren gefangenen Bekennern ins Gefängniß schickten. Aber Einer seiner christlichen Mitgefangenen, Attalus, sagte zu ihm, wie er sich dies ihm zu sagen vom göttlichen Geiſte getrieben fühlte: er thue Unrecht, Gottes Gaben nicht zu genießen, und dadurch Andern ein Aergerniß zu geben. Der Asket, der verehrte Bekenner, der so leicht von geistlicher Eitelkeit bestochen werden konnte, gab ein Beiſpiel von Verleugnung des eignen Willens, welche etwas Höheres und Schwereres ist, als alle äußerliche Asketik. Er aß jetzt von Allem, was vorgesetzt wurde, und sagte Gott Dank, auch für diese Gaben. (Euseb. V. III.)

XII.

Thätige Bruderliebe der Christen unter einander.

Der Name der Brüder und Schwestern war derjenige, welchen sich die Christen unter einander gaben; an ihr brüderliches Verhältniß zu einander erinnerte sie der Bruderkuß, den sie einander bei der Feier des heiligen Abendmahls, welche mit jeder gottesdienstlichen Zusammenkunft verbunden war, ertheilten; die gemeinschaftlichen Liebesmahler, die wenigstens in der ersten Zeit statt fanden, und wobei Christen von allen Ständen, den Unterschied des Standes, des Vermögens, der Bildung vergessend, zusammenkamen (die Agapen) und die Reichen mit den Armen theilten. Von diesen Liebesmahlern, wie sie am Ende des zweiten Jahrhunderts beschaffen waren, finden wir diese Beschreibung bei dem Tertullian (Apologet. c. 39.): Man setzt sich nicht zu Tische, bis Gebet zu Gott vorausgeschickt worden. Es wird so viel gegessen, als der Hunger eines Jeden verlangt; so viel getrunken, als es zur Erhaltung keuscher Triebe nützlich ist. Man sättigt sich so, daß man des noch in der bevorstehenden Nacht zu haltenden Gebetes eingedenk ist. Man führt Gespräche, bei denen man daran denkt, daß Gott sie höre. Nachdem man sich die Hände gewaschen und Licht angezündet worden, wird Jeder aufgefordert, etwas vor Allen zum Lobe Gottes zu singen, sey es aus der heiligen Schrift entlehnt, oder wie das

eigene Herz es ihm eingiebt. Da zeigt es sich, wie viel er getrunken. Mit Gebet wird die Mahlzeit aufgehoben.“ In diesem brüderlichen Verhältnisse betrachteten auch die Christen einander überall im Leben: für die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse jedes Einzelnen wurde von der Gemeinde gesorgt. Der aus fernen Gegenden kommende Christ suchte gleich bei seiner Ankunft in der fremden Stadt die christliche Gemeindeversammlung auf, und fand bei den Brüdern geistliche und leibliche Erquickung. Zum Theil aber deshalb, weil diese Bruderliebe von Betrügern gemißbraucht wurde, wandten die christlichen Gemeinden die Vorsichtsmaaßregel an, daß sie Keinen zuließen, der nicht ein von dem Bischof der Gemeinde, der er zugehörte, ausgestelltes Zeugniß (epistola formata) mitbrachte. Diese innige Bruderliebe der Christen fiel ja auch den Heiden auf, und Leute, die überall nur äußerliche Zwecke argwöhnten, fanden ja eben darin (s. oben) etwas Verdächtiges. „Sehet — sagte man (Apologet. c. 39.) — wie die Christen einander lieben, und wie sie bereit sind, für einander zu sterben.“ „Auch eure Brüder“ — sagt Tertullian zur Antwort auf jene Verwunderung der Heiden — „sind wir durch die Rechte der Einen Mutter, der Einen Menschennatur, obgleich ihr als schlechte Brüder gegen uns die gemeinschaftliche Menschennatur verleugnet. Mit wie viel mehrerem Rechte nennen und betrachten sich aber als Brüder diejenigen, die Gott, ihren Vater, er-

kannt, die den Einen Geist der Heiligkeit empfangen, die aus demselben Schlunde der Unwissenheit zur Bewunderung desselben Einen Lichtes der Wahrheit sich erhoben haben? Wir, die wir ein Herz und eine Seele sind, können kein Bedenken tragen, das irdische Gut mit einander gemein zu haben."

Bei jedem wöchentlichen Gottesdienste der Christen in einigen, in andern Gegenden an jedem Monath, wurden Beiträge gesammelt, zu welchen jedes Mitglied der Gemeinde nach Kräften beisteuerte, zum Besten der Armen, der Kranken, der durch ihr Alter Hülflosen, der Waisen, der Fremden, der um des Glaubens willen Gefangenen oder zur Arbeit in den Bergwerken Verurtheilten. In manchen außerordentlichen Fällen stellten die Bischöfe noch besondere Collekten in ähnlicher Absicht bei ihren Gemeinden an. Die einzelnen Gemeinden sorgten auch nicht bloß für ihre eigenen Bedürfnisse, sondern reichere Gemeinden der Hauptstädte, wie die römische, schickten Geldunterstützungen insbesondere für diejenigen, welche für das Bekenntniß des Glaubens gelitten hatten, bis nach den entferntesten Gegenden. Und wenn ärmere Gemeinden der Provinzialstädte nicht im Stande waren, aus eigenen Mitteln leidenden Brüdern genügend zu helfen, so suchten sie bei den Gemeinden der Hauptstädte Hülfe nach. Nach der Mitte des dritten Jahrhunderts hatte es sich ereignet, daß in Numidien — im nördlichen Afrika — mehrere Chri-

ſten und Chriſtinnen in die Gefangenſchaft der benachbarten wilden Völkerſchaften gerathen waren. Da nun die numidiſchen Gemeinden das Löſegeld nicht zuſammenbringen konnten, ſo wandten ſie ſich deshalb nach Carthago. Der Biſchof dieſer letzten Stadt, Cyprianus, ſammelte ſchnell durch die Beiträge der Geiſtlichen und der Gemeinde eine Summe von über viertauſend Thalern und überſchickte ſie den Biſchöfen jener Gemeinden, indem er ſchrieb: „Wir konnten die Gefangenſchaft unſerer Brüder nicht anders, als wie unſere eigene, ihre Leiden nicht anders, als wie unſere eigenen anſehen, da wir zu Einem Leibe mit einander verbunden ſind, und da uns nicht nur die Liebe, ſondern auch die Religion antreiben und ſtärken muß, in den Brüdern die Glieder unſeres Leibes loszukaufen. Denn da der Apoſtel ſagt: „Wiſſet ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel ſeyd, und der Geiſt Gottes in euch wohnet?“ (1. Cor. 3, 16.); ſo mußten wir, wenn die Liebe uns nicht genug ſollte antreiben können, den Brüdern zu helfen, doch hier wohl bedenken, daß die Tempel Gottes gefangen ſind, und durften dieſe Tempel Gottes nicht durch unſer Zögern lange in der Gefangenſchaft laſſen; wir mußten mit allen unſern Kräften durch unſern Gehorſam das Wohlgefallen Chriſti, unſers Richters, unſers Herrn und Gottes, uns zu erwerben ſuchen. Denn da der Apoſtel Paulus ſagt „Wie viele Euer getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen;“ ſo müſſen wir in unſern gefangenen Brüdern den

Christus vor uns sehen, der aus der Gefahr der Gefangenschaft uns losgekauft, der uns von der Gefahr des Todes erlöset hat; den, der aus dem Schlunde des Satans uns befreit hat, der jetzt in uns bleibt und wohnt, aus den Händen der Barbaren zu befreien; durch eine kleine Summe Geldes den loszukaufen, der uns durch sein Kreuz und Blut losgekauft hat, der deshalb dies geschehen läßt, damit unser Glaube geprüft werde, ob Jeder für den Andern das thue, was er wünschte, daß für ihn geschähe, wenn er selbst bei den Barbaren gefangen gehalten würde." Er setzt ferner hinzu: „Wir wünschen zwar, daß in Zukunft nichts dergleichen geschehen möge; wenn aber doch wieder so etwas sich zutragen sollte, um die Liebe unsers Herzens zu erproben und unsern Glauben zu prüfen, so zögert nicht, uns durch neue Briefe davon zu benachrichtigen, indem ihr überzeugt seyn könnt, daß unsere ganze Gemeinde zu Gott betet, daß das nicht wieder geschehe, daß sie aber, wenn es wieder geschieht, freudig und reichlich helfen wird."

XIII.

Allgemeine Menschenliebe.

Wenngleich die Heiden häufig den Christen Menschenhaß zum Vorwurf machten, weil diese sich in ihrem Wandel der Welt nicht gleich stellen wollten, so wurde doch von der christlichen

Kirche der Grundsatz der allgemeinen Menschen-, der Feindesliebe immer ausgesprochen. Bei jedem Gottesdienste der Christen wurde gebetet für die Bekehrung aller Menschen, daß alle Menschen durch Annahme und treue Befolgung der Lehre Christi zur Seligkeit gelangen mögten. Auch die Armen der Heiden (s. Tertulliani apol. c. 42.) erhielten von der christlichen Kirche reiches Almosen. Wenn eine engherzige Vaterlandsliebe, oft nur eine verfeinerte und verallgemeinerte Selbstsucht, bei den Alten die allgemeinen menschlichen Gefühle unterdrückt hatte, und ja manche edle Männer unter den Römern jene grausamen Schauspiele eines blutdürstigen Volkes, die Fechterspiele, befördern halfen; so erklärte sich von Anfang an die Stimme der christlichen Kirche mit dem größten Abscheu dagegen. Wer diesen grausamen Schauspielen beiwohnte, wurde von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Im Jahre 251 wüthete in einem großen Theile des römischen Reichs, und insbesondere im nördlichen Afrika eine verheerende Seuche. Die Heiden zu Carthago wagten aus Furcht vor Ansteckung nicht, der Kranken sich anzunehmen: halb todt wurden die Angesteckten auf die Straße geworfen. Die Leichname blieben haufenweis liegen, und drohten allgemeine Ansteckung durch die verpestete Luft. Kurz vorher hatten die Christen eine blutige Verfolgung erlitten, und selbst diese verheerende Seuche veranlaßte neue Angriffe auf sie, als ob die Götter im Zorn über

ihre Feinde, die Christen, solche Strafgerichte verhängten. Aber der Bischof Cyprian wußte wohl, daß den Christen es zukomme, durch Gutesthun die glühende Kohle der Beschämung auf der Feinde Haupt zu streuen. Er versammelte seine Gemeinde und sprach zu ihnen: „Wenn wir bloß den Unsern Gutes erweisen, thun wir nichts mehr, als Zöllner und Heiden; wir müssen als ächte Christen das Böse durch das Gute besiegen, auch unsre Feinde lieben, wie unser Herr uns ermahnt; auch für unsre Verfolger beten. Da wir aus Gott geboren sind, müssen wir als Kinder Gottes des Geschlechtes unsers guten Vaters durch Nachahmung seiner Güte uns würdig zeigen.“

Nach seiner Aufforderung theilten sich die Christen schnell nach der Verschiedenheit des Standes in das Werk. Die einen gaben Geld, die Andern arbeiteten selbst mit, und bald waren die Todten bestattet, und Carthago war von der Gefahr allgemeiner Verpestung gerettet.

XIV.

Der Christ unter den Verfolgungen.

Es ist freilich noch kein Beweis für die Göttlichkeit und Wahrheit einer Ueberzeugung, wenn sie dem Menschen die Kraft verleiht, den Tod zu verachten, denn auch der Rausch der Schwärmerei, der die feineren menschlichen Em-

pfindungen unterdrückt und das ganze Leben des Menschen nach einem bestimmten Punkte hinrichtet, ihn in einer gewissen Betäubung blindlings fortreibt; auch dieser Rausch der Schwärmerei kann eine solche Wirkung wohl hervorbringen, da die gottverwandte Natur des Menschen der Begeisterung für die Dinge einer höhern Welt empfänglich ist, und diese Empfänglichkeit daher auch durch täuschende Einwirkungen irre geleitet werden kann. Aber die Schwärmerei kann sich, wie alle menschliche Kraft, ihrer Natur nach nicht immer in demselben Schwunge erhalten. Sie nimmt einen starken Anlauf, wird durch den Widerstand, den sie findet, nur noch mehr erhitzt und gesteigert, aber sie läßt auch immer mehr von ihrer ersten Schnellkraft nach — und dies erfolgt desto eher, wenn sie eine Zeitlang sich selbst überlassen, keinen Widerstand von außen findet. Aber das Christenthum sehn wir mit derselben den Tod besiegenden Begeisterung drei Jahrhunderte hindurch kämpfen. Nach langen Zwischenräumen der Ruhe, in welchen allerdings ein Theil in sorglose Sicherheit und träge Weltliebe sich einwiegen ließ (wie größtentheils die Zeit von Heliogabalus bis Trajanus Decius 218 — 249, von Gallienus bis zum Anfang der diokletianischen Verfolgung, 268 — 303), sehn wir doch das Christenthum mit neuer Kraft in dem Kampf auftreten, der nur dazu diente, die bloßen Namenchristen, welche sich in der Zeit des Friedens in größerer Anzahl in die Kirche eingeschli-

chen hatten, von denen, die wahrhaft im Christenthum lebten, zu sondern. Nicht allein die ausgesuchtesten Martern, durch welche man Worte der Verleugnung von den Christen zu erpressen suche, konnten ihre durch göttliche Kraft gestärkte Standhaftigkeit nicht erschüttern; sondern auch die langsamern Leiden schwerer Gefangenschaft mit Hunger und Durst, mühseliger, harter und ungewohnter Arbeiten in den Bergwerken, konnten ihre durch den Glauben aufrecht erhaltene Geduld nicht ermüden. Auch die Vorstellungen menschenfreundlicher Statthalter, wie man doch ihren Glauben ihnen gern lassen wolle, nur die vom Gesetze vorgeschriebenen äußerlichen Handlungen (Verrichtung der caerimoniae Romanae) von ihnen verlange — diese Vorstellungen, die es ihnen so nahe legten (s. oben), durch Klügeleien, wie sie dem Fleisch willkommen, ihr Gewissen zu beschwichtigen, die zuredenden theuren Freunde und Verwandten, die Bitten und Thränen geliebter Väter, Mütter und Kinder konnten das weiche Herz der Christen doch nicht vom Wege der Glaubenspflicht entfernen; sie überstanden den schwersten Kampf, nicht allein den Kampf mit der sinnlichen Todesfurcht, auch den noch schwereren Kampf mit den feineren, der sittlichen Natur des Menschen tief eingepflanzten Gefühlen, welche das Christenthum keineswegs unterdrückt, sondern wie alles rein Menschliche, steigert, verfeinert und verklärt. Sie siegten in diesem Kampfe, indem ihrem Herzen die Worte des

Heilandes tief eingeprägt waren: „So Jemand zu mir kommt und haſſet nicht ſeinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schweſtern, auch dazu ſein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger ſeyn.“

Wir finden aber auch Beiſpiele, daß Väter ihre Söhne, Mütter ihre Töchter, Jünglinge ihre Väter in der Zuverſicht des Glaubens ſelbſt zum Todeskampf ermunterten. — Und ſodann reißt die Schwärmerei gleich einer Fieberhitze den Menſchen fort, läßt das Gefühl der menſchlichen Schwächen nicht aufkommen, Vertrauen auf Gottes Kraft, ruhige, beſonnene Gottergebenheit bei dem Gefühl menſchlicher Schwäche, nüchtern wachen und beten, daß man nicht in Anfechtung falle, es dem Erlöſer nachempfinden: der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach; und durch den Geiſt des verherrlichten Menſchenſohnes den Widerſtand des ſchwachen Fleiſches beſiegen, mit dem Apoſtel Paulus ſagen: wann ich ſchwach bin, dann bin ich ſtark — dieſe Denk- und Empfindungsweiſe macht das Eigenthümliche des chriſtlichen Märtyrers aus und dieſe leuchtet aus Beiſpielen, die wir nachher betrachten wollen, uns entgegen. Jene gottergebene Geduld, welche Tertullian in einem beſonderen Buche als die Seele des chriſtlichen Lebens geſchildert, ſetzt derſelbe, als aus der lebendigen himmliſchen Lehre hervorgehend, entgegen jenem durch menſchliche Kunſt hervorgebrachten thieriſchen Gleichmuth, der auf gefühlloſem Stumpfſinn beruhe (affectatio hu-

mana caninae aequanimitatis stupore formata. de Patientia c. II.). Er stellt sie so dar: „Sie vollendet das Märtyrerthum, sie tröstet den Armen, sie lehrt Mäßigung den Reichen, sie dehnt den Schwachen nicht über seine Kräfte aus, sie zehrt die Kraft des Starken nicht auf, sie erfreut den Gläubigen, sie lockt den Heiden an, sie macht den Knecht seinem Herrn und den Herrn Gott wohlgefällig, sie wird geliebt in dem Jüngling, verehrt in dem Greise, sie ist schön in jedem Alter, jedem Geschlechte. Wir wollen uns ein Bild von ihr machen: ruhig und sanft ist ihr Angesicht, offen ihre Stirn, durch keine Runzeln der Trauer oder des Zorns zusammengezogen, das Auge nicht durch Betrübniß, sondern durch Demuth niedergeschlagen. Eine Gesichtsfarbe, wie sie bei dem Sorglosen und Unschuldigen zu seyn pflegt. Wo Gott ist, da ist auch diese seine Pflegetochter. Wo also der Geist Gottes herabsteigt, da ist diese gottergebene Geduld seine unzertrennliche Begleiterin. Kann wohl der Geist immer da bleiben, wo sie nicht zugleich Aufnahme findet? Ohne seine Begleiterin und Dienerin muß er stets und überall im Gedränge seyn. Das ist die Beschaffenheit, das sind die Werke der himmlischen und wahren, das heißt der christlichen Geduld.“ Es gab zwar solche, die fortgerissen von der Gluth ihres Eifers für das Bekenntniß des Evangeliums, sich selbst unaufgefordert vor den heidnischen Staatsbehörden als Christen ankündigten, und sich dadurch dem Tode preis

gaben; aber das Wort des Herrn, Math. 10, 23., sein und der Apostel Beispiel galten den Christen mehr als die Stimme des augenblicklichen Gefühls. Die christliche Kirche im Ganzen verwarf dieses sich selbst dem Tode preis geben immer als ein unevangelisches Verfahren, ein verkehrtes Selbstvertrauen, einen Mangel an jener gottergebenen Demuth. In dem Schreiben, durch welches die Gemeinde zu Smyrna von der Verfolgung im J. 161, in welcher der Bischof Polykarpus den Märtyrertod gestorben, Bericht erstattet, erwähnt sie eines Mannes, der auf diese Weise sich selbst preis gegeben, aber nachher — eine natürliche Folge seines kühnen Selbstvertrauens und seines mehr fleischlichen als göttlichen Eifers — nicht standhaft geblieben war. Sie sagt dabei: „Deshalb, liebe Brüder, loben wir diejenigen nicht, welche sich selbst preis geben, denn so lehrt das Evangelium nicht.“ Clemens von Alexandria sagt (Strom. VII, 738.), daß die ächten Christen, wenn sie Gott wirklich ruft, sich freudig hingeben, und den Ruf Gottes eben dadurch bewähren, daß sie sich keiner Verwegenheit bewußt sind. Der Bischof Cyprianus von Carthaga, der durch seinen späteren Märtyrertod bewies, daß Feigheit ihn nicht beherrschte, er entfernte sich im Anfang der decianischen Verfolgung eine Zeitlang von seiner Gemeinde, um die Ruhe derselben zu sichern, die Wuth der Heiden durch seine Gegenwart nicht noch mehr zu reizen. Und zu seinem Sorgen für seine Gemeinde wäh-

rend seiner Abwesenheit gehörte nicht allein die Sorge, daß alle im Glauben standhaft blieben, sondern auch, daß christliche Mäßigung und Ordnung beobachtet werde, daß sich nichts Schwärmerisches in den Eifer der Gemeinde einmische. Er verordnete deßhalb, daß die Geistlichen, welche die Bekenner Christi in ihren Gefängnissen besuchten, und das heilige Abendmahl ihnen reichten, mit einander abwechselten, um bei den Heiden keinen Verdacht zu erregen; daß die Christen nicht haufenweise hinströmten zu ihren gefangenen Brüdern, zu denen sie das Feuer der Liebe trieb, damit ihnen nicht, wenn sie unersättlich Alles haben wollten, zuletzt Alles versagt werde. „Wir müssen in Allem — so schrieb er an seine Geistlichen — sanft und demüthig seyn; wie es den Knechten Gottes ziemt, uns in die Zeit schikken und für die Ruhe sorgen.“ Er mißbilligte es sehr, wenn solche, die wegen ihres Bekenntnisses zur Landesverweisung waren verurtheilt worden, nachher eigenmächtig wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, indem, wenn solche dann ergriffen, und zum Tode verurtheilt würden, sie nicht als christliche Märtyrer, sondern als Schuldige litten“ (ep. IV.). In seinem letzten Briefe, da er dem Tode entgegen sah, schrieb er noch seiner Gemeinde (ep. 83.): „Der Lehre gemäß, theuerste Brüder, die ihr nach der Vorschrift des Herrn immer von mir vernommen habt, haltet Ruhe, und Keiner von euch errege Unruhe unter den Brüdern oder gebe sich von selbst den

Heiden preis. Wenn er ergriffen und überliefert wird, dann muß er reden, denn in jener Stunde redet aus uns der in uns wohnende Herr." Wir wollen nun an einzelnen Zügen betrachten, wie die christliche Begeisterung und der christliche Glaubensmuth unter den Verfolgungen wirkten.

Einen neunzigjährigen Greis, den Bischof Polykarpus von Smyrna, sehen wir mit gelassener Ruhe, nachdem er das Seine gethan, um sich der, seiner bedürfenden, Gemeinde länger zu erhalten, dem Rufe des Herrn, den er immer vor Augen hatte, folgen. Der Wille des Herrn geschehe, spricht er, da die Verfolger kommen. Mit der Freundlichkeit und Milde, die dem Bekenner eines sanft- und demüthigen Herrn ziemt, nimmt er sie auf. Durch zweistündiges Gebet mit solcher Inbrunst, daß selbst die Heiden gerührt werden, bereitet er sich zu dem letzten Wege vor. Mit Ehrerbietung spricht er zu der, wenngleich heidnischen, doch vom Herrn eingesetzten Obrigkeit; er ist bereit, vor derselben von seinem Glauben Rechenschaft abzulegen. Aber so demüthig er hier erscheint, so fest entschlossen ist er, nichts gegen sein Gewissen zu thun. Mit dem Abscheu der einfachen kindlichen Liebe weiset er die Zumuthung zurück, daß er seinen Herrn lästern sollte, um sein Leben zu retten. „Wie könnte ich ihn lästern, meinen Herrn und Heiland! sechs und achtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nur Gutes erwiesen." Nicht selbstvertrauend sucht er den Tod, aber da ihn der Herr berufen

hat, weiß er auch, daß der ihn berufen, ihm Kraft verleihen werde, das Feuer auszuhalten und in den Flammen fest zu stehn. Mit Gebet tritt er durch Kreuz in die Herrlichkeit hinüber. Die Verfolgung des Kaisers Valerianus gegen die christliche Kirche, J. 257., giebt uns das Beispiel mancher trefflicher Bischöffe, die mit väterlicher Sorgfalt für ihre Heerden, von denen sie als treue Hirten keine Gewalt der Erde trennen kann, mit christlicher Ruhe und Besonnenheit dem Tode entgegen gehn. Wie es die Art der Menschen ist, daß sie in der Verblendung ihrer vermeinten Klugheit den Unterschied zwischen dem, was Gottes Kraft wirkt, und dem, was Menschenwerk ist, nicht erkennen, und daß sie daher wähnen, durch die Anschläge ihrer Klugheit ein Werk auflösen zu können, das aus Gottes Kraft hervorgegangen, auf einem unwandelbaren Grunde ruht, den das Auge des unerleuchteten Menschen nicht zu ersehn vermag, so hatte sich dieser Kaiser einen Plan fein ausgedacht, um die christliche Kirche nach und nach ganz zu unterdrücken. Durch das Ansehn und die eifrige Thätigkeit der Geistlichen und besonders der Bischöffe — dachte er — wird die fremde Religion stets fortgepflanzt und verbreitet. Gelingt es, Bischöffe dazu zu bewegen, daß sie ihren Glauben abschwören, und zur Staatsreligion wieder übergehn, so wird ihr Beispiel sonder Zweifel den größten Einfluß auf das Volk haben, das immer mehr nach fremdem Ansehn als nach eigner,

ſester Ueberzeugung handelt. Gelinge dies nicht, ſo brauche man doch nur die hartnäckigen Biſchöffe von ihren Gemeinden zu verbannen, und dieſe, ohne Vorſteher und Lehrer ſich ſelbſt überlaſſen, werden ſich leicht in ihrem Glauben ſchwankend machen, zur Beobachtung der Staatsreligion zurückführen laſſen. Dieſem Plane gemäß erging an die Statthalter in den Provinzen des römiſchen Reichs der Befehl, die Biſchöffe vor ihren Richterſtuhl zu fordern. Als Cyprianus, Biſchof von Carthago, zum erſten Mal vor dem Proconſul erſcheint und verhört wird, antwortet er: „Ich bin ein Chriſt und Biſchof. Ich kenne keinen Gott, außer den Einen und Wahren, der Himmel und Erde und Waſſer und Alles, was darin iſt, geſchaffen. Dieſem Gott dienen wir Chriſten. Zu dieſem beten wir Tag und Nacht für uns, für alle Menſchen und das Wohl der Kaiſer ſelbſt.“ Auf die Frage des Proconſuls: Und beharrſt du bei dieſem Vorſatz? antwortet er: „Unwandelbar iſt ein auf Gotteserkenntniß gegründeter Vorſatz.“ Aufgefordert ſeine Geiſtlichen zu nennen, antwortet er: „Eure Geſetze haben wohl und nützlich die Angeberei unterſagt; unſere Religion verbietet, daß Jemand ſich ſelbſt angeben. Aber wenn ihr ſelbſt nachſucht, werdet ihr ſie finden.“ Cyprian wird dem kaiſerlichen Edikt zufolge zum Exil verurtheilt. Als Dionyſius, Biſchof von Alexandria, vor dem Präfekt Aemilianus von Aegypten erſchien und von dieſem aufgefordert wurde, die Götter zu verehren,

welche

welche die Regierung des Kaisers schützten, antwortete er: „Nicht alle verehren dieselben Götter, Jeder verehrt diejenigen, an welche er nach seiner Ueberzeugung glaubt. Wir verehren nur den Einen Gott, der alles Daseyns Schöpfer ist, der auch unsrem Kaiser die Regierung anvertraut hat. Und zu diesem beten wir stets für die Ruhe seiner Regierung. Der Präfekt erwiederte: Nun, wer hindert euch denn, auch diesen Gott, wenn es wirklich Einer ist, mit den vaterländischen Göttern zugleich zu verehren? Der Kaiser gebietet euch ja nur, die Götter zu verehren, und zwar die Allen bekannten Götter. Der Statthalter wollte es ihm nahe legen, daß er seine Religion nicht zu verleugnen brauche und doch die Staatsreligion, worauf es allein ankomme, anerkennen könne; aber dem Bischof erlaubte sein Gewissen nicht, diese Auskunft anzunehmen. Er antwortete kurz: „Wir können keinen Andern verehren.“ Auch Dionysius wurde darauf zur Verbannung verurtheilt; zu seinem Verbannungsort wurde ein entlegener Ort in Libyen, Kephro, wohin die Verkündigung des Evangeliums noch nicht gedrungen war, ausersehn. An den Orten der Verbannung suchten die Bischöffe für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken, sie gewannen die Liebe der Einwohner, sie wurden von Mitgliedern ihrer Gemeinden häufig besucht, und standen mit denselben in lebendiger Verbindung, dem Leibe nach getrennt, im Geiste bei ihnen. Der Bischof Dionysius erzählt selbst von

seiner Verbannung: „Aber auch die sichtbare Gemeinschaft mit den Gläubigen im Herrn konnte man uns nicht nehmen. Die Brüder in der Stadt führte ich desto eifriger zur Gemeinschaft mit einander, zwar dem Leibe nach von ihnen getrennt, aber dem Geiste nach bei ihnen, (Dionysius schrieb mitten unter der Verfolgung die Briefe, wodurch er seine Gemeinde nach gewohnter Art zur Feier der hohen Feste aufforderte und ihnen dazu Segen wünschte) und zu Kephro selbst versammelte sich eine große Gemeinde bei mir, da viele Brüder aus der Stadt mir nachfolgten, und viele aus Aegypten zu mir kamen. Auch zu Kephro selbst that uns der Herr die Thüre des Wortes auf. Zuerst zwar wurden wir von den dortigen Heiden verfolgt, sie warfen Steine nach uns; aber später verließen nicht Wenige von ihnen die Götzen und bekehrten sich zu Gott. Durch uns wurde damals dort der erste Same des Evangeliums ausgestreut. Und als ob Gott deshalb zu ihnen in die Verbannung geführt hätte, führte er uns, nachdem wir diesen Beruf erfüllt hatten, wieder von dort hinweg.“ In dieselbe Zeit mag der Hirtenbrief eines von seiner Gemeinde getrennten afrikanischen Bischofs gehören, (epistola de bono pudicitiae inter opp. Cypriani) der so beginnt: „Was kann heilsameres in der Gemeinde des Herrn geschehen, was dem Berufe des Bischofs angemessener seyn, als daß die Gläubigen von ihm durch Unterricht in der göttlichen Lehre zum

Himmelreich geführt werden? Dieses tägliche, erwünschte Geschäft meines Berufs suche ich auch abwesend zu verrichten und durch Briefe meine Anwesenheit unter euch zu ersetzen. Ich suche euch durch meine gewohnten Ermahnungen in dem Glauben zu befestigen, damit ihr fest gegründet in dem Evangelium stets gewaffnet seyd gegen alle Angriffe des Satans. Ich werde nicht glauben, von euch abwesend zu seyn, wenn ich in Rücksicht eurer sicher bin. Und nicht allein tragen wir euch vor, was wir aus der Quelle der heiligen Schrift schöpfen, sondern wir verbinden zugleich mit den Worten des Unterrichts das Gebet zum Herrn, daß Er sowohl uns, als euch die Schätze seiner heiligen Wahrheit öffnen und Kräfte zur Ausübung des Erkannten verleihen möge."

Da nun der Kaiser sieht, daß er das Licht doch nicht unter den Scheffel setzen kann, daß es nicht leuchte, beschließt er, es mit Gewalt zu unterdrücken. Alle Vorsteher und Lehrer der christlichen Gemeinden werden zum Tode verurtheilt. Cyprian wird bei der Ankunft des neuen von Rom geschickten Proconsuls im Anfang des folgenden Jahres 258 nach Carthago zurückgerufen, um die Entscheidung seines Schicksals zu erhalten. Auf seinem Landsitze, den er in der Gluth der ersten Liebe verkauft hatte, um mit dem Gelde den Armen zu helfen, und den ihm die Anhänglichkeit seiner Gemeinde wieder zurückgeschenkt, wartet er ruhig, was der Wille des himmlischen

Vaters bestimmt. Wenn er in der ersten Verfolgung (s. oben) sich entfernte, weil es das Beste seiner Gemeinde forderte, weil er auch hoffen konnte, nachdem er die erste Hitze der blutigen Verfolgung überstanden, sich seiner Gemeinde zu erhalten, so können ihn jetzt hingegen die Bitten vieler Freunde, selbst angesehener Männer unter den Heiden, welche ihm einen Zufluchtsort anbieten, nicht bewegen, dem öffentlichen Bekenntnisse, zu dem er sich von dem Herrn berufen glaubt, auszuweichen. Doch da er hörte, daß er nach der Stadt Utika, wohin sich damals der Proconsul begeben, geführt werden solle, um dort hingerichtet zu werden, entschloß er sich, nach dem Rathe der Freunde einstweilen sich zurückzuziehen, „da der Bischof vor der Gemeinde, welcher ihn der Herr vorgesetzt, Ihn bekennen müsse, um durch sein Bekenntniß die ganze Gemeinde zu verherrlichen, denn was in jenem Augenblicke des Bekenntnisses nach Eingebung Gottes der Bischof rede, das rede er mit dem Munde Aller.“

Plötzlich wurde Cyprian von einer durch den Proconsul abgeschickten Wache abgeholt; weil aber der Proconsul sich auf seinem Landsitze gerade ausruhte, sollte er noch nicht verhört und verurtheilt werden. Er blieb die Nacht über in anständigem Gewahrsam und wurde freundlich behandelt. Ein großer Theil der Gemeinde, der gehört, daß ihr geistlicher Vater hingerichtet werden sollte, war herbeigeeilt, und umlagerte die

ganze Nacht das Haus, in welchem sich der geliebte Hirt befand, damit ihm nicht etwas ohne ihr Wissen geschehe. Den Tod, dem er am andern Tage entgegengehen sollte, vor Augen, hat er doch nur die Fürsorge für seine Gemeinde im Herzen. Da unter der Menge sich auch viele Jungfrauen aus seiner Gemeinde befanden, verordnete er, daß man diese wohl in Acht nehme, damit Anstand und gute Sitte nicht gefährdet werde. Am andern Morgen wurde er, begleitet von einer zahllosen Menge Christen und Heiden, zum Gericht geführt. Der Ort war eine kleine Strecke entfernt. Da der Proconsul noch nicht da war, wurde er unterdessen nach einem einsamen Platze geführt. Ermattet von Schweiß ließ er sich auf eine dort befindliche Bank nieder. Ein Soldat, der vom Christenthum abgefallen war, bot ihm, aus Liebe und Verehrung und um ein geheiligtes Andenken von dem Märtyrer zu erhalten, trockene Kleider an, seine von Schweiß träufelnden damit zu verwechseln. Aber Cyprian antwortete ihm: „Soll ich Befreiung suchen von dem Ungemach, das ich vielleicht heute nicht mehr empfinden werde?“ Als er endlich vor dem Proconsul erschien, sprach dieser zu ihm: „Des Kaisers Majestät gebietet dir, die Ceremonien unserer Staatsreligion zu verrichten.“ Cyprian antwortet: „Das kann ich nicht thun.“ Der Proconsul spricht darauf: „Sorge für dein Leben.“ Cyprian antwortet: „Thut was euch vorgeschrieben ist. Bei einer so gerechten Sache findet keine

Ueberlegung weiter that.“ Als er das Todesurtheil vernimmt, spricht er: „gelobt sey Gott!“ — Dies waren seine letzten Worte.

Wenn wir an diesen Männern die stille ruhige Gottergebenheit verehren, so sehn wir dagegen die feurige Seele eines Ignatius von einer, in heftigeren Ergüssen ausströmenden, heißen Sehnsucht nach innigerer Gemeinschaft mit dem geliebten Erlöser fortgerissen. Das von Natur ruhigere und das feurigere Gemüth fassen jedes auf seine eigene Weise in verklärter Eigenthümlichkeit die Wirkung des Christenthums auf. Da Ignatius, Bischof der antiocheniſchen Gemeinde, unter dem Kaiser Trajanus von Soldaten, von denen er viele Mißhandlungen erleiden muß, nach Rom fortgeführt wird, wo er gerichtet werden soll, dem Märtyrertode entgegen sehend, schreibt er unterwegs der römischen Gemeinde, voll der Liebe zu seinem Erlöser, für den er so freudig sein Leben hingiebt, dem im Leiden nachzufolgen, zu dessen unmittelbarer Anschauung zu gelangen er so sehr sich sehnte: er bittet die römischen Christen, ihm nicht durch ihre Verwendung am kaiserlichen Hofe die bereitete Märtyrerkrone zu rauben. „Wenn ihr“, — schreibt er ihnen — „kein Wort um meinetwillen verliert, so werde ich zu Gott kommen. Wenn ihr aber mein Fleisch lieb habt, werde ich von Neuem laufen müssen (ein Bild wie Hebr. 12, 1., 1. Cor. 9, 24.). Gebt mir nichts mehr, als daß ich Gott zum Opfer geweiht werde. Erbetet mir

nur Kraft von innen und außen, daß ich nicht nur einen Christen mich nennen, sondern auch als ein Christ befunden werden möge. Dann werde ich wahrhaft ein Jünger Christi seyn, wann die Welt auch nicht einmal meinen Körper mehr sehen wird. — Ich habe von Syrien bis nach Rom zu Land und Wasser, Tag und Nacht, mit wilden Thieren zu kämpfen, an zehn Leoparden gebunden, diese Soldaten, die, wenn man ihnen auch Gutes erweiset, nur desto ärger werden. Doch bei dem, was ich von ihnen zu leiden habe, lerne ich desto mehr, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. Jetzt fange ich an, ein Jünger zu seyn. Nichts von den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen hat einen Reiz für mich, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Feuer und Kreuz, die Wuth der wilden Thiere, Zerschmetterung der Glieder und alle mögliche Martern mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Es ist mir mehr, für Jesus Christus zu sterben, als über die ganze Erde zu herrschen. Laßt mich zu dem reinen Lichte gelangen. Wenn ich dort bin, werde ich ein Mann Gottes seyn. Laßt mich dem Leiden meines Gottes nachfolgen. Wer ihn in sich hat, der verstehe, was ich will, und fühle mit mir, da er weiß, was mich treibt."

In einer heftigen Verfolgung gegen die Christen im Jahre 202 unter dem Kaiser Septimius Severus ward zu Carthago mit mehreren Anderen eine junge zweiundzwanzigjährige Frau

Perpetua, ergriffen. Ihr alter Vater, ein Heide, kam gleich zu ihr, und suchte sie mit zärtlicher Liebe zu bewegen, daß sie dem Christenthum entsage, um ihr Leben zu retten. Nachdem er ihr viel zugeredet, sprach sie zu ihm in kindlicher Einfalt: „Siehst du diesen Krug, der da auf der Erde liegt?“ Ja, sagte er. „Nun“ — fragte sie ihn — „kann ich das Gefäß wohl etwas anderes nennen, als was es ist?“ Nein, sagte er. „So“ — antwortete sie — „kann ich mich auch für nichts anderes ausgeben, als für das, was ich bin, eine Christinn.“ Als sich das Gerücht verbreitete, daß sie verhört werden sollte, kam der Vater kummervoll zu ihr ins Gefängniß und sprach: „Theure Tochter, habe Mitleid mit meinen grauen Haaren. Habe Mitleid mit dem Vater, wenn ich von dir Vater genannt zu werden verdiene. Wenn ich dich mit diesen Händen zu diesem blühenden Alter auferzogen, wenn ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen habe, so bringe nicht Schimpf und Schande unter den Menschen über mich. Blicke auf deine Brüder, deine Mutter und deine Schwiegermutter, deinen Sohn hin (einen Säugling, den im Gefängniß bei sich zu haben und selbst zu nähren, ihre größte Freude war), der, wenn du stirbst, nicht am Leben bleiben kann. Laß fahren den hohen Sinn, damit du nicht uns Alle ins Verderben stürzest. Denn Keiner von uns wird frei zu reden wagen, wenn du etwas erlei-

küßte ihre Hände und warf sich wei-

nend ihr zu Füßen. „Es schmerzte mich“ — sagt Perpetua, indem sie dies erzählt — „das graue Haar meines Vaters, daß er allein in meiner Familie sich meines Leidens nicht freuen sollte, und ich suchte ihn zu stärken, indem ich zu ihm sagte: „Wenn ich vor Gericht stehe, wird, was Gott will, mit mir geschehen, denn wisse, daß wir nicht in unsrer, sondern in Gottes Gewalt stehen.“ Als sie mit den übrigen gefangenen Christen zum Verhör erschien, und die Reihe an sie kam, trat plötzlich der alte Vater mit dem Säugling in seinen Armen hervor, wies ihn bittend der Mutter, und sagte: „Habe doch Mitleid mit dem Kinde.“ Der Richter unterstützte die Bitten des Vaters und sagte: „Schone doch das graue Haar deines Vaters, schone das zarte Alter des Kindes. Opfere für das Wohl der Kaiser.“ Sie antwortete: „Das kann ich nicht thun.“ „Bist du eine Christinn?“ fragte der Richter, und sie antwortete: „Ich bin eine Christinn.“ Da der Vater noch ferner in sie dringen wollte, befahl der Richter, daß er mit Gewalt weggestoßen werde. Die Soldaten schlugen ihn. „Es schmerzte mich,“ — sagt Perpetua — „als wenn ich selbst geschlagen worden wäre, so schmerzte mich sein unglückseliges Alter.“ Perpetua und ihre Gefährten, drei Jünglinge und noch eine junge Frau, wurden verurtheilt, zur Lust des grausamen Volks bei einem Thiergefecht, das zur Geburtstagsfeier des jungen kaiserlichen Prinzen Geta gegeben werden sollte, den wilden Thieren

vorgeworfen zu werden. Der machhabende Soldat Pudens, deſſen Herz durch das Verhalten der gefangenen Chriſten gerührt worden war, der die Wirkung eines göttlichen Geiſtes in ihnen wahrzunehmen glaubte, und wohl dadurch — wie das zuweilen bei den die Chriſten zum Märtyrertode geleitenden Soldaten oder ihren Gefangenwärtern der Fall war — ſelbſt auf das Chriſtenthum als Gotteskraft aufmerkſam gemacht wurde, er ließ viele der chriſtlichen Brüder, was die Chriſten ſonſt durch Geld erkaufen mußten, freiwillig zu ihnen in den Kerker, damit ſie ſich gegenſeitig erquicken könnten. Kurz vor dem Thiergefecht kam auch der alte Vater zum letzten Mal zu ihr, riß ſich die Haare ſeines Bartes aus, warf ſich auf die Erde nieder und ſprach, wie die Tochter ſich ausdrückt, Worte, welche jedes Geſchöpf bewegen mußten. Aber ſo tief erſchüttert, ſo voll Mitleid und Schmerz ſie war, ſo ſiegte doch der Glaube und die Liebe zum Erlöſer.

Da während der Gefangenſchaft die Leidensgefährtinn der Perpetua, die Felicitas, der Niederkunft nahe war, und viel zu leiden hatte, ſprach ein heidniſcher Sklave zu ihr: „Da du jetzt ſchon ſo große Schmerzen leideſt, was wird dir erſt dann geſchehen, wann du den wilden Thieren wirſt vorgeworfen werden, welche du verachteteſt, als du nicht opfern wollteſt?“ Sie antwortete: „Jetzt leide ich für mich allein, was

 Dort aber wird ein Anderer in mir

ſeyn, welcher für mich leiden wird, weil auch ich für ihn leiden werde.“

Von einem alten grauſamen Götzendienſt, bei welchem Menſchenblut zur Ehre der Götzen an ihren Altären floß, war noch der Gebrauch übrig geblieben, daß man bei ſolchen grauſamen Schauſpielen die zum Tode verurtheilten dem Saturnus zum Opfer weihete. Als ſolche Opfer wollte man die hier verurtheilten Chriſten darſtellen, auch wohl, damit die Götzen einen deſto größeren Triumph über das Chriſtenthum erhielten, daß ſelbſt ihre Feinde ihrer Verehrung dienen mußten. Man wollte daher die Männer als Prieſter des Saturnus, die Weiber als Prieſterinnen der Ceres anklleiden. Aber ſie widerſetzten ſich ſtandhaft, indem ſie ſagten: „Wir ſind deshalb freiwillig hiehergekommen, um uns unſere Freiheit nicht nehmen zu laſſen. Wir haben unſer Leben daran geſetzt, um ſo etwas nicht thun zu müſſen. Das haben wir mit euch ausgemacht.“ Der Offizier, der die Hinrichtung leitete, ſah ſelbſt das Gerechte dieſer Forderung ein und gab nach. Als die Perpetua ſchon verwundet war, ließ ſie ihren Bruder und einen Katechumenen, der ihr in der Leidenszeit manchen chriſtlichen Liebesdienſt erwieſen, kommen, und ſagte zu ihnen: „Stehs feſt im Glauben, und liebt einander Alle gegenſeitig, und nehmt kein Aergerniß an unſern Leiden.“ Als einer der Jünglinge, Saturus, durch den Biß eines Leoparden tödtlich verwundet worden, rief er dem

oben genannten Soldaten Pudens zu sich, nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Lebe wohl, sey meines Glaubens eingedenk, und laß dich durch dies nicht beunruhigen, sondern vielmehr nur im Glauben befestigen;„ und er nahm zugleich den Ring von dessen Finger, tauchte ihn in das Blut seiner Wunde, und gab ihm denselben zum Andenken zurück. Ehe die Märtyrer den gewöhnlichen Gnadenstoß empfingen, ertheilten sie einander, im Begriff zu sterben, den christlichen Bruderkuß, mit dem die Christen jeden Gottesdienst zu besiegeln pflegten.

Märtyrer in Numidien unter der valerianischen Verfolgung schreiben so aus einer harten Gefangenschaft, in welcher sie viel von Hunger und Durst gelitten hatten (Passio Montanii, Lucii u. s. w. Ruinart. F. 231.): „Der finstere Kerker glänzte bald von dem leuchtenden Lichte des heiligen Geistes, wir stiegen zum Orte der Strafen hinauf, als wenn wir zum Himmel hinaufstiegen. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Tage, welche Nächte wir dort zugebracht haben. Wir scheuen uns auch nicht, das Schreckliche jenes Ortes, wie es ist, zu schildern, denn je größer die Versuchung, desto größer ist, der sie in uns besiegte. Und es ist auch nicht unser Kampf, denn unter dem Beistande des Herrn wird uns der Sieg; denn auch getödtet zu werden wird den Knechten Gottes leicht, und der Tod ist deshalb nichts, weil der Herr ihm den Stachel und die Macht genommen, durch dies

Siegeszeichen des Kreuzes über ihn triumphirt hat.“

Wir finden Beispiele, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Söhne ihre Väter, das natürliche menschliche Gefühl besiegend, zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnten. Da unter dem Kaiser Septimius Severus, Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, zu Alexandria als Bekenner Christi ins Gefängniß geworfen wurde, brannte der letzte, erst ein sechzehnjähriger Jüngling, vor Begierde, seinen Erlöser vor den Heiden zu bekennen. Die Mutter wußte ihn nicht anders zurückzuhalten, als dadurch, daß sie seine Kleider versteckte, und ihn dadurch zu Hause zu bleiben nöthigte. Nun schrieb er seinem gefangenen Vater einen Brief, worin er ihn zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnte, und ihm unter andern zurief: „Hüte dich, um unsert willen von deinem Sinn zu weichen.“ Dieser Origenes, der sich schon als Jüngling durch seinen Eifer und seine Kraft in der Verkündigung des Evangeliums auszeichnete, zog sich eben dadurch den Haß der fanatischen Menge zu. Er mußte sich von einem Hause in das andre flüchten, da Schaaren der erbitterten Heiden ihm auflauerten. Einst gelang es ihnen, ihn zu ergreifen, sie schleppten ihn nach dem Serapistempel, stellten ihn auf eine der Stufen von demselben, sie gaben ihm Palmenblätter in die Hand, die er nach dem Gebrauche dieser Art des heidnischen Cultus denen, welche den Tempel besuchten, darreichen soll-

te. Aber Origenes ſprach zu denen, welchen er die Blätter überreichte: Nehmt nicht die Palme des Götzen; ſondern die Palme Chriſti. (S. Epiphan.)

Ein Chriſt, Namens Numidicus, hatte in der decianiſchen Verfolgung Viele durch ſeine Ermahnungen zum Märtyrertode angefeuert; heiter ſah er ſeine Frau an ſeiner Seite verbrennen, er ſelbſt wurde zuletzt halb verbrannt mit Steinen überſchüttet, und man ließ ihn ſo als todt liegen. Seine Tochter ſucht ſeinen Körper hervor um ihn zu beſtatten, und wird zu unausſprechlicher Freude überraſcht, noch Zeichen des Lebens bei ihm zu finden. Durch ihre Pflege wird er wieder hergeſtellt, und kann noch als Verkündiger des Evangeliums und Vorſteher einer Gemeinde wirken. (Cypr. ep. 30.)

Freilich macht das äußerliche Bekenntniß des Herrn, wenn es auch unter Martern und im Angeſicht des Todes geſchieht, noch keinen wahren Chriſten, wenn dieſes Bekenntniß nicht aus dem Geiſte der Liebe hervorgeht, und dem durch das ganze Leben abgelegten Bekenntniſſe des Glaubens ſich anſchließt, denn der Apoſtel Paulus ſpricht: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mir es nichts nütze.“ Es geſchah freilich auch zuweilen, daß diejenigen welche die Kraft empfangen hatten, Tod und Martern um des Herrn willen zu verachten, nun nachher vergaßen, daß es nicht ihre eigene Kraft war, durch welche ſie geſiegt hatten,

ſo daß ſie durch die Einbildung auf dieſen Sieg ihres Glaubens, durch die daraus entſtehende Vernachläſſigung der Wachſamkeit über ſich ſelbſt von dem geraden Wege des neuen Gehorſams abgeführt wurden. Diejenigen, welche die fleiſchliche Selbſtliebe, die natürliche Schwäche des Fleiſches und die natürliche Todesfurcht hatten überwinden können, unterlagen doch zuweilen den Regungen jener verborgenen, feineren, aber deſto gefährlichern Selbſtliebe. Die Kirchenlehrer machten aber auch immer die Chriſten darauf aufmerkſam, daß nur, wenn das Zeugniß durch das Wort dem Zeugniſſe durch das Leben entſpreche, dies vor Gott den rechten Werth habe. Man ſorgte, weil man die denen, welche einen ſolchen Sieg des Glaubens erkämpft hatten, drohende Gefahr wohl kannte, deshalb insbeſondere dafür (ſ. Cyprian. ep. 10.), daß einſichtsvolle Geiſtliche die Bekenner in den Gefängniſſen beſuchten, die heilige Schrift ihnen vorlaſen, Worte des Troſtes, aber auch der Warnung, aus der Schrift ihnen mittheilten, und durch ſchriftgemäßen geiſtlichen Rath ihnen zu Hülfe kamen.

„Mögen ſie von euch lernen" — ſo ſchreibt der Biſchof Cyprianus darüber an ſeine Geiſtlichen (ep. V.) — „daß ſie demüthig und ruhig ſeyn müſſen, damit ſie die Ehre ihres Namens bewahren, und ſie, die durch das Wort den Herrn verherrlicht haben, ihn auch durch ihren Wandel verherrlichen. Es bleibt ihnen ja noch mehr übrig, als ſie vollbracht haben, da geſchrieben

[illegible] und der Herr [illegible] „[illegible] der wird [illegible]." [illegible], der in [illegible] sondern [illegible] Zeitpunkt [illegible] sprach: „[illegible] euch die [illegible] auch [illegible]." [illegible] sie auch [illegible], welcher [illegible] und Geißelung [illegible] und [illegible], und auch nach dem [illegible] und dem Paradiese sich keine [illegible]. Und weil nur der erhöht wird, wer sich selbst erniedrigt, so müssen sie [illegible] mehr den [illegible] nachstellenden [illegible] fürchten, indem dieser dadurch, daß er besiegt, desto mehr erbittert worden, und den Sieger zu besiegen sucht." An diese Bekenner selbst schrieb er so: „Noch sind wir in der Welt, noch stehn wir auf dem Schlachtfelde, wir kämpfen für unser tägliches Leben. Ihr müßt dahin streben, daß ihr nach diesem Anfange auch zum Wachsthum gelanget, daß in euch vollendet werde, was ihr schon so glücklich angefangen. Es ist noch wenig, wenn man etwas hat erlangen können. Mehr ist es, was man erlangt hat, bewahren zu können; wie auch der Glaube selbst und die Wiedergeburt nicht dadurch, daß sie empfangen worden, sondern wenn sie bewahrt werden, zum Leben führen. Der Herr selbst hat

dies

dirgelehrt, indem er sprach: Joh. 5, 14: „Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres wiederfahre.“ Endlich Salomo und Saul und viele Andere konnten die ihnen verliehene Gnade bewahren, so lange sie auf den Wegen des Herrn wandelten: sobald der Gehorsam von ihnen wich, wich auch die Gnade. Wir müssen auf dem engen und schmalen Wege der Ehre verharren, und da Sanftmuth und Demuth ein ruhiger und sittlicher Wandel allen Christen ziemt, nach dem Worte des Herrn, der keinen ansieht, als den Demüthigen und Stillen, welcher mit Furcht und Zittern sein Wort vernimmt: so müssen dies um desto mehr die Bekenner beobachten und erfüllen, ihr, die ihr ein Beispiel für die übrigen Brüder geworden seyd. Unser Herr ward wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt; und wie ein Schaaf, das verstummet vor seinem Scheerer that er seinen Mund nicht auf. Und es wagt jetzt, wer durch ihn und in ihm lebt, sich zu überheben und sich groß zu machen, uneingedenk dessen, was Er gethan, und dessen, was Er selbst oder durch seine Apostel gelehrt hat? Wenn aber der Knecht nicht größer ist als der Herr, so müssen diejenigen, welche dem Herrn nachfolgen, demüthig, ruhig und still seinen Fußtapfen nachgehn, denn je niedriger Einer ist, desto höher wird er werden, da der Herr sagte: Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß seyn.“ — Diese Gesinnung zeigten die ächtevangelischen Bekenner.

Ueberlegung weiter statt.“ Als er das Todesurtheil vernimmt, spricht er: „gelobt sey Gott!“— Dies waren seine letzten Worte.

Wenn wir an diesen Männern die stille ruhige Gottergebenheit verehren, so sehn wir dagegen die feurige Seele eines Ignatius von einer, in heftigeren Ergüssen ausströmenden, heißen Sehnsucht nach innigerer Gemeinschaft mit dem geliebten Erlöser fortgerissen. Das von Natur ruhigere und das feurigere Gemüth fassen jedes auf seine eigene Weise in verklärter Eigenthümlichkeit die Wirkung des Christenthums auf. Da Ignatius, Bischof der antiocheniſchen Gemeinde, unter dem Kaiser Trajanus von Soldaten, von denen er viele Mißhandlungen erleiden muß, nach Rom fortgeführt wird, wo er gerichtet werden soll, dem Märtyrertode entgegen sehend, schreibt er unterwegs der römischen Gemeinde, voll der Liebe zu seinem Erlöser, für den er so freudig sein Leben hingiebt, dem im Leiden nachzufolgen, zu dessen unmittelbarer Anschauung zu gelangen er so sehr sich sehnte: er bittet die römischen Christen, ihm nicht durch ihre Verwendung am kaiserlichen Hofe die bereitete Märtyrerkrone zu rauben. „Wenn ihr“ — schreibt er ihnen — „kein Wort um meinetwillen verliert, so werde ich zu Gott kommen. Wenn ihr aber mein Fleisch lieb habt, werde ich von Neuem laufen müssen (ein Bild wie Hebr. 12, 1., 1. Cor. 9, 24.). Gebt mir nichts mehr als daß ich Gott zum Opfer geweiht werde. Erbetet mir

nur Kraft von innen und außen, daß ich nicht nur einen Christen mich nennen, sondern auch als ein Christ befunden werden möge. Dann werde ich wahrhaft ein Jünger Christi seyn, wann die Welt auch nicht einmal meinen Körper mehr sehen wird. — Ich habe von Syrien bis nach Rom zu Land und Wasser, Tag und Nacht, mit wilden Thieren zu kämpfen, an zehn Leoparden gebunden, diese Soldaten, die, wenn man ihnen auch Gutes erweiset, nur desto ärger werden. Doch bei dem, was ich von ihnen zu leiden habe, lerne ich desto mehr, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. Jetzt fange ich an, ein Jünger zu seyn. Nichts von den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen hat einen Reiz für mich, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Feuer und Kreuz, die Wuth der wilden Thiere, Zerschmetterung der Glieder und alle mögliche Martern mögen über mich kommen, wenn ich nur Jesu Christi theilhaftig werde. Es ist mir mehr, für Jesus Christus zu sterben, als über die ganze Erde zu herrschen. Laßt mich zu dem reinen Lichte gelangen. Wenn ich dort bin, werde ich ein Mann Gottes seyn. Laßt mich dem Leiden meines Gottes nachfolgen. Wer ihn in sich hat, der verstehe, was ich will, und fühle mit mir, da er weiß, was mich treibt."

In einer heftigen Verfolgung gegen die Christen im Jahre 202 unter dem Kaiser Septimius Severus ward zu Carthago mit mehreren Anderen eine junge zweiundzwanzigjährige Frau

Perpetua, ergriffen. Ihr alter Vater, ein Heide, kam gleich zu ihr, und suchte sie mit zärtlicher Liebe zu bewegen, daß sie dem Christenthum entsage, um ihr Leben zu retten. Nachdem er ihr viel zugeredet, sprach sie zu ihm in kindlicher Einfalt: „Siehst du diesen Krug, der da auf der Erde liegt?“ Ja, sagte er. „Nun“ — fragte sie ihn — „kann ich das Gefäß wohl etwas anderes nennen, als was es ist?“ Nein, sagte er. „So“ — antwortete sie — „kann ich mich auch für nichts anderes ausgeben, als für das, was ich bin, eine Christinn.“ Als sich das Gerücht verbreitete, daß sie verhört werden sollte, kam der Vater kummervoll zu ihr ins Gefängniß und sprach: „Theure Tochter, habe Mitleid mit meinen grauen Haaren. Habe Mitleid mit dem Vater, wenn ich von dir Vater genannt zu werden verdiene. Wenn ich dich mit diesen Händen zu diesem blühenden Alter auferzogen, wenn ich dich allen deinen Brüdern vorgezogen habe, so bringe nicht Schimpf und Schande unter den Menschen über mich. Blicke auf deine Brüder, deine Mutter und deine Schwiegermutter, deinen Sohn hin (einen Säugling, den im Gefängniß bei sich zu haben und selbst zu nähren, ihre größte Freude war), der, wenn du stirbst, nicht am Leben bleiben kann. Laß fahren den hohen Sinn, damit du nicht uns Alle ins Verderben stürzest. Denn Keiner von uns wird frei zu reden wagen, wenn du etwas erleidest.“ Er küßte ihre Hände und warf sich vor

nend ihr zu Füßen. „Es schmerzte mich“ — sagt Perpetua, indem sie dies erzählt — „das graue Haar meines Vaters, daß er allein in meiner Familie sich meines Leidens nicht freuen sollte, und ich suchte ihn zu stärken, indem ich zu ihm sagte: „Wenn ich vor Gericht stehe, wird, was Gott will, mit mir geschehen, denn wisse, daß wir nicht in unsrer, sondern in Gottes Gewalt stehen.“ Als sie mit den übrigen gefangenen Christen zum Verhör erschien, und die Reihe an sie kam, trat plötzlich der alte Vater mit dem Säugling in seinen Armen hervor, wies ihn bittend der Mutter, und sagte: „Habe doch Mitleid mit dem Kinde.“ Der Richter unterstützte die Bitten des Vaters und sagte: „Schone doch das graue Haar deines Vaters, schone das zarte Alter des Kindes. Opfere für das Wohl der Kaiser.“ Sie antwortete: „Das kann ich nicht thun.“ „Bist du eine Christinn?“ fragte der Richter, und sie antwortete: „Ich bin eine Christinn.“ Da der Vater noch ferner in sie dringen wollte, befahl der Richter, daß er mit Gewalt weggestoßen werde. Die Soldaten schlugen ihn. „Es schmerzte mich;“ — sagt Perpetua — „als wenn ich selbst geschlagen worden wäre, so schmerzte mich sein unglückseliges Alter.“ Perpetua und ihre Gefährten, drei Jünglinge und noch eine junge Frau, wurden verurtheilt, zur Lust des grausamen Volks bei einem Thiergefecht, das zur Geburtstagsfeier des jungen kaiserlichen Prinzen Geta gegeben werden sollte, den wilden Thieren

vorgeworfen zu werden. Der wachhabende Soldat Pudens, dessen Herz durch das Verhalten der gefangenen Christen gerührt worden war, der die Wirkung eines göttlichen Geistes in ihnen wahrzunehmen glaubte, und wohl dadurch — wie das zuweilen bei den die Christen zum Märtyrertode geleitenden Soldaten oder ihren Gefangenwärtern der Fall war — selbst auf das Christenthum als Gotteskraft aufmerksam gemacht wurde, er ließ viele der christlichen Brüder, was die Christen sonst durch Geld erkaufen mußten, freiwillig zu ihnen in den Kerker, damit sie sich gegenseitig erquicken könnten. Kurz vor dem Thiergefecht kam auch der alte Vater zum letzten Mal zu ihr, riß sich die Haare seines Bartes aus, warf sich auf die Erde nieder und sprach, wie die Dichter sich ausdrückt, Worte, welche jedes Geschöpf bewegen mußten. Aber so tief erschüttert, so voll Mitleid und Schmerz sie war, so siegte doch der Glaube und die Liebe zum Erlöser.

Da während der Gefangenschaft die Leidensgefährtinn der Perpetua, die Felicitas, der Niederkunft nahe war, und viel zu leiden hatte, sprach ein heidnischer Sklave zu ihr: „Da du jetzt schon so große Schmerzen leidest, was wird dir erst dann geschehen, wann du dem wilden Thieren wirst vorgeworfen werden, welche du verachtetest, als du nicht opfern wolltest?“ Sie antwortete: „Jetzt leide ich für mich allein, was ich leide. Dort aber wird ein Anderer in mir

seyn, welcher für mich leiden wird, weil auch ich für ihn leiden werde.“

Von einem alten grausamen Götzendienst, bei welchem Menschenblut zur Ehre der Götzen an ihren Altären floß, war noch der Gebrauch übrig geblieben, daß man bei solchen grausamen Schauspielen die zum Tode verurtheilten dem Saturnus zum Opfer weihete. Als solche Opfer wollte man die hier verurtheilten Christen darstellen, auch wohl, damit die Götzen einen desto größeren Triumph über das Christenthum erhielten, daß selbst ihre Feinde ihrer Verehrung dienen mußten. Man wollte daher die Männer als Priester des Saturnus, die Weiber als Priesterinnen der Ceres ankleiden. Aber sie widersetzten sich standhaft, indem sie sagten: „Wir sind deshalb freiwillig hiehergekommen, um uns unserer Freiheit nicht nehmen zu lassen. Wir haben unser Leben daran gesetzt, um so etwas nicht thun zu müssen. Das haben wir mit euch ausgemacht.“ Der Offizier, der die Hinrichtung leitete, sah selbst das Gerechte dieser Forderung ein und gab nach. Als die Perpetua schon verwundet war, ließ sie ihren Bruder und einen Katechumenen, der ihr in der Leidenszeit manchen christlichen Liebesdienst erwiesen, kommen, und sagte zu ihnen: „Stehe fest im Glauben, und liebet einander Alle gegenseitig, und nehmt kein Aergerniß an unsern Leiden.“ Als einer der Jünglinge, Saturus, durch den Biß eines Leoparden tödtlich verwundet worden, rief er dem

oben genannten Soldaten Pudens zu sich, nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Lebe wohl, sey meines Glaubens eingedenk, und laß dich durch dies nicht beunruhigen, sondern vielmehr nur im Glauben befestigen;„ und er nahm zugleich den Ring von dessen Finger, tauchte ihn in das Blut seiner Wunde, und gab ihm denselben zum Andenken zurück. Ehe die Märtyrer den gewöhnlichen Gnadenstoß empfingen, ertheilten sie einander, im Begriff zu sterben, den christlichen Bruderkuß, mit dem die Christen jeden Gottesdienst zu besiegeln pflegten.

Märtyrer in Numidien unter der valerianischen Verfolgung schreiben so aus einer harten Gefangenschaft, in welcher sie viel von Hunger und Durst gelitten hatten (Passio Montanii, Lucii u. s. w. Ruinart. F. 251.): „Der finstere Kerker glänzte bald von dem leuchtenden Lichte des heiligen Geistes, wir stiegen zum Orte der Strafen hinauf, als wenn wir zum Himmel hinaufstiegen. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Tage, welche Nächte wir dort zugebracht haben. Wir scheuen uns auch nicht, das Schreckliche jenes Ortes, wie es ist, zu schildern, denn je größer die Versuchung, desto größer ist, der sie in uns besiegte. Und es ist auch nicht unser Kampf, denn unter dem Beistande des Herrn wird uns der Sieg; denn auch getödtet zu werden wird den Knechten Gottes leicht, und der Tod ist deshalb nichts, weil der Herr ihm den Stachel und die Macht genommen, durch dies

Siegeszeichen des Kreuzes über ihn triumphirt hat.“

Wir finden Beispiele, daß Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Söhne ihre Väter, das natürliche menschliche Gefühl besiegend, zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnten. Da unter dem Kaiser Septimius Severus, Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, zu Alexandria als Bekenner Christi ins Gefängniß geworfen wurde, brannte der letzte, erst ein sechzehnjähriger Jüngling, vor Begierde, seinen Erlöser vor den Heiden zu bekennen. Die Mutter wußte ihn nicht anders zurückzuhalten, als dadurch, daß sie seine Kleider versteckte, und ihn dadurch zu Hause zu bleiben nöthigte. Nun schrieb er seinem gefangenen Vater einen Brief, worin er ihn zur Standhaftigkeit im Glauben ermahnte, und ihm unter andern zurief: „Hüte dich, um unsert willen von deinem Sinn zu weichen.“ Dieser Origenes, der sich schon als Jüngling durch seinen Eifer und seine Kraft in der Verkündigung des Evangeliums auszeichnete, zog sich eben dadurch den Haß der fanatischen Menge zu. Er mußte sich von einem Hause in das andre flüchten, da Schaaren der erbitterten Heiden ihm auflauerten. Einst gelang es ihnen, ihn zu ergreifen, sie schleppten ihn nach dem Serapistempel, stellten ihn auf eine der Stufen von demselben, sie gaben ihm Palmenblätter in die Hand, die er nach dem Gebrauche dieser Art des heidnischen Cultus denen, welche den Tempel besuchten, darreichen soll-

ſt. Aber Origenes ſprach zu denen, welchen er die Blätter überreichte: Nehmt nicht die Palme des Götzen; ſondern die Palme Chriſti. (S. Epiphan.)

Ein Chriſt, Namens Numidicus, hatte in der decianiſchen Verfolgung Viele durch ſeine Ermahnungen zum Märtyrertode angefeuert; heiter ſah er ſeine Frau an ſeiner Seite verbrennen, er ſelbſt wurde zuletzt halb verbrannt mit Steinen überſchüttet, und man ließ ihn ſo als todt liegen. Seine Tochter ſucht ſeinen Körper hervor um ihn zu beſtatten, und wird zu unausſprechlicher Freude überraſcht, noch Zeichen des Lebens bei ihm zu finden. Durch ihre Pflege wird er wieder hergeſtellt, und kann noch als Verkündiger des Evangeliums und Vorſteher einer Gemeinde wirken. (Cypr. ep. 30.)

Freilich macht das äußerliche Bekenntniß des Herrn, wenn es auch unter Martern und im Angeſicht des Todes geſchieht, noch keinen wahren Chriſten, wenn dieſes Bekenntniß nicht aus dem Geiſte der Liebe hervorgeht, und dem durch das ganze Leben abgelegten Bekenntniſſe des Glaubens ſich anſchließt, denn der Apoſtel Paulus ſpricht: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mir es nichts nütze.“ Es geſchah freilich auch zuweilen, daß diejenigen welche die Kraft empfangen hatten, Tod und Martern um des Herrn willen zu verachten, nun nachher vergaßen, daß es nicht ihre eigene Kraft war, durch welche ſie geſiegt hatten,

ſo daß ſie durch die Einbildung auf dieſen Sieg ihres Glaubens, durch die daraus entſtehende Vernachläſſigung der Wachſamkeit über ſich ſelbſt von dem geraden Wege des neuen Gehorſams abgeführt wurden. Diejenigen, welche die fleiſchliche Selbſtliebe, die natürliche Schwäche des Fleiſches und die natürliche Todesfurcht hatten überwinden können, unterlagen doch zuweilen den Regungen jener verborgenen, feineren, aber deſto gefährlichern Selbſtliebe. Die Kirchenlehrer machten aber auch immer die Chriſten darauf aufmerkſam, daß nur, wenn das Zeugniß durch das Wort dem Zeugniſſe durch das Leben entſpreche, dies vor Gott den rechten Werth habe. Man ſorgte, weil man die denen, welche einen ſolchen Sieg des Glaubens erkämpft hatten, drohende Gefahr wohl kannte, deshalb insbeſondere dafür (ſ. Cyprian. ep. 10.), daß einſichtsvolle Geiſtliche die Bekenner in den Gefängniſſen beſuchten, die heilige Schrift ihnen vorlaſen, Worte des Troſtes, aber auch der Warnung, aus der Schrift ihnen mittheilten, und durch ſchriftgemäßen geiſtlichen Rath ihnen zu Hülfe kamen.

„Mögen ſie von euch lernen" — ſo ſchreibt der Biſchof Cyprianus darüber an ſeine Geiſtlichen (ep. V.) — „daß ſie demüthig und ruhig ſeyn müſſen, damit ſie die Ehre ihres Namens bewahren, und ſie, die durch das Wort den Herrn verherrlicht haben, ihn auch durch ihren Wandel verherrlichen. Es bleibt ihnen ja noch mehr übrig, als ſie vollbracht haben, da geſchrieben

ſteht: vor dem Tode lobe Niemand; und der Herr ſagt: „Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird ſelig.“ Mögten ſie dem Herrn nachahmen, der in der Zeit des Leidens nicht hochmüthiger, ſondern demüthiger erſchien; denn in dieſem Zeitpunkt wuſch er die Füße ſeiner Jünger, indem er ſprach: „So nun ich, euer Herr und Meiſter, euch die Füße gewaſchen habe, ſo ſollt ihr auch euch unter einander die Füße waſchen.“ Mögen ſie auch dem Beiſpiele des Apoſtels Paulus folgen, welcher nach vielfacher Gefangenſchaft und Geißelung in Allem ſanft und demüthig verharrte, und auch nach dem dritten Himmel und dem Paradieſe ſich keine Anmaßung erlaubte. Und weil nur der erhöht wird, wer ſich ſelbſt erniedrigt, ſo müſſen ſie jetzt deſto mehr den ihnen nachſtellenden Widerſacher fürchten, indem dieſer dadurch, daß er beſiegt, deſto mehr erbittert worden, und den Sieger zu beſiegen ſucht.“ An dieſe Bekenner ſelbſt ſchrieb er ſo: „Noch ſind wir in der Welt, noch ſtehn wir auf dem Schlachtfelde, wir kämpfen für unſer tägliches Leben. Ihr müßt dahin ſtreben, daß ihr nach dieſem Anfange auch zum Wachsthum gelanget, daß in euch vollendet werde, was ihr ſchon ſo glücklich angefangen. Es iſt noch wenig, wenn man etwas hat erlangen können. Mehr iſt es, was man erlangt hat, bewahren zu können; wie auch der Glaube ſelbſt und die Wiedergeburt nicht dadurch, daß ſie empfangen worden, ſondern wenn ſie bewahrt werden, Leben bringen. Der Herr ſelbſt hat dies

dies selbst, indem er sprach: Joh. 5, 14: „Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres widerfahre.“ Endlich Salomo und Saul und viele Andere konnten die ihnen verliehene Gnade bewahren, so lange sie auf den Wegen des Herrn wandelten: sobald der Gehorsam von ihnen wich, wich auch die Gnade. Wir müssen auf dem engen und schmalen Wege der Ehre verharren, und da Sanftmuth und Demuth, ein ruhiger und sittlicher Wandel allen Christen ziemt, nach dem Worte des Herrn, der keinen ansieht, als den Demüthigen und Stillen, welcher mit Furcht und Zittern sein Wort vernimmt: so müssen dies um desto mehr die Bekenner beobachten und erfüllen, ihr, die ihr ein Beispiel für die übrigen Brüder geworden seyd. Unser Herr ward wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt; und wie ein Schaaf, das verstummet vor seinem Scheerer that er seinen Mund nicht auf. Und es wagt jetzt, wer durch ihn und in ihm lebt, sich zu überheben und sich groß zu machen, uneingedenk dessen, was Er gethan, und dessen, was Er selbst oder durch seine Apostel gelehrt hat? Wenn aber der Knecht nicht größer ist als der Herr, so müssen diejenigen, welche dem Herrn nachfolgen, demüthig, ruhig und still seinen Fußtapfen nachgehn, denn je niedriger Einer ist, desto höher wird er werden, da der Herr sagt: „Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß seyn.“ — Diese Gesinnung zeigten die ächtevangelischen Bekenner.

So ſchloſſen jene oben genannten numidiſchen Märtyrer den Bericht von ihren Leiden mit dieſen Worten: „Theure Brüder, laßt uns Eintracht, Frieden, Einheit des Sinnes mit aller Kraft feſthalten. Laßt uns ſchon jetzt ſtreben, das zu ſeyn, was wir dort ſeyn werden. Wenn wir mit Chriſto ſeyn und herrſchen wollen, ſo müſſen wir das thun, was zu Chriſto und zu ſeinem Reiche hinführt.“ Als ſie unter großem Zulaufe der Chriſten und Heiden zum Blutgerüſte geführt wurden, und die Erſtern ihnen zuriefen: „Gedenket unſer, wenn ihr zum Herrn kommet;“ antwortete einer der Märtyrer in Demuth: „Mögt ihr doch meiner vor dem Herrn gedenken.“

Da ein Bekenner zu Rom während der decianiſchen Verfolgung an einen Bekenner zu Carthago ſchrieb, um die Fürbitte der afrikaniſchen Märtyrer für ſeine gefallene Schweſter nachzuſuchen, ſpricht er ſo: „Ich glaube, daß wenn wir uns auch in dieſer Welt nicht wieder ſehn, wir doch in der zukünftigen vor Chriſto uns umarmen werden. Bitte für mich, daß auch ich gewürdigt werde, in eurem Reiche die Märtyrerkrone zu empfangen. Doch wiſſe, daß ich viel zu leiden habe, und ich gedenke, gleich als wenn Du bei mir wärſt, Deiner alten Liebe Tag und Nacht. Gott allein weiß es. Deshalb bitte ich Dich, meinen Wunſch zu erfüllen und mit mir zu trauern über den Tod meiner Schweſter, welche in dieſer Verwüſtung von Chriſto abgefallen iſt, denn ſie hat geopfert und den Herrn erzürnt,

wie es uns offenbar scheint. Wegen ihrer Verherrlichung bringe ich in dieser Osterfreude Tag und Nacht in Thränen zu.

XV.

Theilnahme aller Christen an den Leiden der Bekenner.

Wenn die Christen an allen ihren Brüdern einen lebendigen Antheil nahmen, so geschah dies nun ganz besonders bei diesen Bekennern des Herrn. Auch von entfernten Gemeinden wurden Geldbeiträge zur Erleichterung der Gefangenen oder der in den Bergwerken arbeitenden geschickt; es kamen Abgeordnete, sie zu besuchen. Man wetteiferte, sie geistlich und leiblich zu erquicken. Das Gefängniß wurde bald zur Kirche durch die Menge derer, welche sich versammelten, mit ihrem Gebete den Leidenden beizustehn; und die Bischöfe mußten ja, wie wir oben sahen, den zu unvorsichtigen Liebeseifer der Christen nur zu mäßigen suchen. Tertullian widmete der Erquickung der zu Carthago im Kerker schmachtenden Bekenner unter dem Septimius Severus eine kleine Schrift, welche er so beginnt: „Unter den Nahrungsmitteln des Fleisches, welche euch sowohl die Mutter Kirche aus ihrem Vorrath, als die einzelnen Brüder aus ihrem eigenen Vermögen ins Gefängniß schicken, nehmt von mir auch etwas, was zur Förderung des Geistes diene;

dann es ist nicht gut, daß das Fleisch gesättiget werde, und der Geist hungere. Wenn für das, was schwach ist, gesorgt wird, darf doch auch das Stärkere eben so wenig vernachläßigt werden. Ich bin nun zwar nicht ein Solcher, daß ich euch zuzureden würdig wäre. Jedoch die vollkommensten Fechter werden nicht nur von ihren Meistern ermuntert, sondern oft hat ihnen sogar der Zuruf aus dem Volke genützt." Er fährt dann fort: „Insbesondere betrübet nicht den heiligen Geist, der mit euch in den Kerker gekommen. Denn wenn er nicht mit euch hereingekommen wäre, würdet auch ihr heute nicht da seyn. Daher strebt darnach, daß er mit euch dort wohne und euch von dort zum Herrn führe. Zwar ist der Kerker auch ein Haus des bösen Geistes, wo er die Seinen zusammenhält; aber ihr seyd deshalb in den Kerker gekommen, um ihn auch in seinem Hause zu besiegen. Finster ist der Kerker, aber ihr seyd das Licht; er hat Fesseln, aber ihr seyd frei vor Gott. Laßt uns das Leben in der Welt und das Leben im Kerker vergleichen, ob nicht im Kerker der Geist mehr gewinnet als das Fleisch verliert. Auch verliert ja das Fleisch nicht einmal, was ihm zukommt, durch die Sorgfalt der Kirche, die Liebe der Brüder; und obendrein erlangt der Geist das, was immer dem Glauben nützlich ist. Du siehst keine fremde Götter, du begegnest nicht ihren Bildern, du mußt nicht an den Festen der Heiden durch das Leben unter ihnen selbst Theil nehmen; du wirst nicht von dem Opfergeruche verfolgt,

du wieſt nicht von dem Geſchrei derer zu reden, welche die grauſamen oder unanſtändigen Schauſpiele (die Fechterſpiele oder die ſchmutzigen, dem Gemeinſten der menſchlichen Natur ſchmeichelnden Luſt- und Poſſenſpiele) feiern; deine Augen fallen nicht auf die Orte öffentlicher Wolluſt. Wenn auch dein Körper eingeſchloſſen iſt, ſo ſteht doch deinem Geiſte alles offen. Wandle im Geiſte und bilde dir nicht dunkle Schattengänge vor oder lange Säulengänge, ſondern den Weg, der zu Gott führt. So oft du wandelſt im Geiſte, biſt du nicht im Kerker, die Füße empfinden die Bande nicht, wenn die Seele im Himmel iſt. Die Seele führt den ganzen Menſchen mit ſich und verſetzt ihn, wohin ſie will. Wo aber dein Herz iſt, da iſt auch dein Schatz.“

Mögen noch die ſchönen Ermunterungsworte des Biſchofs Cyprianus an eine afrikaniſche Gemeinde bei einer drohenden Verfolgung ſich hier anſchließen (ep. 56.): „Nicht in dem Sinne haben wir uns den Reihen der Streiter des Herrn angeſchloſſen, daß wir nur auf Frieden ſinnen und vor dem Kampfe uns ſcheuen ſollten, da in dem Kampfe der Herr als Lehrer der Demuth, der Duldung und des Leidens uns vorangegangen, da, was er uns vollbringen gelehrt, er zuerſt vollbracht, und was er uns zu leiden ermahnt, er zuerſt für uns gelitten hat. Und keiner von euch, theure Brüder, beunruhige ſich, wenn er unſere Gemeinde durch die Furcht vor der Verfolgung aus einander getrennt ſieht; keiner von

euch beunruhige sich, daß er die Brüder nicht versammelt sehn und den Bischof nicht predigen hören kann. Die Christen, denen es nicht erlaubt ist zu morden, sondern die sich morden lassen müssen, können dann nicht beisammen seyn. Wo auch an jenem Tage irgend ein Bruder einstweilen von der Gemeinde durch die Noth der Zeit, nicht dem Geiste nach, getrennt ist, wohin er auch immer sich flüchten, und wo er auch immer verborgen bleiben muß, lasse er sich nicht schrecken durch die Einöde des Ortes. Allein ist nicht, wer Christum zum Begleiter hat auf seiner Flucht. Allein ist nicht, wer den Tempel Gottes bewahrt, wo er auch seyn mag, nicht ohne Gott ist."

XVII.

Erlaubte und verbotene Gewerbe unter den Christen.

Wie aus der oben angeführten Stelle aus dem Apologetikus des Tertullian erhellt, konnten alle diejenigen Gewerbe, welche nichts Unsittliches oder den Grundsätzen des Christenthums Widerstreitendes enthielten, von Christen getrieben werden. Hier wandten sie die von dem Apostel Paulus gegebene Regel an (1. Cor. 7, 20.): „Ein Jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist." Das Christenthum sollte ihm nur

neue Treue in ſeinem Berufe mittheilen; er ſollte ihm jetzt in einem neuen Geiſte und einer neuen Geſinnung als einen von Gott anvertrauten, in dem Hinblick auf Ihn, verwalten.

So konnte ein jeder nicht ſeinem Weſen nach unſittlichen Beruf, wenn er auch durch die Art, wie ihn die Menſchen gewöhnlich trieben, ein unſittlicher wurde, durch Chriſtenſinn geheiligt werden, die bisher gewöhnliche Stätte Satans konnte in einen Tempel Gottes umgewandelt und verklärt werden. Was war unter den Alten verrufener, als das Gewerbe eines Gaſtwirthes, eines caupo, ſo daß ja von einem ſolchen Gewerbe (dem cauponari) eine ſprüchwörtliche Redensart zur Bezeichnung unredlicher Verfälſchung hergenommen wurde. Aber der Gaſtwirth Theodotus zu Ancyra in Galatien, der in der dioklezianiſchen Verfolgung als Märtyrer ſtarb, zeigte, wie auch ein ſolches Gewerbe zum Dienſte des Chriſtenthums gebraucht werden könne. Sein Wirthshaus wurde in jener Verfolgung eine Zufluchtsſtätte aller verfolgten Chriſten, wo ihnen Nahrungsmittel ausgetheilt wurden, wo ſie ſich zum Gottesdienſte verſammelten, wo mit dem Brodt und Wein aus ſeinem Vorrath die Communion gefeyert wurde (ſ. acta Theodoti ed. Nil.). Der Lebensbeſchreiber vergleicht das Wirthshaus des Theodotus in dieſer Verfolgung als ſichern Sammelplatz aller treuen Chriſten mit der Arche Noahs.

Wenn Jemand aber jenen Ausſpruch in

lärer Denkart mißbrauchte, um die Beibehaltung eines den Grundsätzen des Christenthums widerstreitenden Gewerbes zu rechtfertigen, so antwortete Tertullian (Idolatr. c. 5.): „Nach einer solchen (nicht mit der gehörigen Bestimmung und Einschränkung versehenen) Auslegung könnten wir Alle in den Sünden bleiben, denn es ist doch Jeder unter uns als Sünder erfunden worden, und um keiner andern Ursache willen Christus herabgekommen, als um die Sünder zu befreyen.“ Wer vor seinem Uebertritt zum Christenthum ein dem Laster dienendes, auf Betrug gegründetes oder mit dem heidnischen Götzendienste auf irgend eine Weise in Verbindung stehendes Gewerbe getrieben hatte, mußte vor der Taufe demselben entsagen. Die Gemeinde, in die er eintrat, unterstützte ihn dann, ein neues anzufangen. Solche den Christen verbotene Gewerbe waren: das eines Verfertigers von Götzenbildern. Wenn Jemand sich entschuldigte, daß doch Götzenbilder verfertigen und sie verehren nicht Eins sey, antwortete Tertullian: „Ja wohl verehrest du sie, da du ihre Verehrung beförderst; du verehrest sie, indem du ihnen nicht ein unvernünftiges Thier, sondern deine eigene Seele opferst. Du weihest ihnen deinen Geist; du opferst ihnen deinen Schweiß, das Licht deines Verstandes zündest du für sie an.“ Ferner das Gewerbe eines Astrologen, eines Gauklers, der mit verjährlichen Zauberkünsten, einer damals

freyer ergiebigen Quelle des Gewinnes, sein Wesen zieh (vergl. oben). So wirkte ja die Verkündigung des Evangeliums durch den Apostel Paulus zu Ephesus, dem alten Sitze falscher trügerischen und verwitzigen Künste, daß diejenigen, die solche trieben, ihre Sünde bekannten und das, was bisher so großen Werth für sie gehabt und ihnen so großen irdischen Gewinn gebracht hatte, dem Evangelium opferten. Es mußte unter den Heiden wohl bekannt seyn, daß das Christenthum diesen Künsten des Zunftzwangs entgegenwirke, da jener berüchtigte Goes ein Montus, Alexander, dessen Leben Lucian beschrieben, die Christen und die Epikuräer als Feinde seiner Gaukeleien in eine Liste setzte und in ihrer Gegenwart seine Künste nie machen wollte. Ferner Schauspieler (Histriones), deren Beschäftigung mit dem christlichen Ernste und Anstand und der strengen christlichen Sitte unvereinbar schien. Da in einer afrikanischen Gemeinde ein zum Christenthum übergetretener Schauspieler sich dadurch zu ernähren fortfuhr, daß er Knaben für das Theater bildete, erklärte der Bischof Cyprianus, daß dies durchaus nicht geduldet werden dürfe (ep. 61) und fügte hinzu: „Wenn ein solcher Armuth und Noth vorwendet, so kann unter den Uebrigen, welchen die Kirche ihren Unterhalt giebt, auch für die Noth dieses Mannes gesorgt werden, wenn er nämlich mit mäßigerer, aber schuldloser Kost zufrieden ist. Denn er muß

nicht glauben, daß er einen Gehalt dafür verdient, daß er zu sündigen aufhört, da er nicht uns, sondern sich selbst dadurch dient. Suche ihn also, wie du nur kannst, von diesem schlechten und schmachvollen Leben zum Wege der Unschuld und zur Hoffnung des ewigen Lebens zurückzurufen, daß er mit dem zwar sparsameren aber doch heilsameren Unterhalt, den ihm die Gemeinde giebt, zufrieden sey. Wenn aber bei euch die Gemeinde nicht vermögend genug ist, um dem Nothleidenden Nahrung zu geben, so kann er sich zu uns begeben und hier so viel als ihm zur Kost und Kleidung nothwendig ist, empfangen, daß er nicht Andere, die sich außerhalb der Kirche befinden, verderbliche Dinge lehre, sondern selbst in der Kirche, was zum Heil dient, lerne." Getheilt waren die Meinungen der Christen über den Soldatendienst. Daß die Meinung, dieser Beruf sey den Christen nicht erlaubt, keine allgemeine war, geht aus der schon früher angeführten Stelle des Tertullianus, es geht aus jener Sage von der Legio fulminea unter dem Kaiser M. Aurel hervor; denn wenn man auch nicht annehmen wollte, daß dieser Sage eine Thatsache zum Grunde liege, so würde doch schon die Verbreitung dieser Sage unter den Christen dieser Zeit beweisen, daß ihnen das Beispiel von christlichen Soldaten nichts Befremdendes war. Es finden sich auch noch manche andere [illegible] Beispiele von solchen; und aus den [illegible], worin Tertullian die Angemessenheit

des Soldatenstandes für Christen bestreiten, sehen wir zugleich, daß eine andere Parthei denselben vertheidigte und sich dabei namentlich auf die Vorschriften, welche Johannes der Täufer den Kriegsleuten gegeben (Luc. 3, 14.), auf das Beispiel des gläubigen Hauptmanns (Luc. 7.) und des bekannten Cornelius berief. Andere aber wandten nicht allein dies gegen den Kriegsdienst der Christen ein, daß derselbe mancherlei Verrichtungen zur Theilnahme an heidnischen Religionsübungen mit sich führe, sondern es schien ihnen auch dieser Stand mit dem priesterlichen Charakter aller Christen unvereinbar: „Wie soll der Sohn des Friedens, dem es nicht einmal einem Prozeß zu führen zieme, Blut vergießen? er, der Bekenner der Religion der Feindesliebe als Werkzeug dienen, um Gefängniß, Martern, Tod über seine Brüder zu bringen?“ Gewiß zeugen diese Bedenklichkeiten eines Theils der Christen von ihrer zarten Gewissenhaftigkeit, wie ihre Seele von dem himmlischen Ideal der Gesetzgebung eines höhern als irdischen Staats, welche der Erlöser in der Bergpredigt entworfen, erfüllt war. In dieser Gesinnung gab der mit jugendlichem Feuer das Christenthum anpreisende Jüngling Maximilianus in Numidien unter dem Kaiser Diocletianus, noch vor dem Ausbruche der Verfolgung sein Leben hin, um nichts wider sein Gewissen zu thun. Die Begeisterung des einund zwanzigjährigen Jünglings, die ein kalter römischer Staatsbeamter, welcher für alle Dinge nur

Ein Maaß kannte, freilich nicht zu würdigen wußte, rührt das Herz, wenn er gleich zu der rechten christlichen Demuth noch nicht gelangt zu seyn scheint. Da er den Soldateneid leisten sollte, erklärte er standhaft: „Ihr mögt mir den Kopf abhauen lassen, doch streite ich nicht für die Welt; ich streite für meinen Gott.“ „Wer hat dir dies gerathen?“ fragte der Proconsul. „Mein Herz,“ antwortete der Jüngling, „und der, welcher mich berufen hat.“ „Nimm das Soldatenzeichen,“ sprach der Proconsul. „Ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes,“ erwiederte der Jüngling (das Kreuzeszeichen). Der Proconsul sprach: „Gleich will ich dich zu deinem Christus schicken.“ Der Jüngling: „Mögtet ihr das nur thun, das würde euch nie zur Ehre gereichen.“ Da ihm der Proconsul mit Gewalt das Soldatenzeichen wollte umhängen lassen, sprach er: „Ich kann das Zeichen nicht tragen, nachdem ich das Zeichen des Heils empfangen, das Zeichen meines Herrn Jesus Christus, welcher ist der Sohn des lebendigen Gottes, den ihr nicht kennet, der gelitten hat für unser Heil, den Gott hingegeben für unsere Sünden; dem dienen wir Christen alle, dem folgen wir als dem Lebensfürsten, dem Urheber unsers Heils.“ „Nimm Kriegsdienst,“ wiederholte der Proconsul, „daß du nicht jämmerlich umkommest.“ „Ich komme nicht um,“ sprach der Jüngling, „denn mein Name ist schon bei dem Herrn.“ Der Proconsul sagte: „In dem Gefolge unsers Kaisers befinden sich Christen, die

gute Soldaten sind." Der Jüngling antwortete: „Sie wissen, was sie zu thun haben. Ich aber bin ein Christ und kann nichts Böses thun." „Und was für Böses verüben denn die Soldaten?" sprach der Proconsul. „Ihr wißt wohl was sie thun," antwortete der Jüngling. „Ich komme nicht um," sagte er auf alle Drohungen, „wenn ich aus dieser Welt scheide, wird meine Seele mit meinem Herrn Christus leben." „Gelobt sei Gott," sprach er, als er das Todesurtheil empfing. Heiter bat er seinen gegenwärtigen Vater, das Kleid, welches er ihm für seinen Eintritt unter die Soldaten hatte machen lassen, dem, der ihn mit dem Schwerdte hinzurichten beordert war, zu schenken.

Nicht gleich scheinen auch die Christen über die Frage gedacht zu haben, ob sie unter den heidnischen Kaisern Staats- oder Hofämter annehmen dürften, insoweit dies unbeschadet den Grundsätzen der Religion geschehen könne. Doch war die allgemeine Stimme wohl dafür; man berief sich auf das Beispiel eines Josephs, Daniels. Wir finden unter mehreren Kaisern Christen in angesehenen Staatsämtern und im kaiserlichen Pallast. Wir wollen hier Einiges ausheben aus den Anweisungen eines christlichen Bischofs, Theonas, für einen Oberkammerherrn (Praepositus Cubiculariorum), wie er sein Amt christlich verwalten solle an dem Hofe eines den Christen zwar günstigen aber noch nicht zum Christenthum übergetretenen Kaisers.

„Du mußt dich nicht schämen, mein lieber Erasm," schreibt er ihm, „daß viele aus dem kaiserlichen Pallast durch dich zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, sondern du mußt vielmehr danken unserem Gott, der uns dir ein gutes Werkzeug für eine gute Sache gemacht, und dich bei dem Kaiser zu hohem Ansehn gebracht hat, damit du den guten Geruch des christlichen Namens zu seinem Ruhme und zu Vieler Heil ausbreiten mögtest. Denn da der Kaiser, obgleich noch kein Christ, doch Christen, als den treusten, Leib und Leben anvertrauen zu müssen glaubte, so müßt ihr in eurem Dienste desto sorgfältiger seyn, damit dadurch Christi Name am meisten verherrlicht, und der Glaube des Kaisers durch euch, die ihr ihn täglich bedient, gefördert werde. Fern sey es von euch, daß ihr den Zutritt zum Kaiser Fremden für Geld verkaufet, daß ihrs auf irgend eine Weise, durch Bitten oder Bestechung bestegt, etwas Unziemliches dem Kaiser rathet. Fern von euch sey aller Reiz der Habsucht, welcher viel mehr dem Götzendienst als der Religion Christi ähnlich sieht. Keine unrechtmäßiger Gewinn, keine Falschheit ziemt dem Christen, der dem einfachen, ungeheuchelten Christus sich ergiebt. Keine lasterhafte, keine unanständige Reden müssen unter euch geführt werden. Alles muß mit Bescheidenheit, Freundlichkeit und Rechtschaffenheit betrieben werden, damit durch Alles der Name Gottes und unseres Herrn Jesu Christi verherrlicht werde." Dem Bibliothekar unser

den Kammerherrn giebt er diesen Rath: „Wenn er gleich Christ ist, verachte er doch die weltlichen Wissenschaften und die großen Geister der Heiden, an denen der Kaiser seine Freude hat, nicht. Er lobe zuweilen der großen Schriftsteller in seiner Art, aber zuweilen streue er auch etwas zum Lobe der heiligen Schrift ein, er führe das Gespräch auf Christus hin, und zeige nach und nach, daß Er allein wahres Gut ist. Alles dies kann mit Hülfe Christi gelingen.“

„Thut nur ja Keinem etwas Böses, Keinen reizet zum Zorne. Wenn euch Unrecht gethan wird, so setzt auf Jesus Christus hin, und wie ihr wünscht, daß er euch vergebe, so vergebt auch ihr. So werdet ihr auch über allen Neid siegen, und das Haupt der alten Schlange, welche allen euren guten Werken und allem euren glücklichen Erfolg mit aller List nachstellt, zertreten. Es vergehe kein Tag, an dem ihr nicht zu gelegener Zeit etwas in der heiligen Schrift leset, und darüber nachdenket. Vernachlässiget ja das Lesen der Bibel nicht; nichts rühret so das Herz und bereichert so den Geist, als das Lesen der Bibel; aber ziehe besonders den Nutzen daraus, daß ihr in Geduld, rechtschaffen und gottselig, das heißt in der Liebe Christi, euren Beruf erfüllet, alles Vergängliche wegen seiner Verheißungen für die Ewigkeit verachtet, welche Verheißungen alle Begriffe und Vorstellungen der Menschen übersteigen, und euch zu ewiger Seligkeit führen werden.“

XVII.

Häusliches Leben.

Tertullian schildert so die Glückseligkeit einer christlichen Ehe (ad uxorem II. 8.): „Welche Verbindung zwischen zweien Gläubigen, sie haben Eine Hoffnung und Eine Richtung ihrer Wünsche; sie dienen Einer Lehre und Einem Herrn. Es ist eine Verbindung des Geistes wie des Fleisches, Ein Geist und Ein Fleisch. Sie lesen mit einander die Schrift, sie beten mit einander, sie fasten mit einander, sie belehren, ermahnen, tragen einander gegenseitig; sie finden sich mit einander in der Kirche bei dem Mahle des Herrn ein; Noth, Verfolgungen und Freude theilen sie mit einander; keiner verbirgt dem Andern etwas; keiner meidet den Andern, keiner ist dem Andern lästig; frei kann der Kranke besucht, der Arme unterstützt werden; Psalmen und Hymnen ertönen unter beiden, und sie wetteifern mit einander, wer seinem Gott am besten singen könne. Christus freuet sich, indem er solches sieht und hört; solchen sendet er seinen Frieden. Wo zwei in seinem Namen sind, da ist auch Er. Wo Er ist, da ist der Böse nicht."

Tertullian setzt die Freuden des christlichen Lebens den weltlichen und heidnischen Vergnügungen entgegen (de Spectac. c. 29.). „Glaube ja nicht, daß auch dieser kurze Zeitraum des zeitlichen den Christen freudenleer sey. Warum

bist

bist du so undankbar, daß du an so vielen und so großen Vergnügungen, welche dir von Gott verliehen worden, nicht genug hast und sie nicht anerkennen willst? Denn was ist beseligender, als die Versöhnung mit Gott, unserm Vater und Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, die Erkenntniß der Irrthümer, die Vergebung von großen Sünden? Welche größere Freude, als selbst der Ueberdruß an weltlicher Freude, als die Verachtung alles Weltlichen? als die wahre Freiheit? als ein reines Gewissen? als Zufriedenheit im Leben, keine Furcht vor dem Tode? daß du Erleuchtung von Gott verlangen kannst? daß du Gott lebest?" Die christlichen Frauen sollten die mit ihnen vorgegangene Veränderung in ihrer ganzen äußerlichen Erscheinung ausdrücken, die Sittsamkeit und Prunklosigkeit in der Tracht der Christinnen sollte gegen die unanständige und prachtvolle Kleidung so vieler Heidinnen einen auffallenden Gegensatz bilden. „Wenn euch" — sagt Tertullian (de cultu feminar. II, 11.) — „das Gebot der Freundschaft und des Freundschaftsdienstes in die Häuser der Heiden ruft, warum erscheint ihr nicht in eurer Waffenrüstung, um so mehr, da ihr zu den Ungläubigen geht? daß sich der Unterschied zwischen den Dienerinnen Gottes und den Dienerinnen des Satans zu erkennen gebe, daß ihr ihnen zum Beispiele dienet, daß sie sich an euch erbauen können, damit, wie der Apostel gesagt, Gott an eurem Leibe gepriesen werde. Er wird aber an eurem Leibe ge-

oben genannten Soldaten Pudens zu sich, nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Lebe wohl, sey meines Glaubens eingedenk, und laß dich durch dies nicht beunruhigen, sondern vielmehr nur im Glauben befestigen;„ und er nahm zugleich den Ring von dessen Finger, tauchte ihn in das Blut seiner Wunde, und gab ihm denselben zum Andenken zurück. Ehe die Märtyrer den gewöhnlichen Gnadenstoß empfingen, ertheilten sie einander, im Begriff zu sterben, den christlichen Bruderkuß, mit dem die Christen jeden Gottesdienst zu besiegeln pflegten.

Märtyrer in Numidien unter der valerianischen Verfolgung schreiben so aus einer harten Gefangenschaft, in welcher sie viel von Hunger und Durst gelitten hatten (Passio Montanii, Lucii u. s. w. Ruinart. F. 251.): „Der finstere Kerker glänzte bald von dem leuchtenden Lichte des heiligen Geistes, wir stiegen zum Orte der Strafen hinauf, als wenn wir zum Himmel hinaufstiegen. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Tage, welche Nächte wir dort zugebracht haben. Wir scheuen uns auch nicht, das Schreckliche jenes Ortes, wie es ist, zu schildern, denn je größer die Versuchung, desto größer ist, der sie in uns besiegte. Und es ist auch nicht unser Kampf, denn unter dem Beistande des Herrn wird uns der Sieg; denn auch getödtet zu werden wird dem Knechten Gottes leicht, und der Tod ist deshalb nichts, weil der Herr ihm den Stachel und die Macht genommen, durch dies

sehr ergiebigen Quelle des Gewinns, sein Wesen trieb (vergl. oben). So wirkte ja die Verkündigung des Evangeliums durch den Apostel Paulus zu Ephesus, dem alten Sitze solcher trügerischen und vorwitzigen Künste, daß diejenigen, die solche trieben, ihre Sünde bekannten und das, was bisher so großen Werth für sie gehabt, und ihnen so großen irdischen Gewinn gebracht hatte, dem Evangelium opferten. Es mußte unter den Heiden wohl bekannt seyn, daß das Christenthum diesen Künsten der Finsterniß entgegenwirke, da jener berüchtigte Goet im Pontus, Alexander, dessen Leben Lucian beschrieben, die Christen und die Epikuräer als Feinde seiner Gaukeleien in eine Liste setzte und in ihrer Gegenwart seine Künste nie machen wollte. Ferner Schauspieler (Histriones), deren Beschäftigung mit dem christlichen Ernste und Anstand und der strengen christlichen Sitte unvereinbar schien. Da in einer afrikanischen Gemeinde ein zum Christenthum übergetretener Schauspieler sich dadurch zu ernähren fortfuhr, daß er Knaben für das Theater bildete, erklärte der Bischof Cyprianus, daß dies durchaus nicht geduldet werden dürfe (ep. 61) und er fügte hinzu: „Wenn ein solcher Armuth und Noth vorwendet, so kann unter den Uebrigen, welchen die Kirche ihren Unterhalt giebt, auch für die Noth dieses Mannes gesorgt werden, wenn er nämlich mit mäßigerer, aber schuldloser Kost zufrieden ist. Denn er muß

nicht glauben, daß er durch Gehalt dafür verdiene, daß er zu sündigen aufhört, da er nicht uns, sondern sich selbst dadurch dient. Suche ihn also, wie du zu kannst, zum diesem schlechten und schmutzvollen Leben zum Wege der Unschuld und zur Hoffnung des ewigen Lebens zurückzurufen, daß er mit dem spärlichen aber doch hinlänglichen Unterhalt, den ihm die Gemeinde giebt, zufrieden sey. Wenn aber bei euch die Gemeinde nicht vermögend genug ist, um dem Mittellosen Nahrung zu geben, so kann er sich zu uns begeben und hier so viel als ihm zur Kost und Kleidung nothwendig ist, empfangen, daß er nicht Andere, die sich außerhalb der Kirche befinden, verderbliche Dinge lehre, sondern selbst in der Kirche, was zum Heil dient, lerne." Ehe hell o waren die Meinungen der Christen über den Soldatendienst. Daß die Meinung, dieser Beruf sey den Christen nicht erlaubt, keine allgemeine war, geht aus der schon früher angeführten Stelle des Tertullianus, es geht aus jener Sage von der Legio fulminea unter dem Kaiser M. Aurel hervor; denn wenn man auch nicht annehmen wollte, daß dieser Sage eine Thatsache zum Grunde liege, so würde doch schon die Verbreitung dieser Sage unter den Christen dieser Zeit beweisen, daß ihnen das Beispiel von christlichen Soldaten nichts Befremdendes war. Es finden sich auch noch manche andere einzelne Beispiele von solchen; und aus den Schriften, worin Tertullian die Angemessenheit

des Soldatenstandes für Christen bestreiten, sahen wir zugleich, daß eine andere Parthei denselben vertheidigte und sich dabei namentlich auf die Vorschriften, welche Johannes der Täufer den Kriegsleuten gegeben (Luc. 3, 14.), auf das Beispiel des gläubigen Hauptmanns (Luc. 7.) und des bekannten Cornelius berief. Andere aber wandten nicht allein dies gegen den Kriegsdienst der Christen ein, daß derselbe mancherlei Versuchungen zur Theilnahme an heidnischen Religionsübungen mit sich führe, sondern es schien ihnen auch dieser Stand mit dem priesterlichen Charakter aller Christen unvereinbar: „Wie soll der Sohn des Friedens, dem es nicht einmal einem Prozeß zu führen zieme, Blut vergießen? er, der Bekenner der Religion der Feindesliebe als Werkzeug dienen, um Gefängniß, Martern, Tod über seine Brüder zu bringen?“ Gewiß zeugen diese Bedenklichkeiten eines Theils der Christen von ihrer zarten Gewissenhaftigkeit, wie ihre Seele von dem himmlischen Ideal der Gesetzgebung eines höhern als irdischen Staats, welche der Erlöser in der Bergpredigt ertheilten, erfüllt war. In dieser Gesinnung gab der mit jugendlichem Feuer das Christenthum anpreisende Jüngling Maximilianus in Numidien unter dem Kaiser Diocletianus, noch vor dem Ausbruche der Verfolgung sein Leben hin, um nichts wider sein Gewissen zu thun. Die Begeisterung des einund zwanzigjährigen Jünglings, die ein kalter römischer Staatsbeamter, welcher für alle Dinge nur

Ein Maaß kannte, freilich nicht zu würdigen wußte, rührt das Herz, wenn er gleich zu der rechten christlichen Demuth noch nicht gelangt zu seyn scheint. Da er den Soldateneid leisten sollte, erklärte er standhaft: „Ihr mögt mir den Kopf abhauen lassen, doch streite ich nicht für die Welt; ich streite für meinen Gott.“ „Wer hat dir dies gerathen?“ fragte der Proconsul. „Mein Herz,“ antwortete der Jüngling, „und der, welcher mich berufen hat.“ „Nimm das Soldatenzeichen,“ sprach der Proconsul. „Ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes,“ erwiederte der Jüngling (das Kreuzeszeichen). Der Proconsul sprach: „Gleich will ich dich zu deinem Christus schicken.“ Der Jüngling: „Mögtet ihr das nur thun, das würde euch nie zur Ehre gereichen.“ Da ihm der Proconsul mit Gewalt das Soldatenzeichen wollte umhängen lassen, sprach er: „Ich kann das Zeichen nicht tragen, nachdem ich das Zeichen des Heils empfangen, das Zeichen meines Herrn Jesus Christus, welcher ist der Sohn des lebendigen Gottes, den ihr nicht kennet, der gelitten hat für unser Heil, den Gott hingegeben für unsere Sünden; dem dienen wir Christen alle, dem folgen wir als dem Lebensfürsten, dem Urheber unsers Heils.“ „Nimm Kriegsdienst,“ wiederholte der Proconsul, „daß du nicht jämmerlich umkommest.“ „Ich komme nicht um,“ sprach der Jüngling, „denn mein Name ist schon bei dem Herrn.“ Der Proconsul sagte: „In dem Gefolge unsers Kaisers befinden sich Christen, die

dirs gelehrt, indem er sprach: Joh. 5, 14.: „Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas ärgeres wiederfahre.“ Endlich Salomo und Saul und viele Andere konnten die ihnen verliehene Gnade bewahren, so lange sie auf den Wegen des Herrn wandelten: sobald der Gehorsam von ihnen wich, wich auch die Gnade. Wir müssen auf dem engen und schmalen Wege der Ehre verharren, und da Sanftmuth und Demuth ein ruhiger und sittlicher Wandel allen Christen ziemt nach dem Worte des Herrn, der keinen ansieht, als den Demüthigen und Stillen, welcher mit Furcht und Zittern sein Wort vernimmt: so müssen dies um desto mehr die Bekenner beobachten und erfüllen, ihr, die ihr ein Beispiel für die übrigen Brüder geworden seyd. Unser Herr ward wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt; und wie ein Schaaf, das verstummet vor seinem Scheerer that er seinen Mund nicht auf. Und es wagt jetzt, wer durch ihn und in ihm lebt, sich zu überheben und sich groß zu machen, uneingedenk dessen, was Er gethan, und dessen, was Er selbst oder durch seine Apostel gelehrt hat? Wenn aber der Knecht nicht größer ist als der Herr, so müssen diejenigen, welche dem Herrn nachfolgen, demüthig, ruhig und still seinen Fußtapfen nachgehn, denn je niedriger Einer ist, desto höher wird er werden, da der Herr sagt: Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß seyn.“ — Diese Gesinnung zeigten die ächtevangelischen Bekenner.

„Du mußt dich nicht rühmen, mein lieber Lucian," schreibt er ihm, „daß viele aus dem kaiserlichen Pallast durch dich zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sind, sondern du mußt vielmehr danken unserem Gott, der aus dir ein gutes Rüstzeug für eine gute Sache gemacht, und dich bei dem Kaiser zu hohem Ansehn gebracht hat, damit du den guten Geruch des christlichen Namens zu seinem Ruhme und zu Vieler Heil ausbreiten mögtest. Denn da der Kaiser, obgleich noch kein Christ, doch Christen, als den treusten, Leib und Leben anvertrauen zu müssen glaubte, so müßt ihr in eurem Dienste desto sorgfältiger seyn, damit dadurch Christi Name am meisten verherrlicht, und der Glaube des Kaisers durch euch, die ihr ihn täglich bedient, gefördert werde. Fern sey es von euch, daß ihr den Zutritt zum Kaiser Fremden für Geld verkauft, daß ihr auf irgend eine Weise, durch Bitten oder Bestechung besiegt, etwas Unziemliches dem Kaiser rathet. Fern von euch sey aller Reiz der Habsucht, welcher viel mehr dem Götzendienst als der Religion Christi ähnlich sieht. Kein unrechtmäßiger Gewinn, keine Falschheit ziemt dem Christen, der dem einfachen, ungeheuchelten Christus sich ergiebt. Keine lasterhafte, keine unanständige Reden müssen unter euch geführt werden. Alles muß mit Bescheidenheit, Freundlichkeit und Rechtschaffenheit betrieben werden, damit durch Alles der Name Gottes und unseres Herrn Jesu Christi verherrlicht werde." Dem Bibliothekar unter

den Kammerherrn giebt er diesen Rath: „Wenn er gleich Christ ist, verachte er doch die weltlichen Wissenschaften und die großen Geister der Heiden, an denen der Kaiser seine Freude hat, nicht. Er lobe neben der großen Christsteller in seiner Art, aber zuweilen streue er auch etwas zum Lobe der heiligen Schrift ein, er führe das Gespräch auf Christum hin, und zeige nach und nach, daß Er allein wahres Gut ist. Alles dies kann mit Hülfe Christi gelingen.“

„Thut nur ja Keinem etwas Böses, Keinen reizet zum Zorne. Wenn euch Unrecht geschah wird, so fleht auf Jesus Christus hin, und wie ihr wünscht, daß er euch vergebe, so vergebt auch ihr. So werdet ihr auch über allen Neid siegen, und das Haupt der alten Schlange, welche allen euren guten Werken und allem eurem glücklichen Erfolg mit aller List nachstellt, zertreten. Es vergehe kein Tag, an dem ihr nicht zu gelegener Zeit etwas in der heiligen Schrift leset, und darüber nachdenket. Vernachlässiget ja das Lesen der Bibel nicht; nichts nähret so das Herz und bereichert so den Geist, als das Lesen der Bibel; aber ziehe besonders den Nutzen daraus, daß ihr in Geduld, rechtschaffen und gottselig, das heißt in der Liebe Christi, euren Beruf erfüllet, alles Vergängliche wegen seiner Verheißungen für die Ewigkeit verachtet, welche Verheißungen alle Begriffe und Vorstellungen der Menschen übersteigen, und euch zu ewiger Seligkeit führen werden.“

XVII.

Häusliches Leben.

Tertullian schildert so die Glückseligkeit einer christlichen Ehe (ad uxorem II. 8.): „Welche Verbindung zwischen zweien Gläubigen, sie haben Eine Hoffnung und Eine Richtung ihrer Wünsche, sie dienen Einer Lehre und Einem Herrn. Es ist eine Verbindung des Geistes wie des Fleisches, Ein Geist und Ein Fleisch. Sie lesen mit einander die Schrift, sie beten mit einander, sie fasten mit einander, sie belehren, ermahnen, tragen einander gegenseitig; sie finden sich mit einander in der Kirche bei dem Mahle des Herrn ein; Noth, Verfolgungen und Freude theilen sie mit einander; keiner verbirgt dem Andern etwas; keiner meidet den Andern, keiner ist dem Andern lästig; frei kann der Kranke besucht, der Arme unterstützt werden; Psalmen und Hymnen ertönen unter beiden, und sie wetteifern mit einander, wer seinem Gott am besten singen könne. Christus freuet sich, indem er solches sieht und hört; solchen sendet er seinen Frieden. Wo zwei in seinem Namen sind, da ist auch Er. Wo Er ist, da ist der Böse nicht."

Tertullian setzt die Freuden des christlichen Lebens den weltlichen und heidnischen Vergnügungen entgegen (de Spectac. c. 29.). „Glaube ja nicht, daß auch dieser kurze Zeitraum des zeitlichen Lebens den Christen freudenleer sey. Warum

bist

bist du so undankbar, daß du an so vielen und so großen Vergnügungen, welche dir von Gott verliehen worden, nicht genug hast und sie nicht anerkennen willst? Denn was ist beseligender, als die Versöhnung mit Gott, unserm Vater und Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, die Erkenntniß der Irrthümer, die Vergebung von großen Sünden? Welche größere Freude, als selbst der Ueberdruß an weltlicher Freude, als die Verachtung alles Weltlichen? als die wahre Freiheit? als ein reines Gewissen? als Zufriedenheit im Leben, keine Furcht vor dem Tode? daß du Erleuchtung von Gott verlangen kannst? daß du Gott lebest?" Die christlichen Frauen sollten die mit ihnen vorgegangene Veränderung in ihrer ganzen äußerlichen Erscheinung ausdrücken, die Sittsamkeit und Prunklosigkeit in der Tracht der Christinnen sollte gegen die unanständige und prachtvolle Kleidung so vieler Heidinnen einen auffallenden Gegensatz bilden. „Wenn euch" — sagt Tertullian (de cultu feminar. II, 11.) — „das Gebot der Freundschaft und des Freundschaftsdienstes in die Häuser der Heiden ruft, warum erscheint ihr nicht in eurer Waffenrüstung, um so mehr, da ihr zu den Ungläubigen geht? daß sich der Unterschied zwischen den Dienerinnen Gottes und den Dienerinnen des Satans zu erkennen gebe, daß ihr ihnen zum Beispiele dienet, daß sie sich an euch erbauen könnten, damit, wie der Apostel gesagt, Gott an eurem Leibe gepriesen werde. Er wird aber an eurem Leibe ge-

prieſen durch Keuſchheit und durch eine der Keuſchheit entſprechende äußere Tracht." Wenn nun manche Lauergeſinnte dagegen ſagten: man müſſe den Heiden nicht durch eine zu plötzliche und auffallende Veränderung im Aeußern Veranlaſſung geben, daß der Name Gottes und die Lehre verläſtert werde (1. Tim. 6, 1.); damit die Leute nicht etwa ſagten, was man ja ohnehin ſo ſehr zu ſagen geneigt war; das Chriſtenthum mache die Menſchen zu finſtern Kopfhängern; ſo antwortete Tertullian: „So laßt uns auch die alten Laſter nicht ablegen, in der Geſinnung, wie auf der Oberfläche dieſelben bleiben; und dann werden die Heiden gewiß nicht läſtern." — „Wohl eine große Läſterung, wenn man ſagt: ſeitdem ſie Chriſtinn geworden, geht ſie ärmer gekleidet. Fürchteſt du dich, ärmer zu erſcheinen, ſeitdem du reicher geworden biſt? Sollen die Chriſten nach dem Wohlgefallen Gottes oder nach dem Wohlgefallen der Heiden einhergehen? Laßt uns nur wünſchen, daß wir zu gerechter Verläſterung keine Veranlaſſung geben. Wie viel mehr verdient es, verläſtert zu werden, wenn ihr, die ihr Prieſterinnen der Keuſchheit genannt werdet, wie unkeuſche geſchmückt geht?" Wenn Jemand ſagte: es komme ja doch nicht auf das Aeußere, ſondern auf die Geſinnung an, welche dem, der in das Innerſte des Herzens ſehe, offenbar ſey, ſuchte Tertullian zu zeigen, daß es Chriſtenpflicht ſey, auch jeden böſen Anſchein zu meiden, durch ſein ganzes äußeres Leben das We-

sen der Religion, die man bekenne, auszudrücken, und dadurch die Menschen für diese zu gewinnen. „Daß Gott in das Herz sieht, wissen wir Alle, aber wir erinnern uns auch deß, was er durch den Apostel gesprochen (Phil. 4, 5.): Eure Rechtschaffenheit lasset kund seyn allen Menschen. Wie sollte das geschehen, wenn nicht so, daß das Böse bei euch gar keinen Eingang finde, oder daß ihr dem Bösen zum Beispiel und zum Zeugniß dienen sollte? Oder was heißt es: Laßt eure Werke leuchten? Warum nennt uns der Herr das Licht der Welt? Warum hat er uns mit der auf dem Berge erbauten Stadt verglichen, wenn wir nicht in der Finsterniß leuchten, und unter den Versunkenen hervorragen? Das ist es, was uns zum Lichte der Welt macht, das Gute an uns. Das Gute aber, wenn es anders das rechte und reine ist, liebt die Finsterniß nicht, es strebt, sich zu offenbaren, es freut sich selbst der Lästernanen. Die christliche Keuschheit muß eine so große Fülle in sich haben, daß sie von der Seele auf das Aeußere, von der Gesinnung auf die Erscheinung ausströmt. „Die christliche Frau" — sagt Tertullian (de cultu femin. II, 11.) — „besuche nicht die heidnischen Schauspiele und die lärmenden Lustbarkeiten an ihren Festtagen, sondern sie gehe aus, um den kranken Bruder zu besuchen, an der Communion Theil zu nehmen, oder das Wort Gottes zu hören." Als gewöhnliche Geschäfte der christlichen Frau schildert Tertullian (ad uxorem II, 4.) daß sie die Be-

kenner in den Kerkern besuchte, die kranken Brüder bis in die ärmsten Hütten aufsuchte, reisende Brüder in das Haus aufnähme und bewirthete.

XVIII.

Der Christ bei allgemeinen Landplagen, anſteckenden Krankheiten und Sterbefällen.

Wir bemerkten oben, daß die Heiden bei öffentlichen Unglücksfällen häufig die Christen anklagten, daß der Zorn der Götter gegen ihren Feinde diese Unglücksfälle herbeigeführt habe. Aber sie sagten doch zu den Christen: „Was habt ihr denn durch die Verehrung eures Gottes vor uns voraus, seyd ihr doch denselben Leiden unterworfen?“ Darauf antworteten die Kirchenlehrer, daß zwar die Christen, äußerlich der irdischen Welt angehörend, auch noch diese irdischen Leiden mit Allen theilen müßten; daß sie aber diesem innern Leben nach über diese Leiden erhaben wären, und sich daher durch den Eindruck, welchen diese Leiden auf sie machten, durch die Art, wie sie dieselben ertrügen, vor den Heiden, mit denen sie das Aeußerliche gemein hätten, auszeichneten. „Der hält das Unglück dieser Welt für eine Strafe“ — sagt Cyprian (ad Demetrian.) — „dessen ganze Freude und Herrlichkeit Welt ist, dessen Freude alle mit die-

sem Leben aufhört. In dem Sturme der gegenwärtigen Leiden empfinden diejenigen keinen Schmerz, welche das Vertrauen auf zukünftige Güter besitzen. Wir, die wir mehr im Geiste als im Fleisch leben, besiegen durch die Kraft der Seele die Schwäche des Körpers. Wir wissen und vertrauen, daß durch das, was euch peinigt und ermüdet, wir geprüft und gestärkt werden. Glaubt ihr, daß wir das Unglück mit euch auf gleiche Weise erleiden, da ihr doch sehet, daß das Unglück von euch und von uns nicht auf gleiche Weise getragen werde? Bei euch ist eine immer schreiende und klagende Ungeduld; bei uns eine standhafte und fromme Ergebung, die immer ruhig und gegen Gott dankbar ist: nichts Freudiges oder Glückliches eignet sie hienieden sich zu, sondern sanftmüthig und demüthig und standhaft gegen alle Stürme der wogenden Welt erwartet sie die Zeit der göttlichen Verheißung. Wir, die wir die irdische Geburt abgeschleift haben und im Geiste neu geschaffen und wiedergeboren sind, die wir nicht mehr der Welt, sondern Gott leben, wir werden erst, wann wir zu Gott kommen, Gottes Gaben und Verheißungen fassen. Und doch beten wir Tag und Nacht inbrünstig für die Abwehrung der Feinde, um Regen, um Hinwegnahme oder Milderung des Unglücks, um Frieden und euer Wohl." Wenn selbst aber einzelne noch schwachgläubige, von einer unevangelischen, auf das Irdische gerichteten Lohnsucht noch beherrschte Christen dadurch beunruhigt wur-

den, daß sie von einer ansteckenden Krankheit nicht mehr als die Heiden verschont blieben (s. oben), sagte der Bischof Cyprian, der zur Beruhigung solcher Mitglieder seiner Gemeinde sein Buch über die Sterblichkeit schrieb: „Als ob der Christ deshalb gläubig geworden wäre, um frei von der Berührung des irdischen Uebels, die Welt glücklich zu genießen, und nicht vielmehr um aus allen Leiden dieser Welt in die künftige Seligkeit einzugehen. Was ist uns denn in dieser Welt nicht mit allen übrigen Menschen gemein, so lange wir noch nach dem Gesetze der leiblichen Geburt diesen Leib mit ihnen gemein haben? So lange wir in dieser Welt leben, haben wir die leibliche Natur mit den übrigen Menschen gemein, nur im Geiste sind wir von ihnen verschieden. Ja wenn der Christ erkennt und festhält, unter welcher Bedingung er zum Glauben sich bekennt, so wird er wissen, daß er mehr als die Uebrigen in der Welt zu kämpfen hat.“ Wenn Andere, die den Tod nicht fürchteten, sich doch darüber betrübten, daß sie, statt als Märtyrer zu sterben, vielleicht auf dem Krankenbette sterben würden, antwortete Cyprian: „Erstlich steht der Märtyrertod nicht in deiner Gewalt, sondern hängt von Gottes Gnade ab. Sodann ist Gott Erforscher des Herzens und der Nieren, er erkennet das Verborgene und sieht deine Gesinnung. Etwas anders ist, wenn der Gesinnung das Märtyrerleiden, etwas anders, wenn zum Märtyrergesinnung fehlt. Denn Gott verlangt

nicht unser Blut, sondern unsern Glauben. Wir müssen eingedenk seyn, daß wir nicht unsern Willen, sondern Gottes Willen thun sollen, wie uns der Herr täglich beten, geheißen hat. Diese herrschende Krankheit soll dazu dienen, die Gesinnung der Menschen zu erproben, ob die Gesunden der Kranken sich annähmen, ob die Herren den kranken Knechten Mitleid erwiesen."

Wie die Christen solche Unglücksfälle betrachteten und wie sie in denselben durch ihre Stimmung und ihre Handlungsweise vor den Heiden sich auszeichneten, das ersehen wir besonders aus einem schönen Circularschreiben, welches der mit Cyprian gleichzeitige Bischof Dionysius von Alexandria in einer solchen Zeit an die ägyptischen Gemeinden schrieb. Es war die Verfolgung gegen die Christen unter dem Kaiser Valerianus und nach dessen Tode ein Bürgerkrieg vorhergegangen; dann folgte eine verheerende Seuche. Als in dieser Zeit Dionysius die ägyptischen Gemeinden zur bevorstehenden Feier des Osterfestes einlud, schrieb er so: „Den übrigen Menschen kann es jetzt keine angemessene Zeit zur Feier eines Festes zu seyn scheinen. Aber ein wahres Fest können sie weder jetzt, noch zu einer anderen Zeit feiern; nicht in einer traurigen Zeit, aber auch nicht in einer freudigen, wie sie ihnen für ein Fest am meisten zu passen scheint (der Grund zur wahren Festfreude — will er sagen — kann nicht durch irdische, sondern nur durch himmlische Güter gegeben werden; diese

Freude kann nicht denen zu Theil werden, welche ihre Sündenlast noch drückt); denn jetzt ist alles Trauer. Man hört nur Klagen in der Stadt, wegen der Menge der Gestorbenen und derer, die täglich sterben. Viel Schreckliches ist auch vor dem geschehen. Zuerst verfolgten sie uns. Und obgleich wir allein von Allen verfolgt und gemordet wurden, feierten wir auch damals unser Fest. Jeder Ort des Leidens wurde uns ein Platz festlicher Versammlung, das freie Feld, die Einöde, das Schiff, das Wirthshaus, der Kerker; und das herrlichste Fest konnten die vollendeten Märtyrer feiern, welche zur Festfreude des Himmels gelangten. Nach dem traf uns Krieg und Hunger, was wir mit den Heiden tragen mußten. Da wir die Leiden, welche sie uns zufügten, allein tragen mußten, mußten sie doch auch mit erfahren, was sie einander zufügten und von einander erlitten, und wiederum genossen wir den Frieden Christi, den er uns allein verliehen hat. Nachdem wir und sie nur eine sehr kurze Zeit aufathmen gekonnt hatten, traf uns jene Seuche, das Furchtbarste und Schrecklichste für die Heiden, für uns aber eine besondere Uebung und Prüfung des Glaubens. Sehr viele unserer Brüder, welche aus so großer Nächsten- und Bruderliebe sich selbst nicht schonten, wovon Jeder für den Andern sorgte, welche ohne Vorsicht die Kranken besuchten, sie beständig pflegten und in Christo ihnen dienten, gaben mit ihnen freudig ihr Leben hin. Viele,

welche Andere durch ihre Pflege gesund gemacht hatten, starben selbst an deren Stelle. Auf diese Weise schieden aus dieser Welt die besten unserer Brüder, einige Presbyteren und Diakonen und bewährte Männer unter den Layen, so daß diese Art des Todes, welche aus der großen Frömmigkeit und dem starken Glauben hervorging, dem Märtyrertode nicht nachzustehn scheint. Und diejenigen, welche den sterbenden Christen Mund und Augen schlossen, welche sie auf den Schultern wegtrugen, sie umarmten, sie reinigten und in das Leichengewand hüllten, sie erfuhren bald nachher dasselbe Schicksal. Ganz anders war es bei den Heiden. Sie verstießen diejenigen, welche krank zu werden anfingen, sie mieden ihre Theuersten und warfen die halb Todten auf die Straße (s. oben), indem sie die Verbreitung des Todes fürchteten, dem sie doch durch Alles, was sie thun mogten, nicht leicht entgehen konnten."

Der Mensch, dessen Empfindungsweise nicht durch ein göttliches Leben geheiligt und verklärt worden, der ohne sichre Hoffnung in der Welt lebt, ist entweder geneigt, sich dem wilden Ausbruche des ungemäßigten natürlichen Gefühls bei dem Tode der Theuren, Freunde oder Verwandten ganz zu überlassen, wie wir dies bei rohen Völkern finden; oder er fällt, indem er die rein menschlichen Gefühle unterdrückt, in das nur schlechtere Extrem einer kalten Stumpfsinnigkeit, möge sie nun aus der natürlichen Organisation des Menschen hervorgehen oder durch Klügelei

[illegible] [illegible]. Das Christenthum [illegible] aber nicht in den Menschen: [illegible] [illegible] [illegible] ist, wie [illegible] [illegible] zu [illegible] Verhältnisse ge- [illegible] ist, [illegible] [illegible] [illegible] Ehen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der sich in der Zeit [illegible] Schicksalen, die wieder zur Einheit in dem [illegible] [illegible]: es verlangt nicht von dem Menschen die Verzichtleistung auf die Fortdauer des eigenen Wesens mit seiner Hingebung an eine [illegible] und [illegible] Idee des Ganzen, die kein menschliches Herz erwärmen kann, welche nichts anders ist als ein selbstgeschaffener Götze der über das Leben sich hinausklügelnden menschlichen Vernunft. Es verlangt nicht: opfere einem Saturn, der seine eignen Kinder verschlingt; sondern opfere einem liebenden himmlischen Vater, der das Geopferte in verklärtem höheren Leben wiedergiebt; es verlangt ein Hingeben, um wieder zu gewinnen, um aus dem Tode durch einen über den Tod siegreichen Erlöser zu einem neuen herrlichen Leben in verklärter Persönlichkeit aufzuerstehn. Die Geister — sagte das Christenthum — die Geister, die hier einander in vergänglicher Hülle begegnen und in dem Räthsel und Spiegel des zeitlichen Wiederscheins ihres inneren Lebens einander verstehen und lieben, werden noch weit inniger einander verstehn und lieben, wenn sie einander wiederfinden bei Gott, wo sie einander erkennen werden, wie sie erkannt sind, wenn sie einander wieder finden werden als verklärte

Wesen in einer neuen verklärten Welt, wo Gott wird abwischen alle Thränen und der Tod nicht mehr seyn wird, wo keine Nacht seyn wird und sie nicht bedürfen werden einer Leuchte, oder des Lichtes der Sonne, um einander zu sehen, denn Gott der Herr wird ihr Licht seyn. Wenn auf das Stückwerk das Vollkommene folgen wird, wenn der Glaube sich wird in Schauen verwandeln, wird die Liebe, je näher sie dem Urquell aller Liebe, der Liebe, welche Gott selbst ist, kommt, nur desto mehr wachsen. „Wir werden" — sagt Tertullian (de Monogam. c. XI.) — „desto inniger mit einander verbunden seyn, weil wir für einen besseren Zustand bestimmt sind, weil wir auferstehen werden zu einer geistigen Gemeinschaft; wir werden sowohl uns als die Unsrigen erkennen. Wie würden wir übrigens Gott ewig Dank singen können, wenn nicht das Gefühl und die Erinnerung deß, was wir ihm schuldig sind, uns bleibt? wenn nicht auch in der verklärten Natur das Bewußtseyn uns bleiben wird? Wir, die wir also bei Gott seyn werden, werden auch bei einander seyn, indem wir Alle bei Gott Eins seyn werden."

Das Christenthum unterdrückte also keineswegs in dem Menschen die in der menschlichen Natur liegenden Gefühle des Schmerzes bei der Trennung von denen, die seinem sichtbaren Umgang entrissen werden, um in ein höheres Leben überzugehen; aber es milderte und mäßigte diese Empfindungen durch die veränderte Ansicht von

dem Tode (der jetzt als ein Schlaf, aus dem der Mensch zu einem verklärten Daseyn erwachen werde, als der Geburtstag für ein höheres Leben betrachtet wurde), durch die zuversichtliche Hoffnung auf ein Wiedersehn in der Gemeinde der Vollendeten, durch die kindliche Ergebung in die Wege der unerforschlichen Weisheit eines Alles zum Besten der Seinen leitenden himmlischen Vaters. Cyprianus sagte es oft seiner Gemeinde in seinen Predigten, insbesondere während jener verheerenden Krankheit (s. oben): „Sie müßten diejenigen nicht betrauern, welche durch den Ruf des Herrn aus der Welt befreit worden, da sie doch wüßten, daß diese nicht verloren seyen, sondern nur vorausgeschickt würden; daß sie vor den Zurückbleibenden vorausgingen, wie Reisende, wie Abschiffende pflegten; daß man sich zwar nach ihnen sehnen, aber sie nicht beklagen müsse, man müsse um derselben willen keine schwarze Gewänder anlegen, da sie dort schon weiße angelegt hätten. Man müsse den Heiden keine Gelegenheit geben, die Christen mit Recht zu tadeln, wenn sie diejenigen, welche sie als bei Gott lebend nannten, als verlorne und untergegangene Menschen betrauerten, und den Glauben, den sie mit Worten äußerlich bekannten, durch das Zeugniß des Herzens nicht als wahr anerkannten. Wir verrathen — sagte er — unsere Hoffnung und unseren Glauben. Alles, was wir sagen, scheint falsch und erkünstelt zu seyn“ (da mortali-

Dankbare Andenken an die Theuren Verstorbenen, durch den Christenthum nicht unterdrückt oder geschwächt, sondern vielmehr gestärkt, neu belebt und inniger gemacht. Die Gemeinschaft mit den Lebenden und den Verstorbenen war ja eine Gemeinschaft im Herrn, eine Gemeinschaft für die Ewigkeit gegründet, darum in dem Ewigen ruhendes Band durch keine Macht des Todes und der Hölle zerrissen werden konnte. Man nahm sich der immerfortwährenden unsichtbaren Gemeinschaft mit dem, vor dem man äußerlich getrennt war, bewußt. Im Gebete, bei welchem der Christ sich bewußt war, mit der ganzen heiligen Gottesgemeinde der seligen Geister, der er angehörte, verbunden zu seyn, gedachte er besonders derjenigen Theuren, die ihm dahin vorausgegangen waren. Besonders feierten die Christen in diesen Empfindungen die Jahrestage des Todes derselben, oder ihre Geburtstage für das ewige Leben. Sie genossen an diesem Tage das sonderbare Leib des Herrn in dem lebendigen Bewußtseyn, daß sie in der Gemeinschaft mit dem Herrn auch mit ihren Theuren, seinen Gliedern, verbunden seyen; sie ließen derselben in dem Kirchengebet bei der Feier des heiligen Abendmahls, in welchem die Kirche der in der Gemeinschaft mit dem Herrn Verstorbenen überhaupt erwähnte, noch besonders gedenken. In diesem Sinne wurden von der ganzen Gemeinde die Todestage der Märtyrer aus derselben gefeiert. Die Gemeinde versammelte sich auf ihren Gräbern, genoß hier

das heilige Abendmahl in jenem lebendigen Bewußtseyn der unauflöslichen Gemeinschaft mit dem Herrn und des Gebetes für die Märtyrer, die auch sündhafte Menschen gewesen waren und nur in der Gnade des Erlösers ihr Heil finden konnten.

Nach dem leiblichen Ueberbleibsel der Verstorbenen erwiesen die Christen ihre zweite Liebe; diese erschienen nicht als unrein, wie das Todes des Juden und Heiden als unrein, und den letzteren als eine schlechte Verwesung mit sich führend erschienen war. Der Christ kannte nur ein Todes und Unreines, die Sünde, durch die der Mensch von der Quelle alles wahren Lebens getrennt wird; nur von diesem Unreinen sollte der Mensch durch den Glauben an den Erlöser, der für ihn gelitten und gestorben, (durch die innere Herzensbesprengung mit dem Blute Jesu, wie es in dem Briefe an die Hebräer heißt) sich reinigen lassen; er sollte dem neuen Leben zur Wegschaffung alles Todten sich immer mehr hingeben; dann wurde alles lebendig, rein, geheiligt, zum Organ für ein heiliges, Alles durchdringendes, höheres Leben bestimmt. So bestatteten die Christen die Ueberbleibsel der Ihrigen mit besonderer Liebe und Sorgfalt als die einst von einer geheiligten Seele belebten Organe, Tempel des heiligen Geistes, die einst als verklärte Organe der verklärten Seele wieder belebt werden sollten.

Anmerkungen.

(Zu Seite 288 u. f.)

1) Der Geschichtsschreiber muß hier die zum Grunde liegenden Thatsachen von der Ansicht der Erzähler unterscheiden, welcher letzteren zu folgen wir durch wissenschaftlichen Beweis allerdings nicht verpflichtet werden können. Daß Kranke geheilt, Leute, die man von bösen Geistern besessen glaubte, wieder zu Besinnung gebracht, Menschen, die man für todt hielt, zu Aeußerungen des Lebens zurückgerufen wurden, indem Christen ihnen ihren Segen ertheilten und für sie beteten, ist Thatsache, die man nach dem Berichte wahrheitsliebender Männer, die noch dazu vor Heiden, welche sie einer Lüge überführen konnten, sich darauf beriefen, zu bezweifeln keine Ursache hat. Daß durch solche Umstände die Ausbreitung des Christenthums in dieser Zeit befördert wurde, ist auch nicht zu leugnen. Ueber das aber, was die wirkende Ursache bei diesen Begebenheiten gewesen, zumal wir so allgemeine Schilderungen desselben haben, kann durch nüchterne historische Forschung nichts ausgemacht werden. Der Christ wird es am natürlichsten finden, mit den Kirchenvätern den Finger Gottes, der die Ausbreitung seines Reiches unter den Menschen förderte, die Wirkung des göttlichen Geistes, der die Kirche Christi nach Seiner Verheißung zu allen Zeiten und zwar in jeder Zeit so, wie es gerade für dieselbe Bedürfniß war, leitete, hier anzuerkennen. Es ist wohl zu bemerken, daß die Kirchenväter, wenn sie von die-

Freude kann nicht denen zu Theil werden, welche ihre Sündenlast noch drückt): denn jetzt ist alles Trauer. Man hört nur Klagen in der Stadt, wegen der Menge der Gestorbenen und derer, die täglich sterben. Viel Schreckliches ist auch vor dem geschehen. Zuerst verfolgten sie uns. Und obgleich wir allein von Allen verfolgt und gemordet wurden, feierten wir auch damals unser Fest. Jeder Ort des Leidens wurde uns ein Platz festlicher Versammlung, das freie Feld, die Einöde, das Schiff, das Wirthshaus, der Kerker; und das herrlichste Fest konnten die vollendeten Märtyrer feiern, welche zur Festfreude des Himmels gelangten. Nach dem traf uns Krieg und Hunger, was wir mit den Heiden tragen mußten. Da wir die Leiden, welche sie uns zufügten, allein tragen mußten, mußten sie doch auch mit erfahren, was sie einander zufügten und von einander erlitten, und wiederum genossen wir den Frieden Christi, den er uns allein verliehen hat. Nachdem wir und sie nur eine sehr kurze Zeit aufathmen gekonnt hatten, traf uns jene Seuche, das Furchtbarste und Schrecklichste für die Heiden, für uns aber eine besondere Uebung und Prüfung des Glaubens. Sehr viele unserer Brüder, welche aus so großer Nächsten- und Bruderliebe sich selbst nicht schonten, wovon Jeder für den Andern sorgte, welche ohne Vorsicht die Kranken besuchten, sie beständig pflegten und in Christo ihnen dienten, gaben mit ihnen freudig ihr Leben hin. Viele,

welche Andere durch ihre Pflege gesund gemacht hatten, starben selbst an deren Stelle. Auf diese Weise schieden aus dieser Welt die besten unserer Brüder, einige Presbyteren und Diakonen und bewährte Männer unter den Layen, so daß diese Art des Todes, welche aus der großen Frömmigkeit und dem starken Glauben hervorging, dem Märtyrertode nicht nachzustehn scheint. Und diejenigen, welche den sterbenden Christen Mund und Augen schlossen, welche sie auf den Schultern wegtrugen, sie umarmten, sie reinigten und in das Leichengewand hüllten, sie erfuhren bald nachher dasselbe Schicksal. Ganz anders war es bei den Heiden. Sie verstießen diejenigen, welche krank zu werden anfingen, sie mieden ihre Theuersten und warfen die halb Todten auf die Straße (s. oben), indem sie die Verbreitung des Todes fürchteten, dem sie doch durch Alles, was sie thun mogten, nicht leicht entgehen konnten."

Der Mensch, dessen Empfindungsweise nicht durch ein göttliches Leben geheiligt und verklärt worden, der ohne sichre Hoffnung in der Welt lebt, ist entweder geneigt, sich dem wilden Ausbruche des ungemäßigten natürlichen Gefühls bei dem Tode der Theuren, Freunde oder Verwandten ganz zu überlassen, wie wir dies bei rohen Völkern finden; oder er fällt, indem er die rein menschlichen Gefühle unterdrückt, in das nur schlechtere Extrem einer kalten Stumpfsinnigkeit, möge sie nun aus der natürlichen Organisation des Menschen hervorgehen oder durch Klügelei

erkünstelt seyn. Das Christenthum sagt aber nicht zu den Menschen: Liebe und Freundschaft ist, wie alles, was an einzelne Persönlichkeit geknüpft ist, vergänglicher vorübergehender irdischer Schein, nur eine vorübergehende Erscheinung der sich in der Zeit brechenden Lichtstrahlen, die wieder zur Einheit in den Urquell zurückfließen: es verlangt nicht von dem Menschen die Verzichtleistung auf die Fortdauer des einzelnen Daseyns mit kalter Hingebung an eine leb- und empfindungslose Idee des Ganzen, die kein menschliches Herz erwärmen kann, welche nichts anders ist als ein selbstgeschaffener Götze der über das Leben sich hinausklügelnden menschlichen Vernunft. Es verlangt nicht: opfere einem Saturn, der seine eignen Kinder verschlingt; sondern opfere einem liebenden himmlischen Vater, der das Geopferte in verklärtem höheren Leben wiedergiebt; es verlangt ein Hingeben, um wieder zu gewinnen, um aus dem Tode durch einen über den Tod siegreichen Erlöser zu einem neuen herrlichen Leben in verklärter Persönlichkeit aufzuerstehn. Die Geister — sagte das Christenthum — die Geister, die hier einander in vergänglicher Hülle begegnen und in dem Räthsel und Spiegel des zeitlichen Wiederscheins ihres inneren Lebens einander verstehen und lieben, werden noch weit inniger einander verstehn und lieben, wenn sie einander wiederfinden bei Gott, wo sie einander erkennen werden, wie sie erkannt sind, wenn sie einander wieder finden werden als verklärte

Wesen in einer neuen verklärten Welt, wo Gott wird abwischen alle Thränen und der Tod nicht mehr seyn wird, wo keine Nacht seyn wird und sie nicht bedürfen werden einer Leuchte, oder des Lichtes der Sonne, um einander zu sehen, denn Gott der Herr wird ihr Licht seyn. Wenn auf das Stückwerk das Vollkommene folgen wird, wenn der Glaube sich wird in Schauen verwandeln, wird die Liebe, je näher sie dem Urquell aller Liebe, der Liebe, welche Gott selbst ist, kommt, nur desto mehr wachsen. „Wir werden" — sagt Tertullian (de Monogam. c. XI.) — „desto inniger mit einander verbunden seyn, weil wir für einen besseren Zustand bestimmt sind, weil wir auferstehen werden zu einer geistigen Gemeinschaft; wir werden sowohl uns als die Unsrigen erkennen. Wie würden wir übrigens Gott ewig Dank singen können, wenn nicht das Gefühl und die Erinnerung deß, was wir ihm schuldig sind, uns bleibt? wenn nicht auch in der verklärten Natur das Bewußtseyn uns bleiben wird? Wir, die wir also bei Gott seyn werden, werden auch bei einander seyn, indem wir Alle bei Gott Eins seyn werden."

Das Christenthum unterdrückte also keineswegs in dem Menschen die in der menschlichen Natur liegenden Gefühle des Schmerzes bei der Trennung von denen, die seinem sichtbaren Umgang entrissen werden, um in ein höheres Leben überzugehen; aber es milderte und mäßigte diese Empfindungen durch die veränderte Ansicht vom

das heilige Abendmahl in jenem lebendigen Bewußtſeyn der unauflöslichen Gemeinſchaft mit dem Herrn und dem Geiſte, ſie betete für die Märtyrer, die auch ſündhafte Menſchen geweſen waren und nur in der Gnade des Erlöſers ihr Heil finden konnten.

Auch dem leiblichen Nebenbleibſeln der Verſtorbenen erwieſen die Chriſten ihre große Liebe, dieſe erſchienen nicht als unrein, wie das Todte den Juden und Heiden als unrein, und den letzteren als eine ſchlechte Bodenmaſſe mit ſich führend erſchienen war. Der Chriſt kannte nur ein Todtes und Unreines, die Sünde, durch die der Menſch von der Quelle alles wahren Lebens getrennt wird; nur von dieſem Unreinen ſollte der Menſch durch den Glauben an den Erlöſer, der für ihn gelitten und geſtorben, (durch die innere Herzensbefeſtigung mit dem Blute Jeſu, wie es in dem Briefe an die Hebräer heißt) ſich reinigen laſſen; er ſollte dem neuen Leben zur Wegſchaffung alles Todten ſich immer mehr hingeben, dann wurde alles lebendig, rein, geheiligt, zum Organ für ein heiliges, Alles durchdringendes, höheres Leben beſtimmt. So beſtatteten die Chriſten die Ueberbleibſel der Ihrigen mit beſonderer Liebe und Sorgfalt als die einſt von einer geheiligten Seele belebten Organe, Tempel des heiligen Geiſtes, die einſt als verklärte Organe der verklärten Seele wieder belebt werden ſollten.

Anmerkungen.

(Zu Seite 238 u. f.)

1) Der Geschichtsschreiber muß hier die zum Grunde liegenden Thatsachen von der Ansicht der Erzähler unterscheiden, welcher letzteren zu folgen wir durch wissenschaftlichen Beweis allerdings nicht verpflichtet werden können. Daß Kranke geheilt, Leute, die man von bösen Geistern besessen glaubte, wieder zu Besinnung gebracht, Menschen, die man für todt hielt, zu Aeußerungen des Lebens zurückgerufen wurden, indem Christen ihnen ihren Segen ertheilten und für sie beteten, ist Thatsache, die man nach dem Bericht wahrheitsliebender Männer, die noch dazu vor Heiden, welche sie einer Lüge überführen konnten, sich darauf beriefen, zu bezweifeln keine Ursache hat. Daß durch solche Umstände die Ausbreitung des Christenthums in dieser Zeit befördert wurde, ist auch nicht zu leugnen. Ueber das aber, was die wirkende Ursache bei diesen Begebenheiten gewesen, zumal wir so allgemeine Schilderungen derselben haben, kann durch nüchterne historische Forschung nichts ausgemacht werden. Der Christ wird es am natürlichsten finden, mit den Kirchenvätern den Finger Gottes, der die Ausbreitung seines Reiches unter den Menschen förderte, die Wirkung des göttlichen Geistes, der die Kirche Christi nach Seiner Verheißung zu allen Zeiten und zwar in jeder Zeit so, wie es gerade für dieselbe Bedürfniß war, leitete, hier anzuerkennen. Es ist wohl zu bemerken, daß die Kirchenväter, wenn sie von die-

ſen Wirkungen des göttlichen Geiſtes reden, immer die ſittliche Triebfeder und den ſittlichen Zweck dem bloß Magiſchen entgegenſtellen. So ſtellt Irenäus (L. II. c. 56.) dem, was durch magiſche Täuſchungen gewirkt werde, entgegen, was in der Kirche aus Barmherzigkeit, zur Hülfe der Menſchen geſchehe, nicht allein, ohne daß man Geld dafür nehme (wie die Goëten, ſ. Lucian Philoph. c. 16.), ſondern ſo, daß die Chriſten oft ſelbſt denen, welche durch ſie geheilt würden, von dem Ihrigen mittheilten. Origenes (c. Celsum L. I. p. 54.) ſagt: „Noch jetzt entfernt Jeſu Namen von den Menſchen Wahnſinn und böſe Geiſter (μανιας διαβολας και δαιμονας), und hat auch Krankheiten entfernt, und eben derſelbe wirkt wunderbare Sanftmuth, Ordnung der Sitten, Menſchenliebe, Herzensgüte und Milde bei denen, welche nicht, um Lebensunterhalt zu gewinnen oder wegen eines irdiſchen Vortheils (um in der chriſtlichen Gemeinde reiche Almoſen zu erhalten, oder durch die Verbindung mit den Chriſten, unter welchen damals ſchon angeſehene Perſonen waren, irgend etwas zu erlangen — will Origenes wohl ſagen) das Bekenntniß des Chriſtenthums erheucheln, ſondern welche die Lehre von Gott und Chriſto und dem zukünftigen Gericht aufrichtig annehmen.“ So betrachtet Origenes jene in die Augen fallenden Thatſachen, und die Heiligung des innern Lebens als Wirkungen deſſelben Einen göttlichen Geiſtes. Und l. c. p. 7. zur Antwort auf den Vorwurf des Celſus, daß die Chriſten durch die Namen gewiſſer Dämonen und Zauberformeln wirken zu können vorgäben: „Nicht durch Zauberformeln, ſagt er, wirken die Chriſten, ſondern durch Jeſu Namen und die Verkündigung ſeiner Geſchichte. Denn dadurch, daß dieſes ausgeſprochen worden, ſind oft Menſchen von böſen Geiſtern befreit worden, und dies beſonders, wenn diejenigen, welche es ausſprachen in geſunder und gläubiger Geſinnung es ausſprachen.“ Derſelbe (L. VII. p. 344.): „Nicht wenige der Chriſten treiben die böſen Geiſter von den Leidenden aus, nicht durch irgend eine Art von Zaubermitteln (ου δι' οιουδηποτε τερατευματος και μαγικης τ. φαρμακευτικης πραγματειας, wie heidniſche und jüdiſche Goëten durch Beſchwörungen, durch gewiſſe Kräuter oder Wurzeln, Formeln, die vom

Kö

Könige Salomo herrühren sollten v. Joseph. Archaeol. L. 8 und Justin. Dial. c. Tryph. fol. 311., wo er gegen die Juden sagt: ὧν μηδεὶς οἱ ἐξ ὑμῶν ἀποφεύγει τὴν τοιαύτην, ὁπόταν καὶ τὸν ὄφιν, χαμαιτυπήσαντα καὶ ἀποπεσόντα καὶ κατακλασθέντα χέσωσι), sondern durch Gebet und einfachere Beschwörungen (im Namen Gottes und Christi), und was ein ungebildeter Mensch sagen kann; denn gewöhnlich wirken diese ungebildete Menschen (heute aus niedern Ständen, welche also auch am meisten in Berührung kommen mit denjenigen Menschen, welche besonders eines solchen sinnlichen Eindrucks bedurften, um aus dem Dunstkreise des blinden Aberglaubens herausgezogen und für die Eindrücke des Evangeliums auf ihr Herz empfänglich gemacht zu werden)." L. VII. p. 347. „Wunderwerke des heiligen Geistes wurden im Anfange während des Lebens Jesu und nach seiner Himmelfahrt in größerer Zahl verrichtet; nachher weniger, doch sind noch jetzt Spuren derselben bei einigen Wenigen, deren Seelen durch das göttliche Wort und ein daraus hervorgehendes Leben gereinigt worden: heißt der heilige Geist, der Geist der Weisheit, flieht die Falschheit und weichet vom ruchlosem Sinne (Weish. 1, 5.)." Vom Zwecke der Wunder sagt er L. VIII. p. 420.: „Im Anfange wurden die Menschen mehr durch die Wunder als durch die Ermahnungsreden bewogen, die vaterländische Religion zu verlassen, und der ihnen fremden sich zu ergeben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Jesu Apostel, ungelehrte und unwissende Menschen, bei der Verkündigung des Christenthums auf etwas Anderes sollten vertraut haben als auf die ihnen verliehene Kraft und die mit dem göttlichen Worte verbundene Gnade; und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ihre Zuhörer die von jähren vaterländischen Sitten sollten verlassen haben, wenn sie nicht durch eine glaubwürdige Macht und durch Wunder zu der ihnen fremden und von ihren gewohnten Meinungen sich so sehr entfernenden Lehre hingezogen worden wären." Womit zu vergleichen, was Origenes von dem höchsten Ziele aller äußerlichen Wunder sagt, von der Erweckung eines höhern Lebens durch die göttliche Kraft des Evangeliums (l. c. L. I. p. 90, 91.): „Ich mögte sagen, daß nach Jesu Verheißung (Joh. 14,

dem Tode (der jetzt als ein Schlaf, aus dem der Mensch zu einem verklärten Daseyn erwachen werde, als der Geburtstag für ein höheres Leben betrachtet wurde), durch die zuversichtliche Hoffnung auf ein Wiedersehn in der Gemeinde der Vollendeten, durch die kindliche Ergebung in die Wege der unerforschlichen Weisheit eines Alles zum Besten der Seinen leitenden himmlischen Vaters. Cyprianus sagte es oft seiner Gemeinde in seinen Predigten, insbesondere während jener verheerenden Krankheit (s. oben): „Sie müßten diejenigen nicht betrauern, welche durch den Ruf des Herrn aus der Welt befreit worden, da sie doch wüßten, daß diese nicht verloren seyen, sondern nur vorausgeschickt würden; daß sie vor den Zurückbleibenden vorausgingen, wie Reisende, wie Abschiffende pflegten; daß man sich zwar nach ihnen sehnen, aber sie nicht beklagen müsse, man müsse um derselben willen keine schwarze Gewänder anlegen, da sie dort schon weiße angelegt hätten. Man müsse den Heiden keine Gelegenheit geben, die Christen mit Recht zu tadeln, wenn sie diejenigen, welche sie als bei Gott lebend nannten, als verlorne und untergegangene Menschen betrauerten, und den Glauben, den sie mit Worten äußerlich bekannten, durch das Zeugniß des Herzens nicht als wahr anerkannten. Wir verrathen — sagte er — unsere Hoffnung und unseren Glauben. Alles, was wir sagen, scheint erheuchelt und erkünstelt zu seyn“ (de mortalitate).

den der Kirche zusammenwirken? So lange es eine christliche Kirche giebt, muß es auch Charismata geben, weil die christliche Kirche ein todter Körper ist ohne die belebende Wirkung des durch Christum ihr verliehenen göttlichen Geistes und dieser in der menschlichen Natur und durch die menschliche Natur nur wirken kann in der Form menschlicher Eigenthümlichkeit. Wie wird doch erst durch das Christenthum menschliche Eigenthümlichkeit in ihren mannichfachen Abstufungen entwickelt und erhält durch dasselbe erst ihre hohe Bedeutung und Würde: eigenthümliche Offenbarungs- und Erscheinungsform göttlichen Lebens! Wie sehr widerstreitet dem Geiste des Christenthums ein die freie Entwickelung der Eigenthümlichkeit beengender, niederdrückender Methodismus, das Streben nach Einförmigkeit und äußerlicher Einheit, Geistestödtung, der der Wirkung des göttlichen Geistes in der menschlichen Natur Maaß und Ziel setzen will! Fortschreitende Individualisirung, in ihrem ganzen Umfange immer klarer hervortretende Eigenthümlichkeit (Eigenthümlichkeit als Inbegriff aller ganzen Welt) ist Gesetz aller fortschreitenden Lebensentwickelung, aller Bildung — und jene kann nur bewirkt werden, und ist, wie das Geschichte gelehrt hat und immerfort lehrt, nur bewirkt worden durch das Christenthum.

Da wir hier von den Charismaten reden, müssen wir noch der merkwürdigen Stelle des Irenäus L. V. c. 6. erwähnen, wo er von dem λαλειν γλωσσαις, der Sprachengabe, redet als wie von etwas zu seiner Zeit noch vorhandenem. Da der diese Gabe nicht als etwas ganz Einzelnes, eine sich beziehende wunderbare Erscheinung, hinstellt, sondern sie mit dem Charakter der vollkommenen, erleuchteten Christen in so genaue Verbindung setzt, da er sie mit dem „göttliche Mysterien verkündigen," in so genaue Verbindung setzt: so ist es am natürlichsten nach seinem Sinne sich darunter zu denken eine Gabe höherer Erleuchtung, wodurch der Geist über die Schranken des gewöhnlichen zeitlichen Bewußtseyns erhoben würde, und wodurch er ganz besondere Anschauungen göttlicher Dinge erhielt, um welche mitzutheilen man sich natürlich auch eine ganz eigenthümliche Sprache (Ausdrucksweise) bilden mußte. Ueber

des Worts γλῶσσαι vergl. dabei noch Plutarch de Pythiae oraculis c. 24. Hier die eigenen Worte des Irenäus: Propter quod et apostolus ait: sapientiam loquimur inter perfectos; perfectos dicens eos qui perceperunt spiritum Dei et omnibus linguis loquantur per spiritum Dei, quemadmodum et ipse loquebatur. Καθως και πολλων ακουομεν αδελφων εν τη εκκλησια προφητικα χαρισματα εχοντων, και παντοδαπαις λαλουντων δια του πνευματος γλωσσαις, και τα κρυφια των ανθρωπων εις φανερον αγοντων και τα μυστηρια του θεου εξηγουμενων.

Es iſt übrigens zu bedauern, daß uns die Streitſchriften zwiſchen den Montaniſten, den heftigſten Gegnern dieſer, welche die Sache auf die Spitze ſtellten, wie jenen vor dem Ueberſchwenglichen ſich ſcheuenden, in ihrer Beſchränktheit abſurtheilenden einſeitigen Verſtandesmenſchen, den mit einem unpaſſenden Namen ſogenannten Alogern (welche vermöge dieſer ihrer eigenthümlichen Richtung eben ſowohl des Montanismus als des Gnoſticismus heftige Gegner waren, und aus übertriebener Angſt vor beiden wohl manches Wahre und weſentlich Chriſtliche als montaniſtiſch und gnoſtiſch anfeindeten) und der gemäßigtern Parthei, die in der Mitte zwiſchen beiden Gegenſätzen ſich erhielt, daß uns dieſe Streitſchriften über die Charismata, ihre Fortdauer, die charismata prophetica insbeſondere nicht geblieben ſind. Wir würden dieſelben, in den verſchiedenen Geiſtesrichtungen der Menſchen gegründeten Anſichten von dieſen wichtigen Gegenſtänden finden, die unter verſchiedenen Formen immer wiederkehren.

(Zu Seite 244. Z. 7.)

2) Ich habe dieſe Stelle überſetzt nach einer Verbeſſerung, welche mir oft, und insbeſondere, als ich Jenes ſchrieb, nothwendig ſchien, ſtatt ενδυμιας των κακων: των κακων. Nach der erſten Leſeart müßte es hingegen heißen: „aus der Schmach (dem ſchmachvollen, mit Sünden befleckten Leben) und der Begierde nach dem Böſen alle Menſchen herauszuziehen," und ich muß geſtehen, daß mir ſelbſt in dieſem Augenblick die ſtehende Leſeart beizubehalten ſcheint, weil das εξαγειν εκ in dieſer Be-

deutung: „herausziehen aus" ganz dem μεταβαλλεσθαι ἐκ in dem gleich Folgenden entspricht.

(Zu Seite 253. Zeile 3.)

3) Ein anderer Schriftsteller dieser Zeit, der berühmte Arzt Galenus, der wie Celsus gegen das Christenthum, ohne das Wesen desselben zu kennen, feindselig gesinnt war, sagt in seiner Schrift über die Krankheiten der Seele in einem ähnlichen Sinne, wie jener Celsus, indem er die Kindererziehung mit dem Pflanzenbau vergleicht: „Der Landbauer könnte es doch nie dahin bringen, daß der Dornstrauch Trauben trüge, denn dessen Natur ist zu einer solchen Vervollkommnung von Anfang gar nicht fähig. Wenn man aber die Weinreben, die an und für sich fähig sind, solche Frucht zu bringen, vernachlässigte und es bloß der Natur überließe, werden sie schlechte oder gar keine Frucht bringen." Mögen wir mit dieser Stelle des Galenus vergleichen einen Ausspruch Tertullians de anima c. 21. Der schlechte Baum wird keine gute Früchte bringen, wenn er nicht gepfropft wird und der gute Baum wird schlechte Früchte bringen, wenn er nicht vom Gärtner gepflegt wird. Aus den Steinen werden Kinder Abrahams werden, wenn sie zum Glauben Abrahams gebildet werden und das Otterngeschlecht wird Früchte der Buße bringen, wenn es das Gift der Bosheit ausgespieen. Das ist die Kraft der göttlichen Gnade, welche mächtiger ist als die Natur.

(Zu Seite 257. Z. 23.)

4) Wir können uns nicht darüber wundern, wenn dieser Wahn sich frühzeitig auch in die christliche Kirche einschleichen wollte, da es dem verderbten Menschen so natürlich ist, indem er das Innere und das Aeußere verwechselt, in dem, was seine inneren Uebel heilen sollte, nur eine Stütze für seine Unsittlichkeit zu suchen; aber die christliche Kirche stellte sich diesem Wahne entgegen. So spricht z. B. Tertullian, bei dem wir die erste Spur dieses auf die Taufe übertragenen Wahns finden, sehr nachdrücklich gegen diejenigen, welche als Katechumenen noch

sen Wirkungen des göttlichen Geistes reden, immer die sittliche Triebfeder und den sittlichen Zweck dem bloß Magischen entgegenstellen. So stellt Irenäus (L. II. c. 56.) dem, was durch magische Täuschungen gewirkt werde, entgegen, was in der Kirche aus Barmherzigkeit, zur Hülfe der Menschen geschehe, nicht allein, ohne daß man Geld dafür nehme (wie die Goëten, s. Lucian Philoph. c. 16.), sondern so, daß die Christen oft selbst denen, welche durch sie geheilt würden, von dem Ihrigen mittheilten. Origenes (c. Celsum L. I. p. 54.) sagt: „Noch jetzt entfernt Jesu Namen von den Menschen Wahnsinn und böse Geister (εκστασεις διανοιας και δαιμονας), und hat auch Krankheiten entfernt, und eben derselbe wirkt wunderbare Sanftmuth, Ordnung der Sitten, Menschenliebe, Herzensgüte und Milde bei denen, welche nicht, um Lebensunterhalt zu gewinnen oder wegen eines irdischen Vortheils (um in der christlichen Gemeinde reiche Almosen zu erhalten, oder durch die Verbindung mit den Christen, unter welchen damals schon angesehene Personen waren, irgend etwas zu erlangen — will Origenes wohl sagen) das Bekenntniß des Christenthums erheucheln, sondern welche die Lehre von Gott und Christo und dem zukünftigen Gericht aufrichtig annehmen." So betrachtet Origenes jene in die Augen fallenden Thatsachen, und die Heiligung des innern Lebens als Wirkungen desselben Einen göttlichen Geistes. Und l. c. p. 7. zur Antwort auf den Vorwurf des Celsus, daß die Christen durch die Namen gewisser Dämonen und Zauberformeln wirken zu können vorgäben: „Nicht durch Zauberformeln, sagt er, wirken die Christen, sondern durch Jesu Namen und die Verkündigung seiner Geschichte. Denn dadurch, daß dieses ausgesprochen worden, sind oft Menschen von bösen Geistern befreit worden, und dies besonders, wenn diejenigen, welche es aussprachen in gesunder und gläubiger Gesinnung es aussprachen." Derselbe (L. VII. p. 344.): „Nicht wenige der Christen treiben die bösen Geister von den Leidenden aus, nicht durch irgend eine Art von Zaubermitteln (συν οὐδενι περιεργῳ και μαγικῳ ἢ φαρμακευτικῳ πραγματι, wie heidnische und jüdische Goëten durch Bestreichungen, durch gewisse Kräuter oder Wurzeln, Formeln, die vom

Kö

Briefe Jakobi besonders bekämpft worden); und siehe! auch der Körper ist rein." (Dial. Tryph. f. 229 — 31.)

(Zu Seite 259. Z. 7.)

5) Wie das Evangelium in heidnischen Familien durch christliche Dienstboten, insbesondere Ammen, bei den besonders so sehr für dasselbe empfänglichen Gemüthern der Kinder Eingang fand, davon kann man ein Beispiel sehn in dem, was Aelius Spartianus in dem Leben des Caracalla c. I. von dem Gespielen desselben erzählt, der wegen seiner Anhänglichkeit an die jüdische Religion gezüchtigt wurde; denn unter der jüdischen Religion kann man hier wohl das Christenthum verstehen, wenn man vergleicht Tertullian. ad Scapulam c. IV. Antoninus lacte Christiano educatur.

Ein Beleg hierzu ist die Geschichte der Waldenser im dreizehnten Jahrhunderte, wie wenn die Schriftsteller gegen dieselben sagen: „Schneider und Schuster sind unter ihnen Lehrer," und was Cochläus de actis et scriptis Lutheri 1549 f. 55. von der Wirkung der teutschen Bibelübersetzung Luthers unter den Laien sagt: „Schuster und Weiber und alle Unwissende, unter den Lutheranern, welche nur dürftig deutsch lesen konnten, lasen mit großer Begierde jenes neue Testament, als die Quelle aller Wahrheit, trugen es mit sich herum und lernten es durch vieles Lesen auswendig. Deshalb hielten sie sich in wenigen Monaten so gelehrt, daß sie mit Priestern und Mönchen und sogar mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben und das Evangelium zu disputiren sich nicht schämten."

(Zu Seite 264. Z. 4. von unten.)

6) Sehr treffend ist, was Augustin (Enarrat. in Ps. 56. T. IV. f. 388., und sermo 348. T. V. f. 937.) gegen die stoische Apathie und über eine zwiefache Seelenruhe sagt: „Bemerkt wohl drei Zustände des Körpers: die Gesundheit, die Starrheit (stupor), die Unsterblichkeit (der verklärte Körper

12.) seine Jünger selbst Größeres verrichten, als die von ihm verrichteten sinnliche Wunderwerke, denn immerfort werden die Augen der Geistig-Blinden und die Ohren derer, welche für die Stimme der Sittlichkeit taub geworden waren, geöffnet, daß sie willig aufnehmen, was von Gott und dem seligen Leben bei Ihm ihnen verkündigt wird.

Merkwürdig ist in Rücksicht auf den Ausgriff, welchen die alte Kirche mit den Geistesgaben (χαρισματα) verband, die oben Seite 284. angeführte Stelle Justins Dial. c. Tryph. Jud. pag. 258 (ὁ μεν ἀπόστολος ἐυεργεσίαν τοιαύτην, ὁ δε Παῦλος, ὁ δε ἔτερος, ὁ δε ἕτερος, ὁ δε ἕτερος, ὁ δε προφητεύειν, ὁ δε διακρίσεις, ὁ δε φόβου θεοῦ). Wir finden hier diejenigen Geistesgaben, welche etwas sinnlich Auffallendes, ein Wunder in der Erscheinungswelt hervorbringen, und denen zusammengestellt, welche von keinen solchen auch dem sinnlichen Menschen auffallenden Wirkungen begleitet waren; denn nicht dies sinnlich auffallende Wunder war, nach dem apostolischen Begriffe, wie dem Begriffe der ersten Kirche, das Wesentliche bei dem Charisma, sondern die innere unsichtbare Wirkung des göttlichen Geistes. Diese, ihrem Wesen nach immer dieselbe, etwas über die Natur und die natürliche Entwicklung der sich selbst überlassenen und auf sich selbst beschränkten Menschheit Hinausliegendes, das Princip aller Wunder, äußert sich auf verschiedene Weise nach der verschiedenen Empfänglichkeit der von diesem göttlichen Geiste beseelten und geleiteten Menschennaturen und nach dem verschiedenen Bedürfnisse der verschiedenen Zeitalter der Kirche. Eine jede intellectuelle oder moralische vorherrschende Fähigkeit oder Richtung der menschlichen Natur, die von dem heiligen Geiste durchdrungen, geweiht, gesteigert, zum Besten des Reiches Gottes geleitet wird, ist nach ihrem ursprünglichen Begriffe ein Charisma. Während es daher gewisse Gaben dieser Art giebt, welche nur für die erste Zeit unentbehrlich waren, sind andere nothwendig in dem Verhältnisse der menschlichen Natur zur Wirkung des Christenthums oder der Wirkung des göttlichen Geistes durch dasselbe gegründet und müssen sich daher durch alle Zeiten der Kirche fortpflanzen. Wann müssen z. B. nicht die Gnadengaben der Einsicht (σοφια) und der Kunst (τεχνη) zum

(Zu Seite 264. Z. 4 v. u.)

7) So wurde die platonische Philosophie für einen Augustinus ein Uebergangspunkt aus den Phantasmen des Manichäismus und dem Skepticismus, in den er zu versinken im Begriff war, zu dem evangelischen Christenthum, und er wußte daher am richtigsten das Verhältniß des Platonismus in Rücksicht auf dessen religiösen Gehalt zum Christenthum zu beurtheilen. Sehr treffend setzt er das Eigenthümliche des Christenthums im Verhältnisse zu dem Platonismus vornehmlich in die Lehre von der Erlösung nach ihrer christlichen Bedeutung und die daraus hervorgehende vorherrschende Empfindung der Demuth. So ging am Ende des funfzehnten Jahrhunderts der dem Unglauben wie dem Aberglauben entgegenwirkende Platonismus, der eine gewisse religiöse Wärme erregte, vor der Reformation her. Sehr merkwürdig sind die Worte des begeisterten Platonikers Marsilio Ficino, (der jedoch sagte, daß der Platonismus zum Christenthum, wie der Mond zur Sonne sich verhalte (epp. VIII. 170.) und der aus einer gefährlichen Krankheit genesend, in welcher er den Entschluß faßte, sein Werk zur Vertheidigung des Christenthums zu schreiben, gestand, daß er zwar aus allen menschlichen Schriften, die er in einem Zeitraume von dreißig Jahren gelesen, außer aus den platonischen gar keinen Trost habe schöpfen können; daß ihm aber Christi Werke weit mehr Trost als die Worte des Philosophen gewährt hätten (I. 25.): „Wenn Einer glaubt, daß ein so sehr verbreiteter und durch so scharfsinnige Geister befestigter Unglaube durch einfache Verkündigung des Glaubens unter den Menschen vertilgt werden könne, der ist, wie die Sache selbst zeigt, von der Wahrheit weit entfernt. Es bedurf hier einer größeren Macht, das heißt entweder überall offenbarer Wunder oder wenigstens einer philosophischen Religion, die auch Philosophen überzeugen könne." (VIII. 182.) So meinte Ficino, daß die platonische Religionsphilosophie der Religion wieder aufhelfen müsse, bis diese einst wieder unter allen Völkern durch offenbare Wunder bestätigt werde. Und doch widerlegte die Geschichte das Urtheil dieses tiefsinnigen Mannes. Ohne

ſinnliche Wunder wirkte die göttliche Kraft des einfachen Evangeliums, welches die Reformatoren verkündigten, was die platoniſche Religionsphiloſophie eben ſo wenig damals als in den erſten Jahrhunderten wirken konnte.

Der platoniſche Eklekticismus, der alle Religionen als verſchiedene Offenbarungsformen des verborgenen Göttlichen (uno itinere non potest perveniri ad tam grande secretum. Symmachus) betrachtete, er drückt ſich ſehr anſchaulich aus in jenen Worten des Proklus: „Der Philoſoph müſſe nicht bloß die Heiligthümer Einer Stadt oder nur die vaterländiſchen Religionen einiger Völker verehren, ſondern der gemeinſchaftliche Hierophant für das ganze Weltall ſeyn (ὅτι τὸν φιλόσοφον προσῆκει οὐ μίας τινὸς πόλεως οὐδὲ τὰς παρ' ἑκάστοις πατρίους εἶναι διισχυρίζεσθαι, κοινὸν δὲ τοῦ ὅλου κόσμου ἱεροφάντην. Vita auctore Marino 47.) Ein ſolcher unbeſtimmter Eklekticismus konnte aber dem allgemeinen religiöſen Bedürfniſſe, welches etwas Feſtes und Beſtimmtes, einen ſicheren Haltungspunkt in der Noth, in der Todesnähe verlangt, unmöglich Genüge zuſagen.

(Zu Seite 270. Z. 2. von unten.)

8) Vergl. über die ägyptiſchen Geiſtercitirer: Apulej. Metamorph. L. II. ed. Bip. vol. I. pag. 44.

(Zu Seite 273. Z. 14.)

9) Merkwürdig iſt, was Diompſius ſagt (Euseb. VII. 7.). Dem Muſter ſeines großen Lehrers Origenes gemäß, ſtudirte er die Schriften aller verſchiedenen Sekten, um überall das Wahre vom Falſchen unterſcheiden zu lernen. Da ihn Jemand vor der Gefahr eines ſolchen Studiums warnte, machte ihm eine innere Stimme Muth, in dieſem Studium fortzufahren. Dieſe freie Unterſuchung und Prüfung von Allem ſey ihm ja der Weg zum Chriſtenthum geworden (ταῦτα γοῦν ἐγένετο — τὰ διαλογικὰ ἔργα καὶ ἐξετάσεις — ἐκκρίσεως καὶ τῆς πίστεως αἴτιον). Hierher gehört auch die Aeußerung des ſonſt unbekannten Antonius, von dem mir ein carmen adversus gentes haben (abgedruckt in T. III. bibl. patr. Galland), der aber,

da v. 203. der Heide paganus genannt wird, erst nach der Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben haben muß: Discussi, fateor, sectas Antonius omnes. Plurima quaesivi, per singula quaeque cucurri. Sed nihil inveni melius quam credere Christo. Commodian, der in den letzten Zeiten des dritten oder den ersten des vierten Jahrhunderts seine instructiones adversus gentium Deos schrieb, deutet an, daß er durch Lesen der heiligen Schrift zum Christenthum bekehrt worden. Ego similiter erravi tempore multo; abstuli me tandem inde, legendo de lege).

(Zu Seite 278. Z. 9.)

10) Je nachdem die Menschen auf verschiedenen Wegen zum Christenthum bekehrt worden waren, wählten sie selbst verschiedene Methoden, um Andere zu bekehren. Diejenigen, welche mitten aus dem rohen und unsittlichen Heidenthum heraus durch Eindrücke auf ihr Herz bekehrt worden waren, wählten daher auch nur den Weg vom Herzen zum Herzen, und betrachteten wie das ganze Heidenthum so auch die heidnische Litteratur und Philosophie nur aus einem feindseligen Gesichtspunkte. Andere, welche zuerst durch die philosophische Geistesbildung von dem rohen heidnischen Aberglauben waren befreit, für eine geistigere Religion empfänglich gemacht worden, welche durch Vergleichung verschiedener Systeme der Religion und Philosophie zum Christenthum gekommen waren, suchten daher auch auf demselben Wege zur Bekehrung philosophisch-gebildeter Heiden zu wirken. So dachten und wirkten die Lehrer der alexandrinischen Schule. In diesem Sinne sagt Clemens Alex. von der Philosophie: χρησιμη προς θεοσεβειαν φυσιν, προπαιδεια τις οὐσα τοις την πιστιν δι' ἀποδειξεως καρπουμενοις, was er sonst ἀποδειξις ἑλληνικη zu nennen pflegt.

Andere Eigenschaften wurden für den Lehrer des Evangeliums unter dem rohen heidnischen Volke, andere unter den philosophisch-gebildeten Männern zu Alexandria erfordert, so wie noch jetzt andere Eigenschaften für einen Missionär unter den niedrigen Kasten der Hindu's oder der Hottentotten, andere un-

glauben, ihren Lüsten sich frei hingeben zu können, in der Hoffnung auf die durch die Taufe doch auf alle Fälle zu empfangende Sündentilgung. de Poenitentia c. VI.: „Wie thöricht, wie unbillig ist es, die Buße nicht zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu erwarten, das heißt: den Kaufpreis nicht bezahlen und doch nach der Waare die Hand ausstrecken. Denn an diesen Preis hat der Herr die Sündenvergebung zu knüpfen beschlossen. Wenn also diejenigen, welche etwas verkaufen, zuerst das ausbedungene Geld untersuchen, ob auch keine zerschabte oder unächte Münze dabei sey, so meinen wir, prüft auch der Herr zuerst die Beschaffenheit unserer Buße, für die er uns etwas so Großes, wie die ewige Seligkeit, geben will. Es ist die zwar leicht, die Taufe zu erschleichen und den Kirchenvorsteher durch keine Betheurungen zu täuschen; aber Gott wacht über seinem Schatze und läßt ihn nicht in die Hände der Unwürdigen kommen. Ist wohl ein anderer Christus für die Getauften, ein Anderer für die Taufkandidaten da? (Quam porro ineptum, quam iniquum poenitentiam non adimplere et veniam delictorum sustinere. Hoc est pretium non exhibere, ad mercedem (mercem für merx) manum emittere. Hoc enim pretio Dominus veniam addigere instituit. Si ergo qui venditant prius nummum, quo paciscuntur, examinant ne scalptus, neve raptus, ne adulter, etiam Dominum credimus poenitentiae probationem inire, tantam nobis mercedem, perennis scilicet vitae, concessurum. Quis enim tibi, tam infidae poenitentiae viro, asperginem unam cujuslibet aquae commodabit? rel.) Die Reinigung des innern Menschen durch den Glauben an Christi Leiden für die Menschheit setzt Justinus M. entgegen den mechanischen Lustrationen der damaligen Juden, denen magische Wirkungen zugeschrieben wurden. „Was nützt" — sagt er — „jene Taufe, welche nur den Körper reinigt? Laßt euch in eurer Seele reinigen von Zorn, Habsucht, Neid, Haß (die damals unter den Juden am meisten herrschenden Laster, welche daher auch in dem gegen ein pharisäerisch-jüdisches vermeintliches Christenthum gerichteten

minis tractare quae semel ab antiquis tractata et definita sunt, statum et cursum tenent ac possident. Neque repeliendi a nova vetus religio deberet.) So war es ja schon die erste Beschuldigung gegen die ersten Verkündiger des Evangeliums zu Philippi (Apostelgeschichte 16, 21.), daß sie eine Religion verbreiteten, welche den moribus Romanis widerstritte.

Wenn man dem Judenthum vorwarf, daß es die Verachtung der religiones patriae befördere, daß es von Anfang an den Menschen den Geist einflöße: „die Götter zu verachten, vom Vaterlande sich loszusagen" — welches beides Tacitus zusammenstellt hist. V. 5. (Romanos contemnere leges, Juvenal Sat. 14), so mogte dieser Vorwurf in mancher Rücksicht noch viel mehr dem Christenthum gemacht werden, denn in dem Judenthum sah man doch einen alten und in so fern ehrwürdigen Volkscultus (ritus antiquitate defensus Tacit. l. c. Celsus von den Juden: ὁμολογοῦσιν, ὅτι τὸν πατρῖον νόμον φυλάσσουσιν, ὁμοῖοι τοῖς ἄλλοις ἀνθρώποις ἄγουσι καὶ ἄγουσι τὰς πατρίους, ὅπως ἂν ἐν τοῖς πατρίοις). Diese Religion war doch durch bestimmte Privilegien als eine im römischen Reiche geduldete — anerkannt, wenngleich der Uebertritt römischer Bürger zu derselben nicht gesetzmäßig erlaubt war. Dem Christenthum hingegen wurde vorgeworfen, daß es zuerst unter dem Schutz des ehrwürdigen Namens jener allgemein bekannten, wenigstens doch im römischen Reiche geduldeten Religion aufgetreten, und unter diesem Schein die neuerungssüchtige Anmaßung verborgen habe (Tertullian apolog. c. 21. quasi sub umbraculo insignissimae religionis, certe licitae, aliquid proprie praesumptionis abscondat), daß der Ursprung des Christenthums ein Abfall von der gesetzmäßigen vaterländischen Religion der Juden, Aufruhr gegen den jüdischen Staat gewesen sey (στάσις πρὸς τὸ κατὰ τὸν Ἰουδαίων Cels. vol. 5.) Daher der gehässige Namen der Christen: genus tertium, weder Juden noch Anhänger der alten Staatsreligion. Daher der beständige Vorwurf gegen die Christen, daß durch sie die römischen Staatsgesetze verletzt würden (legum praecepta violari, in dem in den actis Symphoriani uns erhaltenen Edikt,

nach der Auferſtehung). Die Geſundheit hat kein Leid, jedoch wenn ſie angegriffen und verletzt wird, empfindet ſie Schmerz. Die Starrheit aber empfindet keinen Schmerz, ſie hat das Schmerzensgefühl verloren, je ſchlimmer, deſto unempfindlicher. Wiederum die Unſterblichkeit empfindet keinen Schmerz, „denn dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und dies Sterbliche wird anziehen die Unſterblichkeit.“ Alſo kein Schmerz iſt in dem verklärten, kein Schmerz in dem erſtarrten Körper. Der Starrſinnige glaube nicht ſchon im ewigen Leben zu ſeyn. Die Geſundheit des Schmerzempfindenden iſt dem ewigen Leben näher als der Starrſinn des Nichtsempfindenden (vicinior est immortalitati sanitas dolentis, quam stupor non sentientis). Du findeſt alſo einen in dem anmaßendſten Hochmuth ſich überhebenden Mann, der ſich überredet hat, nichts zu fürchten. Hältſt du ihn für ſtandhafter, als den, welcher ſprach (2. Cor. 7, 5.): „Auswendig Streit, inwendig Furcht,“ für ſtandhafter, als unſer Haupt, unſern Herrn Gott, welcher ſprach: meine Seele iſt betrübt bis in den Tod? Er iſt nicht ſtandhafter, freue dich ſeines Starrſinns nicht; er iſt nicht zum ewigen Leben erhoben, ſondern der Empfindung beraubt. Du aber habe keine affektloſe Seele und ſprich aus der Empfindung des Geſunden (2. Cor. 11, 29.): „Wer iſt ſchwach, und ich werde nicht ſchwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht?“ Wann ihm der Schade jedes Schwachen kein Aergerniß wäre, würde er dann wohl als ein unbeweglicher, über Schmerz erhabener Menſch beſſer zu ſeyn ſcheinen? Fern ſey das; Starrſinn wäre es, nicht Seelenruhe. Erſt dann, wenn wir in das himmliſche Vaterland werden gelangt ſeyn, wo unſre Seele mit Sicherheit, Ruhe und ewiger Glückſeligkeit wird erfüllt ſeyn; erſt dort wird kein Schmerz ſeyn. Deſto weniger ſind die Menſchen geſund, je mehr ſie glauben, daß die kranke Seele von ihnen ſelbſt geheilt werden könne. Mögen Jene, die wedet Schmerz noch Furcht empfinden, wohl zuſehn, ob ſie nicht etwa nicht geſund, ſondern todt ſind.“

Ueberzeugung, und der göttlichen Wahrheit sich überzeugen können.

(Zu Seite 184. §. 6.)

17) So sagt Celsus L. 18. „es sey gleichgültig, ob man den höchsten Gott Zeus oder mit einem anderen Namen nenne.“ L. 8. v. 405. „Sind die Götter nichts, so kann es nichts schaden, an den Opfermahlzeiten Theil zu nehmen (durch welchen sophistischen Grund ja schon corinthische Christen zur Zeit des Apostels Paulus dazu Theil zu nehmen sich verleiten ließen). Haben aber die Götter wirklich Daseyn, so müssen sie ihnen den Gesetzen gemäß opfern.“ Tertull. apologet. c. 27. „Einige halten es für Wahnsinn, daß, da wir für den Augenblick opfern und glücklich davon kommen können, so daß wir doch dabei unsere innere Ueberzeugung behalten, wir als Hartnäckigkeit unser Leben hingeben. Ihr gebt uns nämlich Rath, wie wir euch täuschen können, aber wir erkennen, woher solche Rathschläge kommen, wer von allem diesem die Triebfeder ist, wie er bald durch schlauen Rath, bald durch grausame Wuth zur Niederwerfung unsrer Standhaftigkeit zu wirken sucht.“ Der römische Statthalter sprach zu dem Bischof Dionysius von Alexandria, als dieser ihm erklärte, daß die Christen den Einen Gott, der Alles geschaffen, verehrten: „Wer hindert euch, diesen, wenn er ein Gott ist, nebst den vaterländischen Göttern zu verehren? Es ist euch ja nur geboten, Götter zu verehren, und zwar die allgemein bekannten Götter.“ Zur Vermahnung der Christen gegen solche Zumuthungen schrieb Origenes seine Ermahnung zum Märtyrerthum. Doch manche Statthalter, welche Menschenliebe mit Achtung vor der religiösen Ueberzeugung verbanden, suchten selbst den Christen Rettungsmittel anzuweisen, ohne daß diese ihr Gewissen verletzen sollten. Tertullian führt einige Beispiele an ad Scapulam IV. Der Eine gab den Christen selbst an, was sie vor Gericht antworten sollten, um die Freisprechung zu erhalten. Ein Anderer gab einem vor sein Tribunal gebrachten Christen gleich die Freiheit, indem er erklärte: auf Volksgeschrei dürfe er sich nach den Gesetzen

welches den Charakter der Aechtheit an sich trägt, und wohl von dem Kaiser M. Aurelius Philos. herrühren könnte). Daher noch Galerius in dem Toleranzedikt v. J. 311 als Grund der letzten Diokletianischen Verfolgung angiebt: juxta leges veteres et publicam disciplinam Romanorum cuncta corrigere.

Wie es die Art der Menschen ist, sagte man nun weiter (wie die römische Kirche auf ähnliche Weise später die Bekenner des wieder an's Licht gezogenen reinen Evangeliums angriff): indem die Christen jener Neuerungssucht sich hingeben, von der Einheit der Staatsreligion sich losreißen, verfallen sie von einer Neuerung in die andere, in die verschiedensten Meinungen, daher die Menge der Sekten unter ihnen. (In jenem Gesetz des Galerius wird den Christen vorgeworfen: ut pro arbitrio suo sibimet leges facerent et per diversa varios populos congregarent. Cels. III. [illegible]). Sie bedachten nicht, daß, wo göttliche Wahrheit recht auf das Innerste der Menschheit einwirkt, eine gewaltige Gährung entstehen muß, alle Richtungen und Kräfte des inneren Menschen aufgeregt werden, und daher auch bald mancherlei fremdartige Beimischungen der Wahrheit sich anschließen müssen. Gerade dies ist ein Beweis von der, eine so gewaltige Wirkung, eine so vielseitige und so freie Anregung in der menschlichen Natur hervorbringenden göttlichen Kraft des Christenthums. Und freilich hätte das aufkeimende Christenthum unter der Menge der verschiedensten Gegensätze untergehen müssen, wenn nicht die göttliche Kraft, wodurch es alle Gegensätze ausgleichen, alles sich demselben Anschließende läutern, alles Fremdartige von sich ausstoßen, siegreich alles umbildend und verklärend, sich selbst seines Laufes Bahn in der Menschheit bahnen konnte — solche Kraft ihm eigen gewesen wäre.

Sehr richtig ist übrigens, was Origenes c. Cels. III. 121. und Clemens L. VII. Strom. 755. diesem Vorwurfe der Heiden entgegenstellen. Beide wußten wohl, daß das Christenthum freie Forschung bei denkenden Menschen anrege, und daß Jeder durch gewissenhafte, freie Forschung aus der Quelle der

Bedeutung dem, was der göttliche Wahrheit sei, sich überzeugen könne.

(Zu Seite 184. Z. 6.)

12) So sagt Celsus I. 18. „es sey gleichgültig, ob man den höchsten Gott Zeus oder mit einem anderen Namen nenne." L. 8. v. 405. „Sind die Götter nichts, so kann es nichts schaden, an den Opfermahlzeiten Theil zu nehmen (durch welchen sophistischen Grund ja schon corinthische Christen zur Zeit des Apostels Paulus daran Theil zu nehmen sich verleiten ließen). Haben aber die Götter wirklich Daseyn, so müßten sie ihnen den Gesetzen gemäß opfern." Tertull. apologet. c. 27. „Einige halten es für Wahnsinn, daß, da wir für den Augenblick opfern und glücklich davon kommen können, so daß wir doch dabei unsere innere Ueberzeugung behalten, wir aus Hartnäckigkeit unser Leben hingeben. Ihr gebt uns nämlich Rath, wie wir euch täuschen können, aber wir erkennen, woher solche Rathschläge kommen, wer von allem diesem die Triebfeder ist, wie er bald durch schlauen Rath, bald durch grausame Wuth zur Niederwerfung unsrer Standhaftigkeit zu wirken sucht." Der römische Statthalter sprach zu dem Bischof Dionysius von Alexandria, als dieser ihm erklärte, daß die Christen den Einen Gott, der Alles geschaffen, verehrten: „Wer hindert euch, diesen, wenn er ein Gott ist, nebst den vaterländischen Göttern zu verehren? Es ist euch ja nur geboten, Götter zu verehren, und zwar die allgemein bekannten Götter." Zur Verwahrung der Christen gegen solche Zumuthungen schrieb Origenes seine Ermahnung zum Märtyrerthum. Doch manche Statthalter, welche Menschenliebe mit Achtung vor der religiösen Ueberzeugung verbanden, suchten selbst den Christen Rettungsmittel anzuweisen, ohne daß diese ihr Gewissen verletzen sollten. Tertullian führt einige Beispiele an ad Scapulam IV. Der Eine gab den Christen selbst an, was sie vor Gericht antworten sollten, um die Freisprechung zu erhalten. Ein Anderer gab einem vor sein Tribunal gebrachten Christen gleich die Freiheit, indem er erklärte: auf Volksgeschrei dürfe er sich nach den Gesetzen

nicht einlassen (nach dem Rescripte des Kaisers Hadrian an den Minucius Fundanus, wie wohl überhaupt nach der römischen Rechtsverfassung — die lateinischen Worte Christianum quasi tumultuosum civibus suis gratificatus dimisit scheinen mir wenigstens am natürlichsten so zu erklären; denn wenn man übersetze: unter dem Vorgeben, daß es Unruhen erregen würde, wenn er den Forderungen seiner Mitbürger nachgeben wollte, so sehe man nicht, wie er durch Verurtheilung eines Christen in der heidnischen Stadt Unruhen erregen konnte, und wollte man tumultuosum als Prädikat zu Christianum ziehen, er entließ den Christen, indem er ihn nur für einen unruhigen Menschen erklärte, der sich selbst, wie er könne, mit seinen Mitbürgern abfinden, ihnen für die gestörte Ruhe eine Genugthuung geben möge; so giebt auch diese Erklärung keinen so natürlichen Sinn. Ich betrachte tumultuosum als Gegensatz des legitimum) ein Anderer ließ einen Christen, der von Soldaten war überfallen und dem Gericht überliefert worden, frei, weil kein gesetzmäßiger Ankläger gegen ihn auftrete (wahrscheinlich noch über dem Gesetze, das überhaupt zwar gegen die Verfolgungen durch feindselige Statthalter die Christen nicht schützte, aber günstiggesinnten manche Mittel gab, sich ihrer anzunehmen). Ein Anderer äußerte unter den Gerichtsassessoren, es thue ihm leid, daß er in diese Sache hineingerathe. Er ließ den Christen nur wenig foltern, und da er gleich unterlag, gab er ihm die Freiheit, ohne ihn zum Opfer zu zwingen. In der Diokletianischen Verfolgung, in welcher die Auslieferung der Codices der Bibel, damit alle verbrannt werden sollten, geboten war, gaben manche obrigkeitliche Personen Christen die Weisung, sie sollten nur die Schriften irgend eines Häretikers als christliche Religionsschriften ausliefern, damit nur zum Schein die kaiserliche Verordnung erfüllt werde.

(Zu Seite 286.)

13) Wenn strengere Christen sich lieber in Lebensgefahr stürzten, als an den Festen der Kaiser irgend etwas zu thun, wenn es auch an und für sich etwas Unschuldiges war, nach ihrer Meinung etwas Heidnisches in sich enthielt, nennt man daraus ihren religiösen Ernst, der alle irdische Rück-

Rücksichten dem Glauben aufopferte. So zogen sich zum Beispiele Christen Verfolgungen zu, wenn sie bei solchen Festlichkeiten ihre Häuser nicht erleuchteten, sie nicht mit Lorbeeren bekränzten; denn weil beides bei vielen heidnischen Festlichkeiten gebräuchlich war, und solche heidnische Literatoren, die gern alles aus der Religion ableiteten, auch einen religiösen Ursprung dieser Gebräuche nachzuweisen suchten, so glaubten die Christen sich derselben enthalten zu müssen; s. Tertull. de idololatria c. 15: „Mögen diejenigen täglich Lichter anzünden, welche selbst kein Licht haben. Du bist das Licht der Welt und ein ewig grünender Baum. Wenn du den Tempeln entsagt hast, so gebe deiner Hausthür nicht das Ansehn eines Tempels."

So sollten die Christen sich nicht nach heidnischer Art bekränzen; s. Tertull. de corona militis und Clemens Paedagog. L. II. fol. 181.: „Wir dürfen das lebendige Bild Gottes nicht wie die todten Götzen bekränzen, denn der herrliche Kranz von Amarant (der nie welkende, welche Bedeutung auch in dem griechischen Namen dieser Blume liegt; Anspielung auf 1. Petri 5, 4.) ist dem, welcher einen guten Lebenswandel geführt hat, bestimmt; diese Blume vermag die Erde nicht zu tragen, nur der Himmel weiß sie hervorzubringen." Wenn Manche zur Vertheidigung der Theilnahme an den vorgeschriebenen Freuden- und Ehrenbezeugungen an solchen Festen der Kaiser sich beriefen auf Matth. 22, 21.: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist; so gab Tertullian (de idol. c. 15.) die schöne Antwort: der Herr ließ sich die Münze zeigen, und fragte, wessen Bild es sey, und da er hörte: des Kaisers, sprach er: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, nämlich das Bild des Kaisers auf der Münze dem Kaiser, und das Bild Gottes, welches im Menschen ist, Gott, so daß du dem Kaiser das Geld, dich selbst aber Gott geben sollst." Vergl. damit die schöne Stelle des Clemens (Strom. VI. 644.): „Der geläuterte Gerechte ist eine Münze des Herrn geworden, und hat das Gepräge seines Königs in sich aufgenommen" (ὁ δικαιος νομισμα κυριου γενομενος και χωραγμα βασιλικον ἀναδεξαμενος).

welches den Charakter der Aechtheit an sich trägt, und wohl von dem Kaiser M. Aurelius Philos. herrühren könnte). Daher noch Galerius in dem Toleranzedikt v. J. 311 als Grund der letzten Diokletianischen Verfolgung angiebt: juxta leges veteres et publicam disciplinam Romanorum cuncta corrigere.

Wie es die Art der Menschen ist, sagte man nun weiter (wie die römische Kirche auf ähnliche Weise später die Bekenner des wieder an's Licht geförderten reinen Evangeliums anklagte) indem die Christen jenen Neuerungssucht sich hingeben, von der Einheit der Staatsreligion sich losreißen, verfallen sie bald einer Neuerung in die andere, in die verschiedensten Meinungen, daher die Menge der Sekten unter ihnen. (In jenem Gesetz des Galerius wird den Christen vorgeworfen: ut pro arbitrio suo sibimet leges facerent et per diversa varios populos congregarent. Cod. III. *Quare illud ipsum innotuit Christianos esse, qui contra veteres leges sibi voluntarias, non rationabiles*). Sie bedachten nicht, daß, wo göttliche Wahrheit rasch auf das Innerste der Menschheit einwirkt, eine gewaltige Gährung entstehen muß, alle Richtungen und Kräfte des innern Menschen aufgeregt werden, und daher auch bald mancherlei fremdartige Beimischungen der Wahrheit sich anschließen müssen. Gerade dies ist ein Beweis von der alles so gewaltige Wirkung, eine so vielseitige und so freie Anregung in der menschlichen Natur hervorbringenden göttlichen Kraft des Christenthums. Und freilich hätte das aufkeimende Christenthum unter der Menge der verschiedensten Gegensätze untergehen müssen, wenn nicht die göttliche Kraft, wodurch es alle Gegensätze ausgleichen, alles sich demselben Ausschließende läutern, alles Fremdartige von sich ausstoßen, siegreich alles Entzweiende und Verkehrende, sich selbst seines Laufes Bahn in der Menschheit bahnen konnte — solche Kraft ihm eigen gewesen wäre.

Sehr richtig ist übrigens, was Origenes c. Cels. III. 121. und Clemens L. VII. Strom. 765. diesem Vorwurfe der Heiden entgegenstellen. Beide wußten wohl, daß das Christenthum freie Forschung bei denkenden Menschen anrege, und daß Jeder durch gewissenhafte, freie Forschung aus der Quelle der

des heidnischen Richters in den Actis Epipodii et Alexandri: „Wir verehren die Götter mit Frohsinn, mit Gastmählern, Gesängen, Spielen, ihr aber verehrt den gekreuzigten Menschen, welchem diejenigen, die alles süß genießen, nicht gefallen können, der die Freude verschmäht, dem das Fasten gefällt, der die Vergnügungen verdammt und eine traurige und unfruchtbare Keuschheit liebt.“

Die Heiden urtheilten damals so von den Christen überhaupt, wie späterhin die Weltlichgesinnten unter denen, die sich Christen nannten, über die ernster Gesinnten. Sie gebrauchten auch ähnliche Argumente, wie späterhin Weltlichgesinnte unter den Christen, um den Christen ihre Bedenklichkeiten zu nehmen. „Solche Vergnügungen für Auge und Ohr könnten ja der Religion im Herzen nichts schaden; Gott werde durch die Vergnügungen der Menschen, welche sie zur rechten Zeit und am rechten Orte unbeschadet der Gottesfurcht genießen, nicht beleidigt. Es seyen ja lauter Gaben Gottes, aus denen man sich diese Vergnügungen mache“ s. Tertullian de spectaculis.

Der Character des Heidenthums war entweder frische Lebenslust im Bewußtseyn jugendlicher Naturkraft oder Trauer über die Hinfälligkeit aller Dinge, der erstere bei den Griechen und Römern vorherrschend. Der Charakter des Christenthums heiliger, aber nicht finsterer Ernst, Sehnsucht nach dem Ewigen und Himmlischen, gemildert durch das Bewußtseyn der Kindschaft Gottes, durch die kindliche Dankbarkeit für die Erlösung, die Freude im heiligen Geiste an einem schon empfangenen Leben in Gott. — Sehr richtig bemerkte Tacitus gegen diejenigen, welche Spuren des Bachusdienstes bei den Juden zu finden glaubten, daß der ganze Charakter des Judenthums (mos absurdus et sordidus, wie er es als Römer natürlich ansehen mußte,) zu den laetis ritibus des Bacchusdienstes nicht passe.

(Zu Seite 290. Z. 9. von unten.)

15) Hierher gehört auch die Stelle aus dem Briefe des Ignatius an Polykarp: „Strebt dem, zu dessen Dienste ihr kämpft, zu gefallen, dem, von dem ihr auch den Sold empfan-

Rücksichten dem Glauben aufopferte. So zogen sich zum Beispiele Christen Verfolgungen zu, wenn sie bei solchen Festlichkeiten ihre Häuser nicht erleuchteten, sie nicht mit Lorbeeren bekränzten; denn weil beides bei vielen heidnischen Festlichkeiten gebräuchlich war, und solche heidnische Literatoren, die gern alles aus der Religion ableiteten, auch einen religiösen Ursprung dieser Gebräuche nachzuweisen suchten, so glaubten die Christen sich derselben enthalten zu müssen; s. Tertull. de idololatria c. 15: „Mögen diejenigen täglich Lichter anzünden, welche selbst kein Licht haben. Du bist das Licht der Welt und ein ewig grünender Baum. Wenn du den Tempeln entsagt hast, so gebe deiner Hausthür nicht das Ansehn eines Tempels."

So sollten die Christen sich nicht nach heidnischer Art bekränzen; s. Tertull. de corona militis und Clemens Paedagog. L. II. fol. 181.: „Wir dürfen das lebendige Bild Gottes nicht wie die todten Götzen bekränzen, denn der herrliche Kranz von Amarant (der nie welkende, welche Bedeutung auch in dem griechischen Namen dieser Blume liegt; Anspielung auf 1. Petri 5, 4.) ist dem, welcher einen guten Lebenswandel geführt hat, bestimmt; diese Blume vermag die Erde nicht zu tragen, nur der Himmel weiß sie hervorzubringen." Wenn Manche zur Vertheidigung der Theilnahme an den vorgeschriebenen Freuden- und Ehrenbezeugungen an solchen Festen der Kaiser sich beriefen auf Matth. 22, 21.: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist; so gab Tertullian (de idol. c. 15.) die schöne Antwort: der Herr ließ sich die Münze zeigen, und fragte, wessen Bild es sey, und da er hörte: des Kaisers, sprach er: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, nämlich das Bild des Kaisers auf der Münze dem Kaiser, und das Bild Gottes, welches im Menschen ist, Gott, so daß du dem Kaiser das Geld, dich selbst aber Gott geben sollst." Vergl. damit die schöne Stelle des Clemens (Strom. VI. 644.): „Der geläuterte Gerechte ist eine Münze des Herrn geworden, und hat das Gepräge seines Königs in sich aufgenommen" (ὁ δικαιος νομισμα κυριου γενομενος και χαρακτηρα βασιλικον ἀναδεξαμενος).

(Zu Seite 286. Z. 8.)

14) Wie schön contrastirt der hochherzige Sinn, welchen das Christenthum den Menschen einflößte, gegen die knechtische Zumuthung des gegen die Christen so vornehm thuenden Celsus (V. S. 435.): „Und wenn man dir auch gebietet bei dem, welcher unter den Menschen Forscher ist zu schwören, so ist auch das nichts Arges, denn diesem ist, was auf Erden ist, gegeben, und was du im Leben empfängst, empfängst du von ihm. Was ist es denn Arges, sich auch die Gewalthaber und Regenten unter den Menschen zu Freunden zu machen, da auch diese nicht ohne göttliche Fügung die Herrschaft hienieden erlangt haben." Celsus, der sich aber gern das Ansehn eines gewissen Edelsinnes und einer geläuterten philosophischen Religion geben wollte, fühlte doch selbst, was für Folgen, deren er sich hätte schämen müssen, aus diesem so unbestimmt ausgesprochenen Satze hergeleitet werden konnten, und er setzte deshalb die allerdings richtige Einschränkung hinzu: „Wenn aber etwas Gottloses oder Unanständiges geboten werde, müsse man lieber alle Martern und alle Arten Todes leiden." Aber mit dieser Bestimmung geben ja auch die Christen den Satz zu. Es fragte sich nur, was gottlos und was Unanständiges sey — und welche Ungerechtigkeit, hier nicht Jeden nach seiner Ueberzeugung zu beurtheilen! Wir sehen hier die Inconsequenz, in welche diejenigen zu verfallen pflegen, die einer schlechten Sache einen guten Schein geben wollen. Wir wollen dagegen die kräftige Erklärung des Origenes gegen jene Zumuthung hören: „Wir müssen die Freundschaft der Menschen, auch der Fürsten verachten, nicht allein wenn wir sie durch Blutvergießen, Ausschweifungen oder grausame Handlungen, sondern auch wenn wir sie durch Frevel gegen den allmächtigen Gott oder durch ein Wort knechtischer und niedriger Gesinnung gewinnen sollen, wie es muthvollen und hochherzigen Männern nicht ziemt, da wir mit den übrigen Tugenden auch die Standhaftigkeit als eine der größten uns zu erwerben suchen."

(Zu Seite 289. Z. 4.)

15) Ganz im Geiste der Heiden wird von dieser Seite der Gegensatz des Christen- und Heidenthums dargestellt in der Rede

desertore punieris.) Warnung vor Täuschung durch vorgebliche Wunder im Namen Christi: „Zuweilen schreckt auch der Ausreißer den Provinzbewohner (indem dieser ihn für einen im Dienst stehenden Soldaten hält, und sich daher verpflichtet glaubt, seine Forderungen zu erfüllen); aber wer sich nicht will schrecken und täuschen lassen, beobachtet, ob derselbe im Lager sey, und ihm das Dienstzeichen, welches er an sich trägt, etwas nützen könne" (utrum aliquid illi prosit character ille, quo signatum est. c. 3. Joh. Tract. 13. fol. 290). Es muß sich Keiner, will Augustin sagen, durch die Verspiegelungen eines Solchen, der sich äußerlich zum Christenthum bekennt und etwas Großes in Christi Namen zu verrichten vorgiebt, täuschen lassen, wenn Jener nicht zeigt, daß er wirklich durch seine Gesinnung, Glauben und Liebe, Christo und seiner Gemeinde angehört. — Joh. Evang. c. 21. Tract. 123. l. c. fol. 591. spielt er darauf an, daß wie die Bewohner der Provinz für den Unterhalt der daselbst als Besatzung dienenden Soldaten sorgen müßten, so seyen auch die christlichen Gemeinden als provinciales Christi verpflichtet, für den leiblichen Unterhalt der für ihr geistiges Wohl arbeitenden milites Christi zu sorgen" (ut tanquam milites Christi stipendium acciperent, sicut a provincialibus Christi; vergl. Synes. ep. 125.) durch welche Bemerkung über die Beköstigung der Truppen in den Provinzen die Vergleichung 1. Cor. 9, 7. anschaulicher wird. Die Gemeinde, welche dem Verkündiger des Evangeliums den leiblichen Unterhalt darreichen soll, wird auch an dieser paulinischen Stelle mit den Provinzialen verglichen, von welchen, nach Augustin und Synesius, die Besatzung ihr stipendium oder στρατηγικον empfing).

(Zu Seite 295. u. f.)

17) Kräftig drückt sich Tertullian über dies allgemeine Priesterthum aller Christen aus. De monogam. c. 7. geht er von dem Gesichtspunkte aus: Was in der alttestamentlichen Religionsverfassung die Priester waren, sind jetzt alle Christen, das partikuläre jüdische Priesterthum ist prophetisches Vorbild des allgemeinen christlichen Priesterthums (pristina Dei lex nos tunc

in suis sacerdotibus prophetavit). Wir sind Priester, als von Christo dazu berufen. Uns hat der höchste Priester, der große Priester des himmlischen Vaters, Christus, indem er uns mit dem, was Sein ist, bekleidete (denn wie viele eurer getauft sind, die haben Christum angezogen. Gal. 3, 27.), zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. Offenbar. 1, 6. Und exhortat. castitat. c. 7. bekämpft er die Idee von einer besondern Priesterkaste im Christenthum: „Wir sind in einem Wahne, wenn wir glauben, daß den Layen erlaubt sey, was den Priestern nicht erlaubt ist. Sind wir Layen nicht auch Priester?" (Offenbar. 1. 6.) Die Unterscheidung zwischen Geistlichen und Layen betrachtet er nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als etwas der Ordnung wegen durch die Kirche Eingeführtes. Diese Unterscheidung müsse der Ordnung wegen von den Layen beachtet werden: doch wo keine Geistliche sind, kannst auch du taufen, das Abendmahl weihen, und bist dir selbst Priester. Wo drei sind (Matth. 18, 20.), da ist eine Kirche, wenn es auch Layen sind. Jeder lebt seines Glaubens, und es gilt kein Ansehn der Person bei Gott, sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz thun. Nach Gottes Willen sollen wir Alle in unserm Leben so beschaffen seyn, daß wir überall zur Verwaltung seiner Sakramente fähig seyn können. Ein Gott, Ein Glauben, auch Ein Lebensgesetz. „Wie könnten auch Priester aus den Layen gewählt werden, fragt er, wenn nicht die Layen schon so lebten, daß sie für das Priesterthum fähig wären?" Ein für die damalige Zeit anschauliches Argument, da es damals im Ganzen keine besondere Vorbereitung für den geistlichen Stand, kein Seminar gab, sondern die ganze Kirche als ein solches Seminar gelten konnte: wer durch christliche Erkenntniß, Frömmigkeit, standhaften Eifer, besonders unter den Verfolgungen (z. B. Cyprian. ep. 38. nach der Decianischen Verfolgung, zeichnete er auf, wie sich jeder betragen, damit die Würdigen, die Demüthigen und Sanftmüthigen zu geistlichen Aemtern gewählt werden könnten) sich ausgezeichnet hatte, wurde zu einem Kirchenamte gewählt. Es erschien ihm die Idee von einer besonderen Prie-

sterkaste als etwas der christlichen Kirche so Fremdartiges, daß, indem er als Montanist aus 1. Tim. 3. 2. zu beweisen sucht, daß alle Christen nur einmal heirathen dürften, er sagte: „Schreibt er es nicht auch allen vor, indem er es den Bischöfen vorschreibt? Denn woher werden Bischöfe und Geistliche genommen? Nicht aus allen? Soll etwa eine besondere Kaste von Leuten, die nur einmal geheirathet haben, gestiftet werden (ordo aliquis seorsim institui), um aus derselben die Geistlichen zu wählen?“ (de monogam. c. 12.) Es ist zwar behauptet worden, diese Vorstellungen Tertullians seyen nicht aus dem Geiste des Urchristenthums, sondern aus dem Geiste des Montanismus geflossen; und es ist allerdings wahr, daß von einer Seite der Montanismus, der den geistigen, mehr aus dem innern Christenthum heraus aufgefaßten Begriff von der Kirche, (ecclesia spiritus in spiritalibus hominibus, die Kirche des Geistes, bestehend in den vom heiligen Geiste beseelten, geistlich gesinnten Menschen) dem zu äußerlich aufgefaßten, schon zu sehr sich verkörpernden Begriffe von der Kirche (ecclesia numeris episcoporum, die auf die äußerliche Nachfolge, den äußerlichen Zusammenhang der Bischöfe gegründete) entgegengestellte (Tertullian de pudicitia c. 21.), daß der Montanismus auch die Idee von dem allgemeinen, geistigen Priesterthum aller Christen lebendiger wieder anregte, und in der Polemik benutzte. Aber es folgt ja keinesweges, daß, weil die Montanisten manche Irrthümer und Schwärmereien behaupteten, Alles, was sie behaupteten, Irrthum und Schwärmerei gewesen sey. Oft liegt dem Irrthum und der Schwärmerei eine mißverstandene oder schlecht angewandte Wahrheit zum Grunde, und eben diese durch den Nebel des Irrthums hindurch die menschlichen Gemüther anziehende, aber nicht in klarem Bewußtseyn aufgefaßte Wahrheit verschafft oft dem Irrthum Eingang. So konnte sich der Montanismus an eine urchristliche Grundidee, die schon durch die beginnende Verkörperung oder Versteinerung des Begriffs von der Kirche und der Theokratie, durch den Mangel durchgehender Unterscheidung der neu- und der alttestamentlichen Religionsverfassung verdunkelt zu werden drohte, an dieses we-

in suis sacerdotibus prophetavit). Wir sind Priester, als von Christo dazu berufen. Uns hat der höchste Priester, der große Priester des himmlischen Vaters, Christus, indem er uns mit dem, was Sein ist, bekleidete (denn wie viele eurer getauft sind, die haben Christum angezogen. Gal. 3, 27.), zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. Offenbar. 1, 6. Und exhortat. castitat. c. 7. bekämpft er die Idee von einer besondern Priesterkaste im Christenthum: „Wir sind in einem Wahne, wenn wir glauben, daß den Layen erlaubt sey, was den Priestern nicht erlaubt ist. Sind wir Layen nicht auch Priester?" (Offenbar. 1. 6.) Die Unterscheidung zwischen Geistlichen und Layen betrachtet er nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als etwas der Ordnung wegen durch die Kirche Eingeführtes. Diese Unterscheidung müsse der Ordnung wegen von den Layen beachtet werden: doch wo keine Geistliche sind, kannst auch du taufen, das Abendmahl weihen, und bist dir selbst Priester. Wo drei sind (Matth. 18, 20.), da ist eine Kirche, wenn es auch Layen sind. Jeder lebt seines Glaubens, und es gilt kein Ansehn der Person bei Gott, sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz thun. Nach Gottes Willen sollen wir Alle in unserm Leben so beschaffen seyn, daß wir überall zur Verwaltung seiner Sakramente fähig seyn können. Ein Gott, Ein Glauben, auch Ein Lebensgesetz. „Wie könnten auch Priester aus den Layen gewählt werden, fragt er, wenn nicht die Layen schon so lebten, daß sie für das Priesterthum fähig wären?" Ein für die damalige Zeit anschauliches Argument, da es damals im Ganzen keine besondere Vorbereitung für den geistlichen Stand, kein Seminar gab, sondern die ganze Kirche als ein solches Seminar gelten konnte: wer durch christliche Erkenntniß, Frömmigkeit, standhaften Eifer, besonders unter den Verfolgungen (z. B. Cyprian. ep. 38. nach der Decianischen Verfolgung, zeichnete er auf, wie sich jeder betragen, damit die Würdigen, die Demüthigen und Sanftmüthigen zu geistlichen Aemtern gewählt werden könnten) sich ausgezeichnet hatte, wurde zu einem Kirchenamte gewählt. Es erschien ihm die Idee von einer besonderen Prie-

stenkasse als etwas der christlichen Kirche so Fremdartiges, daß, indem er als Montanist aus 1. Tim. 3. 2. zu beweisen suche, daß alle Christen nur einmal heirathen dürften, er sagte „Schreibe er es nicht auch allen zu, indem er es den Bischöffen vorschreibt? Denn woher wurden Bischöffe und Geistliche genommen? Nicht aus allen? Soll etwa eine besondere Kaste von Leuten, die nur einmal geheirathet haben, gestiftet werden, (sordo eliqua ex genere institutio) und aus derselben die Geistlichen zu wählen?“ (de monogam. c. 12.) Es ist zwar behauptet worden, diese Vorstellungen Tertullians seyen nicht aus dem Geiste des Christenthums, sondern aus dem Geiste des Montanismus geflossen; und es ist allerdings wahr, daß von einer Seite der Montanismus, der den geistigen, mehr aus dem innern Christenthum heraus aufgefaßten Begriff von der Kirche, (ecclesia spiritus in spiritalibus hominibus, die Kirche des Geistes, bestehend in den vom heiligen Geiste beseelten, geistlich gesinnten Menschen) dem zu äußerlich aufgefaßten, schon zu sehr sich verbreitenden Begriffe von der Kirche (ecclesia numeris episcoporum, die auf die äußerliche Nachfolge, den äußerlichen Zusammenhang der Bischöfe gegründete) entgegengestellt (Tertullian de pudicitia c. 21), daß der Montanismus auch die Idee von dem allgemeinen, geistigen Priesterthum aller Christen lebendiger wieder anregte, und in der Polemik benutzte. Aber es folgt ja keineswegs, daß, weil die Montanisten manche Irrthümer und Schwärmereien behaupteten, Alles, was sie behaupteten, Irrthum und Schwärmerey gewesen sey. Oft liegt dem Irrthum und der Schwärmerey eine mißverstandene oder schlecht angewandte Wahrheit zum Grunde, und eben diese durch den Nebel des Irrthums hindurch die menschlichen Gemüther anziehende, aber nicht im klaren Bewußtseyn aufgefaßte Wahrheit verschafft oft dem Irrthume Eingang. So konnte sich der Montanismus an eine urchristliche Grundidee, die schon durch die beginnende Verkörperung oder Versteinerung des Begriffs von der Kirche und der Theokratie, durch den Mangel durchgehender Unterscheidung der neu- und der alttestamentlichen Religionsauffassung verdunkelt zu werden drohte, an dieses we-

in suis sacerdotibus prophetavit). Wir sind Priester, als von Christo dazu berufen. Uns hat der höchste Priester, der große Priester des himmlischen Vaters, Christus, indem er uns mit dem, was Sein ist, bekleidete (denn wie viele eurer getauft sind, die haben Christum angezogen. Gal. 3, 27.), zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. Offenbar. 1, 6. Und exhortat. castitat. c. 7. bekämpft er die Idee von einer besondern Priesterkaste im Christenthum: „Wir sind in einem Wahne, wenn wir glauben, daß den Layen erlaubt sey, was den Priestern nicht erlaubt ist. Sind wir Layen nicht auch Priester?" (Offenbar. 1. 6.) Die Unterscheidung zwischen Geistlichen und Layen betrachtet er nicht als etwas Ursprüngliches, sondern als etwas der Ordnung wegen nach die Kirche Eingeführtes. Diese Unterscheidung müsse der Ordnung wegen von den Layen beachtet werden: doch wo keine Geistliche sind, kannst auch du taufen, das Abendmahl weihen, und bist dir selbst Priester. Wo drei sind (Matth. 18, 20.), da ist eine Kirche, wenn es auch Layen sind. Jeder lebt seines Glaubens, und es gilt kein Ansehn der Person bei Gott, sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz thun. Nach Gottes Willen sollen wir Alle in unserm Leben so beschaffen seyn, daß wir überall zur Verwaltung seiner Sakramente fähig seyn können. Ein Gott, Ein Glauben, auch Ein Lebensgesetz. „Wie könnten auch Priester aus den Layen gewählt werden, fragt er, wenn nicht die Layen schon so lebten, daß sie für das Priesterthum fähig wären?" Ein für die damalige Zeit anschauliches Argument, da es damals im Ganzen keine besondere Vorbereitung für den geistlichen Stand, kein Seminar gab, sondern die ganze Kirche als ein solches Seminar gelten konnte: wer durch christliche Erkenntniß, Frömmigkeit, standhaften Eifer, besonders unter den Verfolgungen (z. B. Cyprian. ep. 38. nach der Decianischen Verfolgung, zeichnete er auf, wie sich jeder betragen, damit die Würdigen, die Demüthigen und [illegible]igen zu geistlichen Aemtern gewählt werden könn[illegible]eichnet hatte, wurde zu einem Kirchenamte ge[illegible]hien ihm die Idee von einer besonderen Prie-

sterkeste als etwas der christlichen [illegible]
indem er als Montanist aus [illegible]
daß alle Christen nur einmal [illegible]
„Schreibt er es nicht auch allen [illegible]
sen vorschreibt? Denn woher werden [illegible]
genommen? Nicht aus allen? [illegible]
dere Kaste von Leuten, die [illegible]
gestiftet werden (ordo aliquis [illegible]
aus derselben die Geistlichen zu [illegible]
gam. c. 12.) Es ist zwar [illegible]
gen Tertullians seyen nicht aus dem [illegible]
sondern aus dem Geiste des [illegible]
ist allerdings wahr, daß [illegible]
der den geistigen, mehr aus dem [illegible]
aufgefaßten Begriff von der Kirche, [illegible]
spiritalibus hominibus, [illegible]
in den vom heiligen Geiste [illegible]
schen) dem zu äußerlich aufgefaßten, [illegible]
pernden Begriffe von der Kirche [illegible]
porum, die auf die äußerliche [illegible]
sammenhang der Bischöfe [illegible]
lian de pudicitia c. 21.), daß der [illegible]
Idee von dem allgemeinen, [illegible]
sten lebendiger wieder [illegible]
Aber es folgt ja keineswegs, daß, weil [illegible]
che Irrthümer und Schwärmereien [illegible]
sie behaupteten, Irrthum und [illegible]
liegt dem Irrthum und der [illegible]
oder schlecht angewandte Wahrheit [illegible]
durch den Nebel des Irrthums hindurch [illegible]
mücher anziehende, aber nicht in [illegible]
Wahrheit verschafft oft dem Irrthum [illegible]
sich der Montanismus an eine [illegible]
durch die beginnende Verkörperung oder [illegible]
griffs von der Kirche und der Theokratie, [illegible]
durchgehender Unterscheidung der [illegible]
Religionsverfassung verdankt zu [illegible]

göttliche Element bei Ausübung des Priesterthums ausschließen, wenn er auch dasselbe nicht immer auf die rechte Weise benutzte. Daß aber auch Tertullian nicht erst durch den Montanismus jene Idee so sehr hervorzuheben veranlaßt wurde, geht daraus hervor, daß er sich eben so stark in seiner Schrift de baptismo ausdrückt (die er, nach inneren Merkmalen zu urtheilen, schwerlich als Montanist geschrieben hat, nun nicht zu erwähnen, daß er auf die neuen Offenbarungen hier nirgends sich beruft, daß er so stark gegen die Spaltungen spricht; so konnte er zwar wohl auch als Montanist den Weibern in den Gemeindeversammlungen gewöhnlich das Wort zu nehmen verbieten; aber er mußte sich doch gegen den Vorwurf, der nach dieser so unbedingt ausgesprochenen Regel den Montanisten gemacht werden konnte, verwahren durch die hinzugefügte Beschränkung, wenn sie nicht vom Geiste erweckte Prophetinnen wären). Er sagt hier c. 17.: „Was auf gleiche Weise von Allen empfangen wird, kann auf gleiche Weise von Allen ausgetheilt werden, wenn nicht etwa bloß Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen Lehrlinge des Christenthums genannt werden (nisi Episcopi aut Presbyteri aut Diaconi vocantur discentes oder, ein Komma vor oder nach vocantur, so würde es heißen, welche Erklärung noch natürlicher in den Worten liegt: wenn die Layen auch noch nicht Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen heißen, so heißen sie doch Lehrlinge des Christenthums, sie lernen das göttliche Wort eben so gut, als es die Geistlichen gelernt haben, und indem sie das göttliche Wort lernen, erhalten sie auch das Recht, es andern wieder vorzutragen); Gottes Wort darf Keinem vorenthalten werden." Und also kann auch die Taufe, die auf gleiche Weise von Gott kommt (aequus Dei census, welches letzte Wort bei Tertullian den Ursprung und die darin begründete Beschaffenheit einer Sache bezeichnet) von Allen verwaltet werden." Alle Christen, will Tertullian sagen, empfangen alles, was zum Christenberuf oder zum christlichen Priesterthum gehört, dieselben himmlischen Güter, Sakramente und göttliches Wort. Was sie vom Himmel empfangen, können sie auch durch des göttlichen Geistes Kraft wieder Andern mittheilen. Aber wegen der kirchlichen Ordnung thun die

Laien in der Regel auf die Ausübung gewisser Priesterrechte, wie Verwaltung der Sakramente, Verzicht, und überlassen sie den von der Gemeinde dazu bevollmächtigten Personen. Im Nothfall, wo kein Geistlicher da ist, nehmen sie die Ausübung dieses ursprünglichen Rechts wieder an sich. Ein jeder fromme Christ konnte ja, indem er in eine Gegend kam, wo er erst das Evangelium verkündigte, in den Fall kommen, alle jene christlichen Priesterrechte ausüben zu müssen. Von dieser Zeit sagt auch der unter dem Namen des Ambrosiaster bekannte merkwürdige Commentar über die paulinischen Briefe in Ep. Ephes. c. IV.: „Im Anfange war es Allen gestattet, das Evangelium zu verkündigen, zu taufen und die Schrift in der Kirche zu erklären" (omnibus inter initia concessum est, et evangelizare et baptizare et scripturas in ecclesia explanare). — Und daß Tertullian nicht erst aus dem Geiste des Montanismus diese Idee entlehnt hatte, geht insbesondere daraus hervor, daß er selbst mit antimontanistischen Laien kämpfend, es ihnen vorrückt, daß sie, wenn sie ihre Rechte gegen die Geistlichkeit behaupten wollten, jenes alle gemeine Priesterthum geltend machten, dieses aber bei Seite setzten, wenn von den Verpflichtungen der Geistlichkeit die Rede sey (de monogam c. 12.: Cum extollimur et inflamur adversus clerum, tunc unum omnes sumus, tunc omnes sacerdotes, quia sacerdotes nos Deo et Patri fecit; quum ad peraequationem disciplinae sacerdotalis provocamur, deponimus insulas et impares sumus).

Dieser Idee vom allgemeinen christlichen Priesterthum würde der den Geistlichen gegebene Name der κληρικοι (κληρος oppos. λαος) entgegenstehn, wenn dieser, wenigstens im Verlauf des zweiten Jahrhunderts in dieser Bedeutung entstandene Name ursprünglich den Sinn gehabt hätte, welchen man in späterer Zeit allgemein in denselben hineinlegte; nämlich die Geistlichen verglichen mit den Leviten des alten Testaments, als die Gott geweihte Kaste, die sich mit nichts Irdischem beschäftigen und dafür um Gotteswillen von den übrigen Christen ihren Lebensunterhalt erhalten sollte, wie Hieronymus ep. ad Nepotian.: „vel quia de sorte sunt Dei, vel quia

sentliche Element des Urchristenthums aufschließen, wenn er auch dasselbe nicht immer auf die rechte Weise benutzte. Daß aber auch Tertullian nicht erst durch den Montanismus jene Idee so sehr hervorzuheben veranlaßt wurde, geht daraus hervor, daß er sich eben so stark in seiner Schrift de baptismo ausdrückt (die er, nach inneren Merkmalen zu urtheilen, schwerlich als Montanist geschrieben hat, denn nicht zu erwähnen, daß er auf die neuen Offenbarungen hier nirgends sich beruft, daß er so stark gegen die Spaltungen spricht; so konnte er zwar wohl auch als Montanist den Weibern in den Gemeindeversammlungen gewöhnlich das Wort zu nehmen verbieten; aber er mußte sich doch gegen den Vorwurf, der nach dieser so unbedingt ausgesprochenen Regel den Montanisten gemacht werden konnte, verwahren durch die hinzugefügte Beschränkung, wenn sie nicht vom Geiste erweckte Prophetinnen wären). Er sagt hier c. 17.: „Was auf gleiche Weise von Allen empfangen wird, kann auf gleiche Weise von Allen ausgetheilt werden, wenn nicht etwa bloß Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen Lehrlinge des Christenthums genannt werden (nisi Episcopi aut Presbyteri aut Diaconi vocantur discentes oder, ein Komma vor oder nach vocantur, so würde es heißen, welche Erklärung noch natürlicher in den Worten liegt: wenn die Layen auch noch nicht Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen heißen, so heißen sie doch Lehrlinge des Christenthums, sie lernen das göttliche Wort eben so gut, als es die Geistlichen gelernt haben, und indem sie das göttliche Wort lernen, erhalten sie auch das Recht, es andern wieder vorzutragen); Gottes Wort darf Keinem vorenthalten werden. Und also kann auch die Taufe, die auf gleiche Weise von Gott kommt (aeque Dei census, welches letzte Wort bei Tertullian den Ursprung und die darin begründete Beschaffenheit einer Sache bezeichnet) von Allen verwaltet werden." Alle Christen, will Tertullian sagen, empfangen alles, was zum Christenberuf oder zum christlichen Priesterthum gehört, dieselben himmlischen Güter, Sakramente und göttliches Wort. Was sie vom Himmel empfangen, können sie auch durch des göttlichen Geistes Kraft wieder Andern mittheilen. Aber wegen der kirchlichen Ordnung thun die

Laien in der Regel auf die Ausübung gewisser Priesterrechte, wie Verwaltung der Sakramente, Verzicht, und überlassen sie den von der Gemeinde dazu bevollmächtigten Personen. Im Nothfall, wo kein Geistlicher da ist, nehmen sie die Ausübung dieses ursprünglichen Rechts wieder an sich. Ein jeder fromme Christ konnte ja, indem er in eine Gegend kam, wo er erst das Evangelium verkündigte, in den Fall kommen, alle jene christlichen Priesterrechte ausüben zu müssen. Von dieser Zeit sagt auch der unter dem Namen des Ambrosiaster bekannte merkwürdige Commentar über die paulinischen Briefe in Ep. Ephes. c. IV.: „Im Anfange war es Allen gestattet, das Evangelium zu verkündigen, zu taufen und die Schrift in der Kirche zu erklären" (omnibus inter initia concessum est, et evangelizare et baptizare et scripturas in ecclesia explanare). — Und daß Tertullian nicht erst aus dem Geiste des Montanismus diese Idee entlehnt hatte, geht insbesondere daraus hervor, daß er selbst mit antimontanistischen Laien kämpfend, es ihnen verrückt, daß sie, wenn sie ihre Rechte gegen die Geistlichkeit behaupten wollten, jenes allgemeine Priesterthum geltend machten, dieses aber bei Seite setzten, wenn von den Verpflichtungen der Geistlichkeit die Rede sey (de monogam c. 12.: Cum extollimur et inflamur adversus clerum, tunc unum omnes sumus, tunc omnes sacerdotes, quia sacerdotes nos Deo et Patri fecit; quum ad peraequationem disciplinae sacerdotalis provocamur, deponimus infulas et impares sumus).

Dieser Idee vom allgemeinen christlichen Priesterthum würde der den Geistlichen gegebene Name der κληρικοι (κληρος oppos. λαος) entgegenstehn, wenn dieser, wenigstens im Verlauf des zweiten Jahrhunderts in dieser Bedeutung entstandene Name ursprünglich den Sinn gehabt hätte, welchen man in späterer Zeit allgemein in denselben hineinlegte; nämlich die Geistlichen verglichen mit den Leviten des alten Testaments, als die Gott geweihte Kaste, die sich mit nichts Irdischem beschäftigen und dafür um Gotteswillen von den übrigen Christen ihren Lebensunterhalt erhalten sollte, wie Hieronymus ep. ad Nepotian.: „vel quia de sorte sunt Dei, vel quia

göttliche Element des Christenthums aufzufassen, wenn er auch dasselbe nicht immer auf die rechte Weise benutzte. Daß aber auch Tertullian nicht erst durch den Montanismus jene Idee so sehr hervorzuheben veranlaßt wurde, geht daraus hervor, daß er sich von so stark in seiner Schrift de baptismo ausdrückt (die er, nach innern Merkmalen zu urtheilen, schwerlich als Montanist geschrieben hat, nun nicht zu erwähnen, daß er auf die neuen Offenbarungen hier nirgends sich beruft, daß er so stark gegen die Spaltungen spricht; so könnte er zwar wohl auch als Montanist den Weibern in den Gemeindeversammlungen gewöhnlich das Wort zu nehmen verbieten; aber er mußte sich doch gegen den Vorwurf, der nach dieser so unbedingt ausgesprochenen Regel den Montanisten gemacht werden konnte, verwahren durch die hinzugefügte Beschränkung, wenn sie nicht vom Geiste erweckte Prophetinnen wären). Er sagt hier c. 17.: „Was auf gleiche Weise von Allen empfangen wird, kann auf gleiche Weise von Allen ausgetheilt werden, wenn nicht etwa bloß Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen Lehrlinge des Christenthums genannt werden (nisi Episcopi aut Presbyteri aut Diaconi vocantur discentes oder, ein Komma vor oder nach vocantur, so würde es heißen, welche Erklärung noch natürlicher in den Worten liegt: wenn die Layen auch noch nicht Bischöfe, Presbyteren oder Diakonen heißen, so heißen sie doch Lehrlinge des Christenthums, sie lernen das göttliche Wort eben so gut, als es die Geistlichen gelernt haben, und indem sie das göttliche Wort lernen, erhalten sie auch das Recht, es andern wieder vorzutragen); Gottes Wort darf Keinem vorenthalten werden. Und also kann auch die Taufe, die auf gleiche Weise von Gott kommt (aequus Dei census, welches letzte Wort bei Tertullian den Ursprung und die darin begründete Beschaffenheit einer Sache bezeichnet) von Allen verwaltet werden." Alle Christen, will Tertullian sagen, empfangen alles, was zum Christenberuf oder zum christlichen Priesterthum gehört, dieselben himmlischen Güter, Sakramente und göttliches Wort. Was sie vom Himmel empfangen, können sie auch durch des göttlichen Geistes Kraft wieder Andern mittheilen. Aber wegen der kirchlichen Ordnung thun die

Laien in der Regel auf die Ausübung gewisser Priesterrechte, wie Verwaltung der Sakramente, Verzicht, und überlassen sie den von der Gemeinde dazu bevollmächtigten Personen. Im Nothfall, wo kein Geistlicher da ist, nehmen sie die Ausübung dieses ursprünglichen Rechts wieder an sich. Ein jeder fromme Christ konnte ja, indem er in eine Gegend kam, wo er erst das Evangelium verkündigte, in den Fall kommen, alle jene christlichen Priesterrechte ausüben zu müssen. Von dieser Zeit sagt auch der unter dem Namen des Ambrosiaster bekannte merkwürdige Commentar über die paulinischen Briefe in Ep. Ephes. c. IV.: „Im Anfange war es Allen gestattet, das Evangelium zu verkündigen, zu taufen und die Schrift in der Kirche zu erklären" (omnibus inter initia concessum est, et evangelizare et baptizare et scripturas in ecclesia explanare). — Und daß Tertullian nicht erst aus dem Geiste des Montanismus diese Idee entlehnt hatte, geht insbesondere daraus hervor, daß er selbst mit antimontanistischen Laien kämpfend, es ihnen verrückt, daß sie, wenn sie ihre Rechte gegen die Geistlichkeit behaupten wollten, jenes allgemeine Priesterthum geltend machten, dieses aber bei Seite setzten, wenn von den Verpflichtungen der Geistlichkeit die Rede sey (de monogam c. 12.: Cum extollimur et inflamur adversus clerum, tunc unum omnes sumus, tunc omnes sacerdotes, quia sacerdotes nos Deo et Patri fecit; quum ad peraequationem disciplinae sacerdotalis provocamur, deponimus insulas et impares sumus).

Dieser Idee vom allgemeinen christlichen Priesterthum würde der den Geistlichen gegebene Name der κληρικοι (κληρος oppos. λαος) entgegenstehn, wenn dieser, wenigstens im Verlauf des zweiten Jahrhunderts in dieser Bedeutung entstandene Name ursprünglich den Sinn gehabt hätte, welchen man in späterer Zeit allgemein in denselben hineinlegte; nämlich die Geistlichen verglichen mit den Leviten des alten Testaments, als die Gott geweihte Kaste, die sich mit nichts Irdischem beschäftigen und dafür um Gotteswillen von den übrigen Christen ihren Lebensunterhalt erhalten sollte, wie Hieronymus ep. ad Nepotian.: „vel quia de sorte sunt Dei, vel quia

(Zu Seite 347. Zeile 2.):

23) Ich ſetze bei der Ueberſetzung voraus, daß in dieſer Stelle Tertullians geleſen werden muß: aeque quod firmius, nicht Infirmius, denn er will ja ſchwerlich den Geiſt den ſchwächeren Theil des Menſchen nennen, zumal ihm Matth. 26, 41. hier vorzuſchweben ſcheint (cf. c. IV).

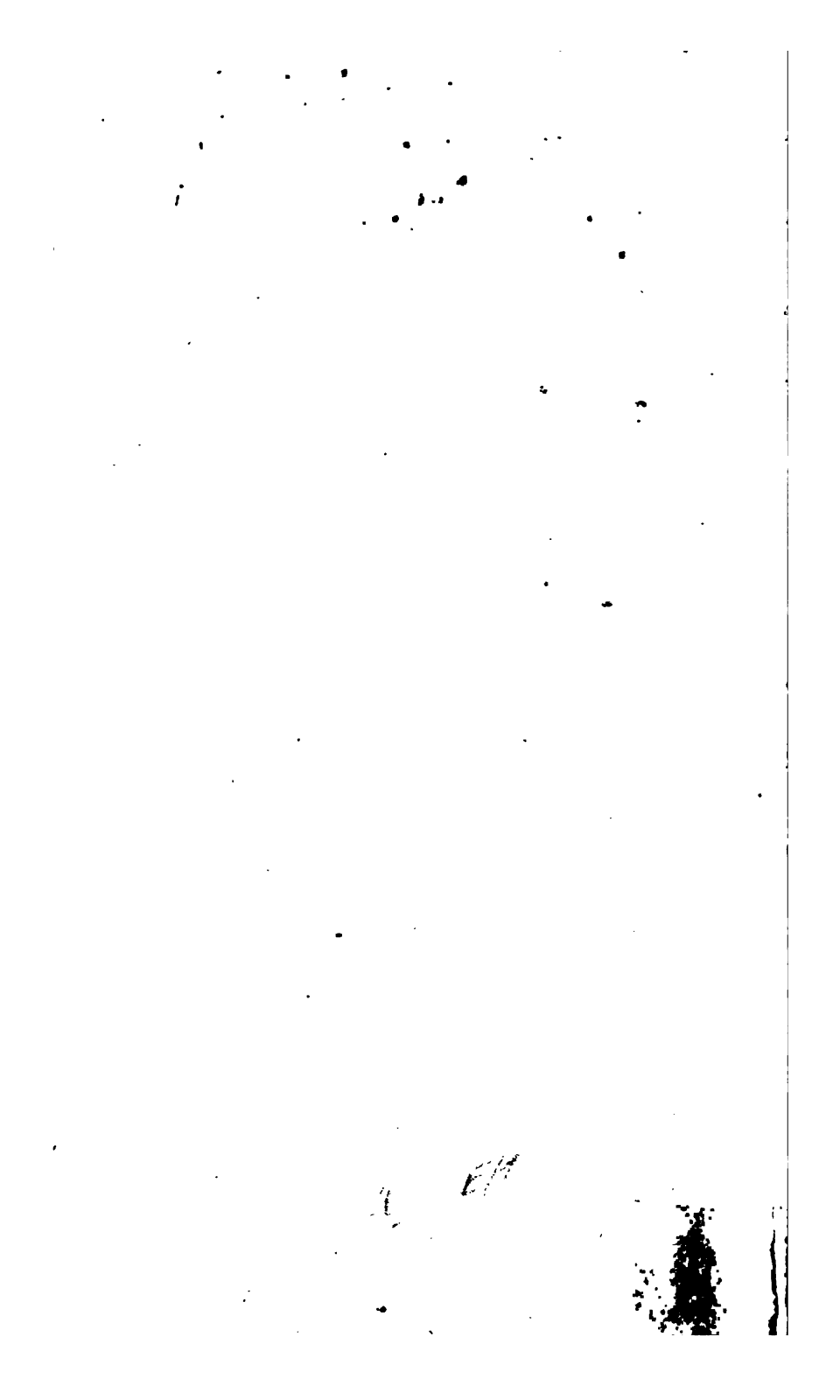
(Zu Seite 378. Z. 18.)

24) Ich glaube allerdings, daß der Erzählung von der legio Fulminata die Thatſache zum Grunde liegt, daß in dieſer Legion viele Chriſten waren, welche in der großen Noth, wie ſie immer pflegten, auf die Kniee fielen und die Rettung als Erhörung ihres Gebets anſahen und verkündeten. Apollinaris, Biſchof von Hierapolis in Phrygien, mogte die Sache zuerſt von chriſtlichen Soldaten, die nach ihren Quartieren in Armenien zurückkehrten, gehört haben. Selbſt was die Heiden erzählten, konnten die Chriſten als Beſtätigung ihres Glaubens anſehen. So ſagt Tertullian (ad Scapulam c. IV.): „Wenn iſt nicht allgemeine Dürre durch unſer Gebet und Faſten verurſachet worden? Dann legt euch das Volk, wenn es ausruft: Gelobt ſey der Gott der Götter, der einzig Mächtige, in dem Namen Jupiters! ein Zeugniß vom unſerm Gott ab."

(Zu Seite 384. Z. 4. u. u.)

25) Der Kammerherr, an welchen dieſer Brief gerichtet iſt, könnte wohl im Dienſte des Conſtantius Chlorus geweſen ſeyn. Wenn in dem Briefe geſagt wird, daß der noch nicht chriſtliche Fürſt die Hut ſeines Leibes und Lebens Chriſten, als den Treuſten vertraut habe, ſo ſtimmt dies mit dem überein, was Euſebius (de Vit. Const. L. I. c. 16.) von dem Conſtantius Chlorus erzählt. (Der Brief iſt zu finden in D'Achery spicileg. T. III. fol. 298.)

Zuſatz. Es ſcheint mir doch dieſer Beweis dafür, daß die Schrift an einen Oberkammerherrn des Conſtantius Chlorus gerichtet ſey, nicht mehr ſo entſcheidend zu ſeyn, denn es könnte wohl ſeyn, daß Theonas hier ſeinen Geſichtspunkt dem Kaiſer zugeeignet. Es könnte den Kaiſer aber ganz unabſichtlich dazu gekommen ſeyn, daß er ſo viele Chriſten unter ſeinen Kammerherrn hatte, ſie waren anfangs alle Heiden, wurden aber größtentheils durch dieſen Oberkammerherrn zum Chriſtenthum bekehrt, es könnte dies alſo noch keinen Beweis für die den Chriſten beſonders günſtige Geſinnung dieſes Kaiſers abgeben, vielmehr ſollte man, wenn es Conſtantius Chlorus wäre, mehr von ſeiner dem Chriſtenthum günſtigen Denkart zu finden erwarten. Was von den chriſtlichen Kammerherrn des Diocletianus erzählt wird, kann allerdings veranlaſſen, an ihn zu denken.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410